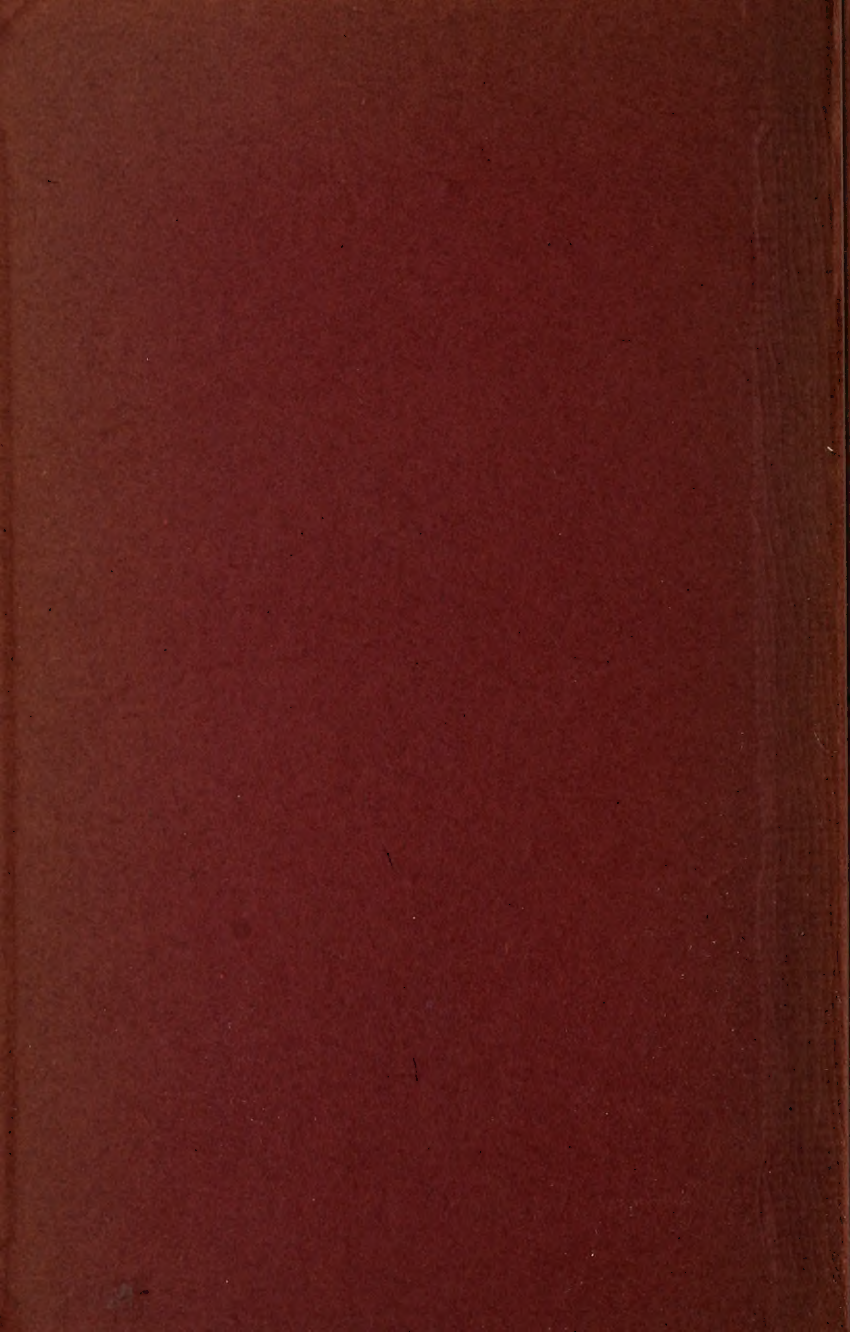
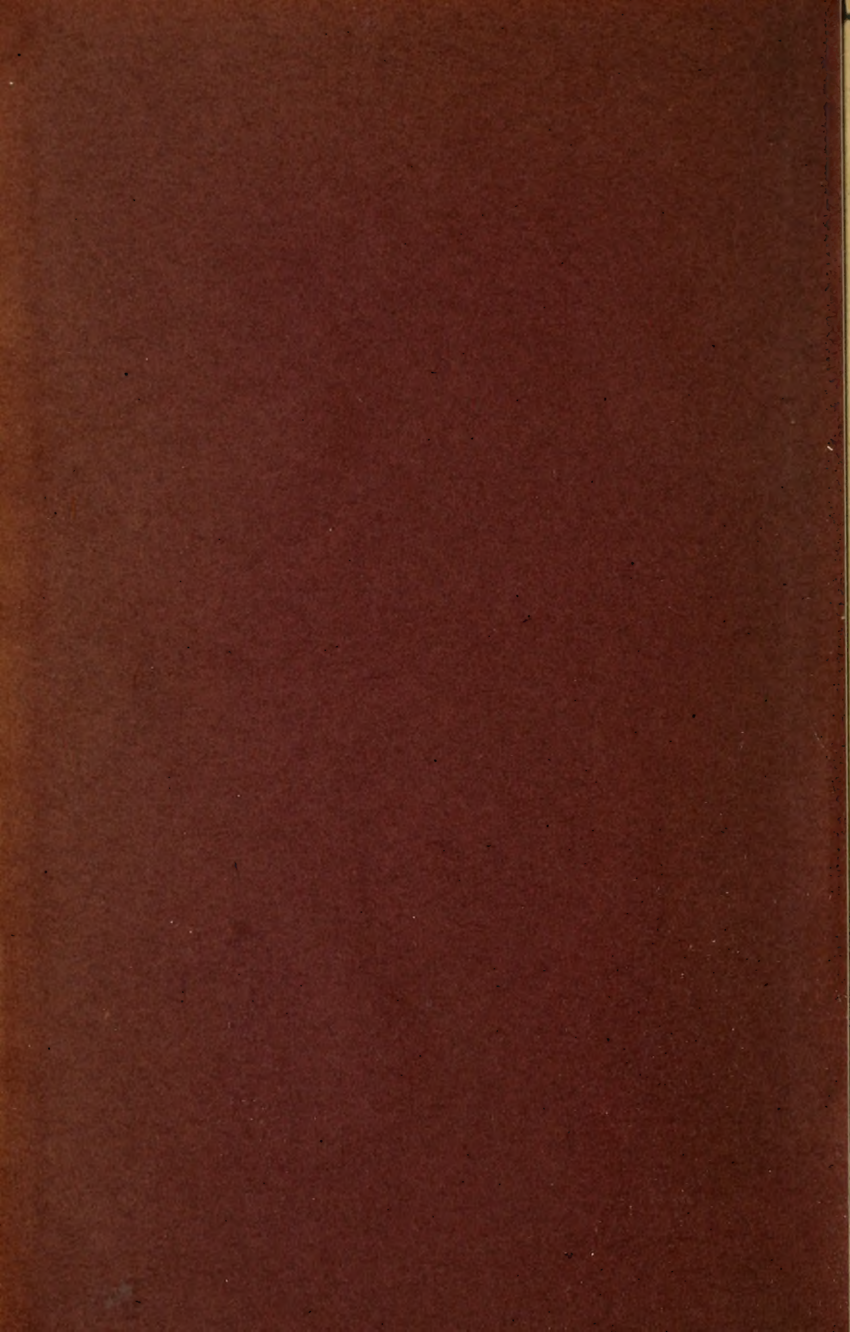








Die

Entwicklung der deutschen Kultur

im Spiegel

des deutschen Lehnworts

von

Friedrich Seiler.

Zweiter Teil:

Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Halle a. d. S.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1921.



Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Vorwort.

Trotz der großen Schwierigkeiten, unter denen das Buchgewerbe in dieser argen Zeit mehr als andere Gewerbe zu leiden hat, hat sich die weitblickende Verlagsbuchhandlung entschlossen, den zweiten Band der „Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts", dessen zweite Auflage seit lange vergriffen ist, zum dritten Male drucken zu lassen. Ich habe das Buch zu diesem Zwecke einer eingehenden Durchsicht unterzogen und nicht nur viele Einzelheiten verbessert und hinzugefügt, sondern ganze Partien umgearbeitet, so daß das Buch nicht nur an äußerem Umfang (es ist etwa drei Bogen stärker), sondern auch, wie ich hoffe, an innerem Wert wesentlich gewonnen hat. Die Ergebnisse der neuesten Forschungen, soweit sie mir bekannt geworden sind, habe ich gewissenhaft benutzt und in meine Darstellung hineingearbeitet.

Das vorliegende Buch dient nicht der Staaten- und Fürsten-, sondern der Volksgeschichte und wird somit auch einen Stein abgeben für den Neuaufbau des Geschichtsunterrichts, der ja nach den Ereignissen von 1918 ganz andere Bahnen einschlagen muß, als

er vor diesem Wendepunkte zu gehen pflegte. Mein Buch will den Fortschritt nicht nur der äußeren Zivilisation, sondern auch der inneren Kultur des deutschen Volkes in der Sprache wie in einem Spiegel erkennen lassen und dem Lehrer das Material an die Hand geben, um den Sach- und Sprachunterricht in fruchtbringender Weise miteinander zu verbinden.

Auch für Schülervorträge und schriftliche Ausarbeitungen hat sich mein Buch, wie mir mehrfach berichtet worden ist, als durchaus geeignet erwiesen, weil sich die Schüler und Schülerinnen durch den Stoff angezogen und dauernd interessiert fühlen. Ich führe daher einige für solche Übungen passende Themata an, ohne den Stoff irgendwie erschöpfen zu wollen.

Aus Band I: Die Kulturbeziehungen zwischen Kelten und Germanen. — Die ältesten Entlehnungen aus der Wanderzeit. — Ortsnamen als Zeugen germanischer Besiedlung romanischen Landes. — Keltisch-römische Ortsbezeichnungen nach ihrem Sinn geordnet und mit den entsprechenden deutschen verglichen. — Was haben wir Deutschen von den Römern im Kriegswesen (im Verwaltungswesen, Seewesen, Bauwesen, im Gartenbau, Ackerbau usw.) gelernt? — Der Handel Altgermaniens mit den Südvölkern. — Der altdeutsche Häuserbau. — Heizung, Beleuchtung, Wasserversorgung und Kanalisation im vorchristlichen Deutschland. — Der Weinhandel (oder: Weinbau und Weinhandel) im vorchristlichen Deutschland. — Die Wein- und Obstzucht im vorchristlichen Deutschland. — Welche

Obst- und Gemüsearten sind schon zur Römerzeit aus dem Orient nach Deutschland gekommen? — Der Meierhof zur Merowinger- und Karolingerzeit. — Der altdeutsche Bauergarten. — Wie verbesserte sich zur Römer- und Merowingerzeit die deutsche Küche? — Der Ackerbau bei den alten Deutschen. — Vieh- und Vogelzucht im vorchristlichen Deutschland. — Die wichtigsten Nahrungsmittel der alten Deutschen. — Jagd und Fischfang im vorchristlichen Deutschland. — Welche Hausteile und Hausgeräte sind deutsch, welche römisch? — Das Handwerk bei den alten Germanen. — Die Kleidung der alten Deutschen. — Die Körperpflege bei den alten Germanen. — Die frühesten Einwirkungen des Christentums auf die Deutschen. — Welche Kulturerrungenschaften verdanken wir den Römern?

Aus Band II: Der Wert der Lehnwörter für die Erforschung des Werdegangs der deutschen Kultur. — Die Einwirkung des katholischen Christentums auf die deutsche Sprache. — Die Kirche als Erzieherin des deutschen Volkes zur Kultur. — Bildung und Universitäten. — Wie verfuhren die christlichen Missionare bei der Übermittlung der kirchlichen Begriffe an die Deutschen? — Übersetzung und Entlehnung fremder Wörter. — Die Anfänge des Unterrichts und der Schule bei den Deutschen. — Klosterleben nach deutschen Lehnwörtern. — Die Ausstattung der Kirchen. — Welche Blumen und Gartengewächse haben wir im Mittelalter aus der Fremde (aus dem Süden, aus

dem Orient) erhalten? — Mittelalterliche Bereicherungen der Speisen und Getränke. — Verfeinerungen des Bauwesens im Mittelalter. — Der Einfluß der französischen Kultur auf die deutsche während des Mittelalters. — Schilderung des Ritterwesens nach deutschen Lehnwörtern. — Die Italiener des Mittelalters als Lehrmeister der Deutschen. — Die Niederländer als Kulturvermittler zwischen Deutschen und Franzosen. — Vergnügungen und Sitten der ritterlichen Gesellschaft im Mittelalter. — Das Kriegswesen im Mittelalter. — Ritterliche und bürgerliche Kriegsübungen. — Die Entwicklung der Gewerbe (des Handels, der Schiffahrt) in Deutschland während des Mittelalters. — Der Einfluß der Kreuzzüge (des Orients) auf die abendländischen Völker im Mittelalter. — Die Bedeutung der Kaiserstadt Byzanz für den mittelalterlichen Völkerverkehr. — Welche Dienste haben die Araber im Mittelalter den abendländischen Völkern geleistet? — Was haben wir von unsern östlichen Nachbarvölkern übernommen? — Welche wesentlichen Fortschritte machte die deutsche Kultur im 14. und 15. Jahrhundert? — Regierung und Verwaltung während des Mittelalters. — Welche bisher unbekannten Tiere und Pflanzen lernten die Deutschen von der Merowingerzeit bis zum Ausgang des Mittelalters kennen?

Ebenso können auch Band III und IV abschnitts- oder kapitelweise als Themata zu Vorträgen benutzt werden. Größere Arbeiten können angefertigt werden,

wenn mehrere Bände oder alle vier dem Thema zugrunde gelegt werden, z. B.: Die Einwirkung des Christentums auf die deutsche Sprache. — Der Einfluß fremder Sprachen auf die deutsche Wortbildung, oder: Welche wortbildenden Elemente hat die deutsche Sprache aus anderen Sprachen entnommen? — Der Einfluß des Französischen auf die deutsche Sprache. — Die Sprache der guten Gesellschaft. — Modewörter. — Was verdankt die deutsche Sprache dem Italienischen (oder Spanischen oder Englischen)? — Wie hat die antike Welt (oder der Humanismus) auf unsere Sprache gewirkt? — Literarische und volkstümliche Entlehnungen. — Welche Kulturgüter verdanken wir den übrigen Erdteilen? — Die Entwicklung des deutschen Handels, Gewerbes, Handwerks, der gelehrten Bildung, Medizin, Jurisprudenz, Musik, des Kriegs- und Seewesens, des Ackerbaues, der Viehzucht, Jagd und Fischerei. — Das Lehnwort eine Macht im täglichen Leben. — Das Lehnwort unser Begleiter vom Morgen bis zur Nacht.

Über die Fremdwörterfrage habe ich mich im Vorwort zur dritten Auflage des ersten Bandes ausführlich ausgesprochen und bin daher nicht willens, mich hier nochmals darüber zu äußern, denn ich habe meine Ansichten seit dem Jahre 1913 nicht geändert. Auch scheint mir die Gegenwart am allerwenigsten dazu angetan, Kraft und Arbeit auf Ziele zu verwenden oder sich über Dinge aufzuregen, die doch äußerlich und kleinlich erscheinen gegenüber den furchtbar ernsten

Fragen, von deren Lösung gegenwärtig der Bestand unserer Nation als eines freien und kulturkräftigen Volkes abhängt. Dazu kommt, daß neuerdings Elise Richter in ihrer vortrefflichen „Fremdwörterkunde" (Leipzig, Teubner, 1919: Aus Natur und Geisteswelt 570) alle einschlagenden Punkte sachgemäß und mit wohlabgewogenem, maßvollem Urteil behandelt hat. Ihre Stellungnahme ist bisweilen leichten Schwankungen ausgesetzt, aber im allgemeinen stimme ich ihren Ansichten und Ausführungen vollkommen bei und möchte hier besonders den öfter von ihr ausgesprochenen Gedanken hervorheben, daß die Übernahme fremder Wörter in weitem Umfange auf der allgemeinen Überlegenheit eines anderen Volkes beruht. Ein Volk, das kraftvoll nach außen wirkt, auf niemand angewiesen ist und den richtigen nationalen Stolz besitzt, wird eine starke Eigenart entwickeln und diese — absichtlich oder unabsichtlich — auch den Völkern aufprägen, mit denen es zu tun hat.

Solche starken Völker erwecken die Bewunderung, erfüllen die Phantasie und gewinnen die ehrfurchtsvolle Zuneigung der schwächeren. Diese nehmen die Kultur jener gern an, lernen deren Sprache und bereichern ganz unwillkürlich ihren eigenen Wortschatz aus ihr. Wo dagegen schwächliche, zerfahrene Zustände herrschen, wo die Volkseigenart am Verblassen ist, wo der Einzelne sich nicht als Glied des Ganzen fühlt, sondern ein Gefühl der Nichtzusammengehörigkeit, der Heimatlosigkeit die Masse des Volkes durchdringt, da kann sich

keine kräftige Eigenart gestalten, da schielt die Sehnsucht, die Bewunderung, der Nachahmungstrieb nach den Völkern, die fest auf sich selbst stehen. In solchen Zeiten politischer und moralischer Schwäche ist fremden Einflüssen — auch in sprachlicher Hinsicht — Tür und Tor geöffnet. Man wird diesen Ausführungen, wenn auch mit betrübtem Herzen, beistimmen müssen. Nur mit tiefer Wehmut liest man die letzten, sicher schon vor dem Zusammenbruch geschriebenen Worte des Büchleins, welche lauten: „Der Glaube an deutsche Kraft und an die kommenden großen Tage des Deutschtums“. Es sind andere Tage gekommen, aber den Glauben an unsere Zukunft dürfen wir uns trotz des über uns hereingebrochenen Unheils nicht nehmen lassen. Nur der ist verloren, der sich selbst aufgibt.

Um aber wieder in die Höhe zu kommen, müssen wir vor allem die durch den Krieg zerrissenen Fäden, die uns vorher mit den andern großen Kulturvölkern verbunden haben, wieder anzuknüpfen suchen. Wir haben im Laufe einer langen Geschichte unendlich viel von anderen Völkern gelernt, und andere Völker wohl auch von uns. Das Lernen von Volk zu Volk drückt sich aber sprachlich jedesmal und mit Notwendigkeit in Entlehnungen aus. „Viel gelernt, viel entlehnt“ und umgekehrt: „Viel entlehnt, viel gelernt.“ Wir müssen auch weiter lernen und entlehnen. Ein Wachstum lediglich aus uns selbst heraus ist undenkbar. Wenn wir uns isolieren, so verkümmern wir. Wir müssen in und mit dem großen Kulturkreis vorwärts streben,

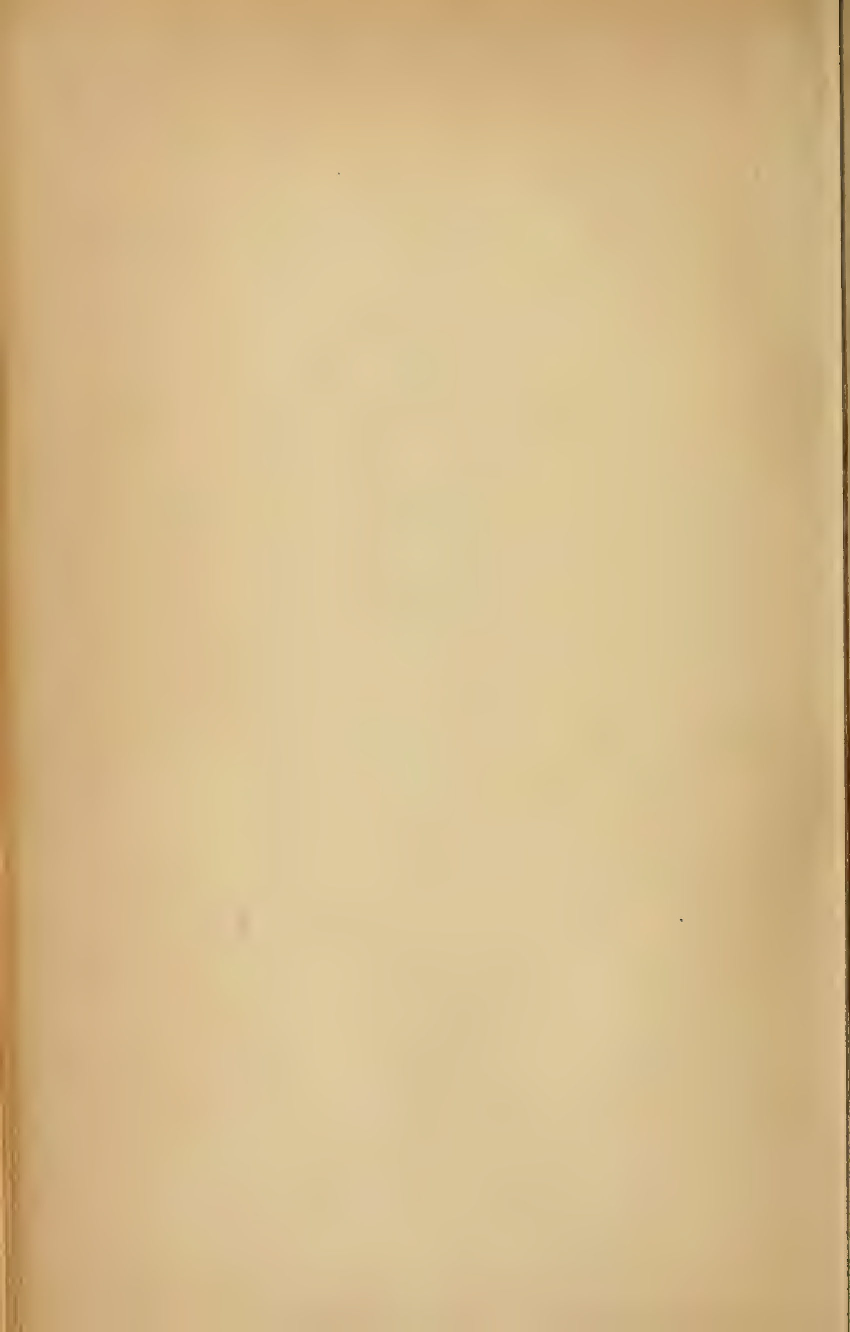
und weiter wachsen, in den wir nun einmal durch den Gang der Weltgeschichte und durch unsere geographische Lage hineingestellt sind.

Was wir im Mittelalter gelernt haben, davon legt das vorliegende Buch Zeugnis ab.

Wittstock (Dosse) im Dezember 1920.

Friedrich Seiler.

Inhalt.



Kapitel I.

Kirchliche und gelehrte Bildung.

Nachdem sich schon seit dem 5. Jahrhundert christliche Einflüsse im südlichen und westlichen Deutschland geltend gemacht hatten, die nicht ohne Einwirkung auf den Sprachschatz geblieben waren[1], erfolgte im 8. Jahrhundert die durchgreifende Bekehrung des deutschen Volkes und die Eingliederung der deutschen Kirche in den Organismus der römischen durch Bonifazius. Dessen Werk wurde vollendet durch Karl den Großen, durch dessen beharrlich fortgesetzte Bemühungen die deutschen Stämme bis in den Kern ihres Wesens hinein christianisiert wurden. Dem Deutschen trat in und mit der neuen Religion eine wahre Fülle neuer Gegenstände und Einrichtungen nahe, und es galt nun, für all diese Dinge auch neue, dem Sprach- und Volksgeiste gemäße Bezeichnungen zu finden. Das war in erster Linie die Aufgabe der Priester und Mönche deutschen Stammes, welche die neue Botschaft dem Volke mundgerecht zu machen und ihre Predigt und Lehre so einzurichten hatten, daß ihre Pfarr- und Beichtkinder sie verstanden.

Bei der Christianisierung der Sprache — so

1) Vgl. I 233—251.

dürfen wir diesen Prozeß wohl nennen — bot sich den Bekehrern und geistlichen Erziehern des Volkes ein zwiefacher Weg, der der Entlehnung und der der Übertragung. Bei den Übertragungen unterscheiden wir Übersetzungen und Lehnübersetzungen. Übersetzungen nennen wir diejenigen Übertragungen fremder Wörter, die nur deren Inhalt wiedergeben: *salvator heiland, humilitas deomuotî, tentator versuocher.* Als Lehnübersetzungen bezeichnen wir die, die sich auch an die Form des fremden Kunstausdrucks anschließen, indem sie die Teile, aus denen jener besteht, einzeln wiedergeben, so daß im Deutschen eine der fremdsprachlichen Bildung konforme Neubildung entsteht: *συν-είδησις* — *con-scientia* — Ge-wissen; *συμ-πάθεια* — *compassio* Mit-leiden (DW VI, 2357); *miseri-cors* — *arma-herzi* (I 247). Übersetzungen finden demnach besonders bei einfachen, Lehnübersetzungen nur bei zusammengesetzten Wörtern statt.[1]

Das Übertragen der fremden kirchlichen Ausdrücke ins Deutsche war durchaus keine leichte und einfache Sache.[2] Wenn die Missionare dies anwandten, so bereicherten sie die deutsche Sprache durch Neubildungen aus vorhandenen Wortstämmen und durch Neuanwendungen vorhandener Wörter. Wenn sie dagegen die kirchlichen Bezeichnungen beibehielten, so bereicherten sie

1) Vgl. meinen Aufsatz: Lehnübersetzungen und Verwandtes, Zeitschr. f. deut. Unterricht 1917, 241—6.

2) Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache, S. 280.

die deutsche Sprache durch neue Wörter. Nicht selten schwankt die Wage längere Zeit zwischen beiden Möglichkeiten, und es läßt sich durchaus nicht immer mit Sicherheit das für die schließliche Entscheidung ausschlaggebende Moment auffinden; denn das Walten des Sprachgeistes wird immer etwas Geheimnisvolles behalten. Eine oder die andere der wirkenden Ursachen läßt sich aber wohl erkennen, und im allgemeinen darf man schon für diese frühe Periode den Satz aufstellen, daß die Lehnwörter ein mehr volkstümliches, die Übersetzungen ein mehr gelehrtes und künstliches Gepräge tragen, also gerade umgekehrt, als man erwarten sollte. Haben doch die Lehnwörter auch heute noch häufig einen populären, ja vulgären Anstrich, z. B. ‚Kompliment' gegenüber ‚Empfehlung', ‚Courage' gegenüber ‚Mut', ‚Malheur' gegenüber ‚Unglück' u. dgl.

Manche der lateinischen Kirchenwörter widerstanden nach ihrem ganzen Bau und Wesen der Eingliederung in das deutsche Sprachgut. Mehrsilbige Zusammensetzungen mit *con-* z. B. ins Deutsche zu übernehmen, ist nie auch nur der Versuch gemacht worden.[1] Man übersetzt die Präposition *con-* in der Regel durch die etymologisch entsprechende Vorsilbe *gi-* (ge-), seltener durch *bi-*. So wurde aus *communio gimeinida* ‚Gemeinde', *conscientia giwizzanî* ‚Gewissen', *compater gevatero* ‚Gevatter', *convertere bikêran* ‚bekehren', *confessio bijiht* (von *jehan* ‚sprechen') ‚Beichte'. In ähn-

1) Kluge in der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins 1894, S. 206.

licher Weise wurde die Apokalypse zur *intdacnassi* ‚Entdeckung, Enthüllung‘, *resurgere* zu *ûfarstandan* ‚auferstehen‘. Für *conterere* bot sich mhd. *zerknürsen* (= zermalmen), das dann durch volksetymologische Anlehnung an *knirschen* zu ‚zerknirschen‘ wurde.

Andere Wörter hätten sich vielleicht bequem in deutsche Sprache eingefügt, z. B. *pascha*, got. *paska*, altſ. *pascha*, mnd. *pāsche*, das in den Niederlanden (*paasch*) und den nordwestlichen Gegenden Niederdeutschlands als Pasch volkstümlich geworden ist. Man redet in Westfalen und am Rhein noch heute von ‚Pascheiern‘ und ‚Paschfeuern‘. Trotzdem erhielt das christliche Paschafest den Namen der germanischen Frühlingsgöttin *Ostara* (= *Aurora*), deren Fest ungefähr zu derselben Jahreszeit gefeiert worden war (vgl. I 245). Die geistlichen Leiter des Volkes hielten es für nützlich, kirchliche Wörter durch annähernd passende deutsche Ausdrücke zu ersetzen, selbst durch solche, die eine stark heidnische Färbung hatten. Sie verliehen dadurch den neuen christlichen Begriffen einen volkstümlichen Anstrich und durften hoffen, das Volk um so eher daran zu gewöhnen. So setzte man auch an Stelle des *dies natalis* die von altersher den göttlichen Müttern heiligen Nächte der Wintersonnenwendezeit, wobei der Übertragung des Ausdruckes ‚Weihnachten‘ sehr förderlich war, daß die heilige Geschichte von der Geburt Christi ebenfalls in der Nacht spielt.[1] Die christlich-

1) Neuerdings bestreitet man die Beziehung von ‚Weihnachten‘ auf die altgermanischen heiligen Zwölfnächte

jüdische *gehenna* ersetzte man durch die altgermanische *hella*[1], auch durch *quala* ‚Qual'; für *propheta* sagte man *wîzago* oder *forasago*, für Apostel ‚Boten', ‚Zwölfboten' oder ‚Jünger', für das christliche *deus* gebrauchte man von Anfang an und allgemein das heidnische *got*. für *dominus* ‚Herr', für *spiritus sanctus* anfangs *wîher âtum* ‚Weihatem', dann wohl durch den Einfluß der angelsächsischen Missionare[2] nach dem Vorbilde von *Holy Ghost heilag geist*. *Orare* und *oratio* wurden durch die heidnischen Ausdrücke *betôn* und *gabet* ‚Gebet' vollständig gedeckt. Leicht boten sich auch Übersetzungen für *dies iudicii* durch *suonatago* ‚Sühnetag' und *der iungisto tac*, während der mythische Ausdruck *muspilli* für Weltuntergang als gar zu heidnisch unverwendet blieb. Die *sinfluot* ‚große Flut', aus welcher später durch Volksetymologie ‚Sündflut' wurde, war möglicherweise ebenfalls bereits in der Göttersage vorhanden.

Besonders aber waren es schwerverständliche Begriffe, namentlich abstrakter Natur, welche einer Verdeutschung geradezu bedurften. Hätte man bei ihnen

(Hi) und führt den Plural mhd. *ze wîhen nahten*, auch schon gekürzt *wînachten*, einfach darauf zurück, daß mehrere Festtage hintereinander gefeiert wurden, ebenso wie bei Ostern und Pfingsten. Daneben erscheint der Singular *wihennaht*, ‚Weihnacht' aus *ze wîhen naht* ‚zur heiligen Nacht' und *diu wîhiu naht*, was jedenfalls eine Lehnübersetzung eines spät- und mlt. *sancta nox* ist. Über ‚Pfingsten' dagegen s. I 238.

1) Über *fern* aus *infernum* und *pech* s. I 244.

2) Kluge, Unser Deutsch, S. 9.

die lateinische Form gelassen, so wären sie dem gemeinen Manne völlig unnahbar geblieben. Wie schwierig mußte es z. B. sein, dem ungebildeten Volke den theologischen Begriff *substantia* = *οὐσία* auszudeuten; man half sich auf verschiedene Weise, durch *cnuat, gaburt* und *wesan;* das letzte hat sich als ‚Wesen' behauptet. Die *divinitas, trinitas, unitas, humanitas* gab man durch *goteheit, thrinissi, einissi* und *gomaheit* (von *gomo* ‚Mensch') oder *manheit* wieder, die drei Personen der Gottheit sind die *thrio heiti* (bei uns nur noch in Zusammensetzungen ‚-heit'). Zu nennen sind ferner *testamentum êwa* ‚Ehe' oder *urchundi* ‚Urkunde', *caritas* ‚Minne', *humilitas* ‚Demut', *misericordia* ‚Barmherzigkeit', *gratia* ‚Gnade' oder ‚Huld', *salús* ‚Heil', *sanctitas heilicheit, sacramentum heilictuom, doctrina* ‚Lehre', *reconciliatio* ‚Sühne, Versöhnung', *poenitentia* ‚Buße', *contritio* ‚Reue', *peccatum* ‚Sünde', *debitum* ‚Schuld', *vita aeterna êwiger lîp, salvator* ‚Heiland', *creator* ‚Schöpfer', *manifestare offanôn, redimere* ‚erlösen, erkaufen' usw. Nicht immer vermögen sich die Übersetzungen zu behaupten. Es kommt vor, daß das Fremdwort schließlich doch durchdringt. So *benedîen* statt *wîhan, biblie* oder *bibel* statt *buach frôno, prophête* statt *forasago.* Neben ‚Gevatter' taucht schon im mhd. *pate* von *pater* auf. Die mißverstandene Verdeutschung von *melodia suozsanc,* als hätte das Wort etwas mit *mel* ‚Honig' zu tun, mußte der *melodîe* weichen.[1]

---

1) Ein merkwürdiges Beispiel alter Volksetymologie ist die Übersetzung von *anachoreta* in der Benedektiner-

Den andern Fall, daß das lateinisch-romanische Wort beibehalten und entlehnt wurde, finden wir zunächst bei dem Widersacher Gottes, dem Satan, ahd. *satanâs* aus gr. lt. *satanas* von hebr. *sātan* ‚nachstellen, verfolgen‘. Sodann bei sämtlichen kirchlichen Ämtern und Würden. Auch hier versuchte man es wohl anfangs mit deutschen Übersetzungen, z. B. *êwart* für *sacerdos*, *fater* für *abbas*, *zehaning* für *decanus*, *wechari* für *hebdomadarius*, von denen die beiden letzten wohl nur künstliche Neubildungen sind. Aber an seinen Titel läßt sich niemand gern tasten (vgl. ‚Arzt‘ und ‚Doktor‘ I 228), und durch eine deutsche Benennung hätten die Geistlichen und kirchlichen Beamten sich etwas zu vergeben geglaubt, um so mehr, da gewissen deutschen Wörtern, wie z. B. *êwart* ‚Priester‘, ein stark heidnischer Beigeschmack anhaften mußte. Auch verlangte die Einheit der christlichen Kirche, daß die auf die kirchliche Organisation bezüglichen Ausdrücke, namentlich die Titel, in allen Ländern die gleichen seien. Daher kommt es, daß es unter den zahlreichen Bezeichnungen kirchlicher und klösterlicher Würdenträger nicht eine einzige deutsche gibt. ‚Pfaffe‘, ‚Bischof‘, ‚Pfarrer‘ und ‚Dechant‘ waren schon am Ende der vorigen Periode aufgenommen (I 236. 248) und zeigen daher noch die Wirkung der hochdeutschen Lautverschiebung. Diese war nun abgeschlossen und nicht mehr wirksam. Die

---

regel (Hattemer, Denkmahle des Mittelalters I 34) *einchoraner*; der Übersetzer scheint sich dabei etwa vorgestellt zu haben: der die Einsamkeit erkoren hat.

seit dem 8. Jahrhundert übernommenen Ausdrücke für kirchliche Amtspersonen bleiben daher unverschoben, aber ihre energische lautliche Umbildung beweist deutlich, daß sie nicht auf gelehrtem Wege, sondern durch mündliche Überlieferung aus lateinisch-romanischem Munde in unseren Wortbestand gelangt sind.

So ist aus dem romanisch-vulgären *prestre priestar* Priester geworden; die Quelle des Wortes ist das gr. *πρεσβύτερος*, lt. *presbyter*, was eigentlich bloß ‚der Ältere' heißt. Doch hatte schon das griechische Wort die verengte Bedeutung ‚Gemeindeältester' dann ‚geweihter Geistlicher' angenommen. Das äußere Kennzeichen, welches ihn von der Masse des Volkes schied, die Tonsur, hieß ahd. *blatta* (um 1000) Platte von einem mlt. *platta* ‚Flachstück', dann speziell ‚geschorene Glatze des Geistlichen'. Grundwort: gr. *πλάτη* zu *πλατύς* ‚breit'. Der dem Priester beigegebene niedere Kirchendiener hieß *sacrista* von *sacrum* ‚Gottesdienst', woraus ahd. *sigrista* Sigrist wurde. Unser heutiges Sakristan ist eine spätere gelehrte Entlehnung aus der mlt. Weiterbildung *sacristanus*. Der Sigrist hatte die Aufsicht über den Kirchenschatz und die Kirchengeräte zu führen, die sich in der *sacristia*, der *sacristie* (seit 13. Jhr.), Sakristei befanden. Da das Gotteshaus auch einfach *mansio* ‚Haus' (frz. *maison*) hieß, so nannte man den Aufseher über dasselbe auch *mansionarius* oder in der Vulgärsprache *masionarius*, *mesenarius*, woraus mhd. *mesnære* oder mit volksetymologischer Anlehnung an ‚Messe' — weil er bei dieser zu

assistieren hatte — *messenære* Mesner wurde. Oder man nannte diesen Aufseher und Diener auch einfach ‚den Wächter‘ *custos*, woraus im Vulgärlatein nach Analogie von cantor *custor* wurde. Aus dieser Form entstand ahd. *kustor*, Küster, frz. *cuistre* Schulpedell.[1] Eine Erweiterung des einfachen *custor* war *costurarius*, das sich dialektisch in Gusterer erhalten hat. Andere landschaftlich noch übliche Ausdrücke sind mhd. *kirchenære* Kirchner und Oppermann oder hochdeutsch Opfermann (zu *opparôn* I 249), beide auch als Eigennamen erhalten. Man erkennt aus dieser Fülle populärer Benennungen, eine wie volkstümliche Persönlichkeit dieser nicht durch die Weihen vom Volke gesonderte Kirchendiener, der zwischen ihm und dem Priester vermittelte, von Anfang an gewesen ist.

Eine besondere Steigerung und Hervorhebung wurde einem kirchlichen Titel durch Vorsetzung eines *archi* zuteil, welches das in seiner Art Vorzüglichste bezeichnete. In gotischer Zeit wurde das *ch* noch wie *k* gesprochen, z. B. *ark-aggilus*, ebenso im agſ. *arce-*, aber im Spätlateinischen sagte man *arzi*[2], woraus dann deutsch *erzi-*, Erz- werden mußte; so in ‚Erzengel, Erzpriester, Erzbischof‘. Bei diesem kirchlichen Gebrauch blieb aber die nun einmal gebildete, echt deutsch erscheinende Vorsilbe nicht stehen; sie erweiterte

1) Dies die jetzt allgemein angenommene Ableitung. Diez, Wört. d. roman. Sprachen II 269, führt *cuistre* noch auf *cuire* kochen ‚Pfaffenkoch‘ zurück.

2) Vgl. I 228 über *archiater*.

ihr Gebiet, indem sie auf die weltlichen Erzämter übertragen wurde. Im 12. Jahrhundert bemächtigten sich sodann die fahrenden Kleriker, die sogenannten Vaganten oder Goliarden, ihrer und schufen als den Vertreter ihres sangeskundigen Ordens den *archipoeta* ‚Erzdichter‘. Später finden wir dann einen *archiscurra*, einen ‚Erzpossenreißer‘, und im späteren Mittelalter sank die Vorsilbe reißend schnell im Werte und wurde besonders vor Schimpfwörtern angewendet: ‚Erzhalunke, Erzschurke, Erzlügner‘, bei Luther namentlich ‚Erzketzer, Erznarr, Erzschalk‘, auch vor Adjektiven: ‚erzdumm‘ und ‚erzfaul‘.

Da auch in Deutschland schon früh Wallfahrten Sitte wurden, so kam auch die romanisch-mlt. Bezeichnung des Wallfahrers *pelegrinus* (frz. *pèlerin*) aus lt. *peregrinus* ‚der Fremde‘ zu uns; ahd. *piligrîn* und mit Abrundung des Auslautes *piligrîm* Pilgrim, daneben abgekürzt *pilgrî* Pilger.

Nicht zu behaupten vermochten sich die populären Lehnwörter *jacuno fikari* und *canunih*, welche durch die gelehrten lateinischen Ausdrücke, denen sie entstammen, *diaconus*, *vicarius*, *canonicus*, wieder verdrängt wurden. Auch die älteste Bezeichnung für ‚Taufpate‘ mhd. *pfetter* aus *patrinus*, frz. *parrain* (mundartlich noch Pfetter I 249, mit näherem Anschluß an *patrinus* auch Pettern), deren Entlehnung wegen des *pf* in ganz frühe Zeit fallen muß, ist später durch das einfache *pate* Pate ersetzt worden von *pater*, nämlich *spiritualis*; im 17. Jhr. wurde dann das Wort

vom Taufzeugen auch auf das Taufkind übertragen. Eine Ableitung von *pater* ist *patronus* mhd. *patrôn(e)* Patron, ein Wort, das zunächst nur von Christus und den Heiligen als den Schutzherren einer Kirche gebraucht und dann erst auf weltliche Oberherren und Beschützer angewandt wurde. — Über den höchsten Würdenträger der Christenheit werden wir erst später zu reden haben.

Zugleich mit dem Christentum und als das wirksamste Mittel der Christianisierung fand das Klosterwesen in Deutschland Eingang. Skt. Gallen wurde schon 613, Fulda 744 gegründet. Damit ergab sich die Notwendigkeit, auch die Klosterausdrücke zu verdeutschen. Gr.-lt. *monachus* (von *μόνος* allein, also ‚einsam lebend') wurde *munich* Mönch[1], *nonna* (zuerst bei Hieronymus um 400)[2] Nonne, *abbat-em* aus gr. *ἄββας*, das auf syrisches *abbâ* ‚Vater' zurückgeht, ahd. *abbat* Abt, *propositus* ‚Vorgesetzter' durch *propostus* zu ahd. *probast, probest* Propst, wo die Präposition *pro* für *prae* die Herkunft aus der Vulgärsprache bekundet. Dasselbe wie Propst bedeutet das

1) Über den Auslaut vgl. I 248. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß bei der Übernahme des Wortes, welche sicher nicht lange nach der ersten Schicht kirchlicher Lehnwörter (I Kap. XI) erfolgt ist, und zwar vielleicht von Skt. Gallen aus, noch die Lautverschiebung gewirkt hat; jedenfalls wurde das *ch* des lateinischen Wortes wie *c* gesprochen.

2) In der Sprache der griechischen Kirchenschriftsteller bezeichnet *νόννος* und *νόννα* eine ältere Person, der Ehrfurcht gebührt. Daher it. *nonno* Großvater, *nonna* Großmutter.

erst später aufgenommene mlt. *praelatus*, der ‚Vorgesetzte, Vorgezogene', mhd. *prêlâte* Prälat. Die Summe der Vorschriften, nach welchen die Mönche zu leben hatten, hieß *regula*, ahd. ebenso, jetzt Regel. In dieser Bedeutung hat sich das Wort zuerst bei uns eingebürgert; erst später wurde es auf die Grammatik angewendet. Ein anderes Wort für dieselbe Sache ist das erst mhd. auftretende *orden* Orden[1], worunter man aber nicht nur die Klosterregel selbst verstand, sondern auch die Vereinigung aller derer, die nach ihr lebten, dann auch die ähnlich organisierten ritterlichen Genossenschaften und endlich die Abzeichen, die diese führten und deren Verleihung als Auszeichnung galt und gilt.

Die ‚Regel' des heiligen Benedikt, Kap. XVI, bestimmte auf Grund von Psalm 119, 164: „ich lobe dich des Tages siebenmal", daß die Mönche siebenmal täglich Gebetsstunde mit Psalmengesang zu halten hätten. Dazu kam noch auf Grund von Psalm 119, 62: „zur Mitternacht stehe ich auf, dir zu danken" die Mitternachtsvigilie. Von den Bezeichnungen dieser Gebetsstunden sind volkstümlich geworden die *matutina* oder mlt. *mattina*, nämlich *hora*, als *mattîna*, *mettîna*, *metten* Mette, auch in der verdeutlichenden Zusammensetzung Frühmette, die *nona* als None, eigentlich

---

1) Das ahd. *ordena* ‚Regel, Ordnung, Reihenfolge' ist Femininum und aus dem Abl. von *ordo* hervorgegangen, der in gewissen Formeln wie *legitimo, canonico ordine* besonders häufig vorkam.

die neunte Tagesstunde, also von 3 Uhr früh an gerechnet die Mittagszeit, jetzt in Deutschland nicht mehr üblich, wohl aber in England als *noon* Mittagszeit, und endlich der Abendgottesdienst um sechs Uhr, die *vespera* als Vesper, deren Volkstümlichkeit die Aussprache des *v* als *f* beweist, wie sie im ganzen deutschen Sprachgebiet auch in Vesperbrot und Vespern fortlebt. Die Mitternachtsvigilie und die Frühmette (um drei Uhr morgens) wurden der Bequemlichkeit wegen häufig verbunden und hießen zusammen das *officium nocturnum*. Dies wurde ahd. zu *nuohturn*; so übersetzt z. B. Notker Psalm 76, 5 *nocturnas* vigilias durch *nohturna* wachun. An dies Klosterwort wurde dann die vielgebrauchte Ableitungssilbe *-în* gehängt, die den Umlaut bewirkte: *nuohtarnîn nuehternîn*, mhd. *nüehtern*, nüchtern, was zunächst den für diesen Gottesdienst vorgeschriebenen leiblichen Zustand bezeichnet, dann überhaupt den Zustand nach dem Aufwachen, bevor man etwas gegessen hat.

Auch die Mahlzeiten waren streng geregelt. Jeder Mönch erhielt ein bestimmtes Maß, welches ihm zugewogen, zuerteilt wurde. Ein solches abgeteiltes Maß hieß in der vulgärlateinischen Klostersprache *spensa* (aus *expensa*), gesprochen *spêsa*, was ahd. zu *spîsa* Speise wurde. Andere (Heyne) erklären *spensa* und *spîsa* nicht aus dem Zuteilen der täglichen Rationen an die Mönche, sondern aus der Sitte des Almosengebens. Die Armen erhielten jeder eine bestimmte Portion Nahrung. Dieselbe Bedeutung der ausgeteilten

Speise hatte auch mlt. *spenda*, ahd. *spenda* Spende mit ahd. *spendôn* spenden aus vulgärem *spendere* für *expendere*. Eine neuere Entlehnung aus demselben Wortstamm ist Spesen (III 255). Eine besondere Mahlzeit war die *merenda*, das aus Wein mit eingebrocktem Brot bestehende Vesperbrot. Das altlateinische, schon bei Plautus erscheinende Wort hatte sich in der Vulgärsprache erhalten und wurde nun zum Klosterausdruck, der sehr bald auch volkstümlich wurde, ahd. *merata*, *mereda*, auch als Msk. *merôt*, mhd. *merâte*, *merent*, jetzt noch landschaftlich erhalten als Mährte oder Biermährte d. i. Kalteschale, auch in übertragener Bedeutung ‚breites Gerede'. Von dem Substantivum wurde mhd. das Verbum *mern* gebildet ‚zu Abend essen, eintunken, mischend rühren'; dies hat sich ebenfalls landschaftlich und in niedriger Rede erhalten als mähren = mischend rühren, einmähren einbrocken, auch bildlich jemand etwas einbrocken.

Das Horensingen, Fasten und Beten mochte manchem der Klosterinsassen wenig behagen. Ein solcher konnte dann leicht in die Seelenstimmung geraten, welche das Alte Testament häufig durch murmurare ausdrückt. Darum schrieb Skt. Benedikt seinen Jüngern ausdrücklich vor, sie sollten nicht *murmurare*, was schon die älteste Übersetzung der Benediktinerregel durch *murmolôn* murmeln übersetzt; die Übergangsform *murmurôn* ist ebenfalls in den ahd. Denkmälern belegt. Dagegen ist das erst im 15. Jhr. erscheinende ‚murren' = ‚dumpfe, knurrende Laute ausstoßen' kein Lehnwort

sondern lautmalende Neubildung. Solche murmelnden, also im Zustand innerer Widersetzlichkeit gegen Gott und die Oberen befindlichen Brüder mußten durch Mahnungen, lat. *monere*, woraus ahd. *bimunigôn*, wieder zur Vernunft gebracht werden.

Das Gebäude, in welchem die Mönche und Nonnen abgeschlossen lebten, hieß entweder lt. *claustrum*, vulgärlt. *clostrum*, eig. ‚Verschluß‘, woraus Kloster, ahd. *chlôster* oder gr. = lt. *monasterium* ahd. *munistri* Münster. Letzteres ist eigentlich nur die Hütte eines Einsiedlers und entwickelte sich über ‚Kloster‘ hinüber zu ‚Klosterkirche‘ und zuletzt zu ‚Stiftskirche‘, so daß es dasselbe bedeutete wie Tum[1], ahd. *tuom* aus *domus dei* ‚Haus Gottes‘.[2] Von ‚Mönch‘ gab es auch eine deutsche Übersetzung *einsidilo* ‚Einsiedel‘, welche nicht für die gesellig lebenden Klosterbrüder, sondern nur für die im Walde hausenden Eremiten gebraucht wurde. Die Behausung eines solchen, auch die einzelne Mönchsstube im Kloster, hieß *cella*, mhd. *zelle* Zelle; auch ein kleines Nebenkloster wurde so genannt, daher Ortsnamen wie Zell, Radolfszell.[3] Da sich die Eremiten in ihrer Zelle oft sogar einschließen ließen, so hatte letztere auch den Namen *clausa* oder vulgär *clusa*,

1) Tum ist noch bei Luther die allein herrschende Form. Dom ist eine jüngere Entlehnung aus fr. *dôme*, die seit etwa 1600 zunächst in Norddeutschland durchdringt.

2) Über ‚Kirche‘ s. I 233. Verdeutschende Umschreibungen wurden ebenfalls versucht: *betahûs*, *gibethûs* (Bethaus), *gotes hûs* u. dgl.

3) Vgl. dagegen Keller und den Ortsnamen Winkel, I 131.

woraus deutsch *klûsa* Klause wurde. Der Insasse einer solchen hieß ahd. *klôsinâri*, mhd. *klûsenære* Klausner.[1]

Der Speise- und Erfrischungsraum eines Klosters hieß lt. *refectorium;* das Wort machte der Eindeutschung erhebliche Schwierigkeiten, mhd. *reventer, revental* mit zahlreichen Nebenformen, woraus frühnhd. Rembter, dann Remter wurde; doch ist diese Ableitung nicht sicher.

Der gewölbte Nebenraum einer Kirche hieß griechisch *ἀψίς* Akk. *ἀψίδα*; daraus entstand mlt. *absida*. Das Volk brachte dieses Wort mit ‚Seite' zusammen und verwandelte es in ahd. *absîta*, mhd. *absîte* Abseite. Neben den großen Domen, Münstern und Kirchen gab es auch kleinere Gebäude zu besonderen gottesdienstlichen Zwecken, oder auch zu privatem Gebrauch für vornehme Familien. Deren Benennung hat sich auf eine seltsame Weise gebildet. In dem Privatheiligtum der fränkischen Könige wurde neben anderen Reliquien der kurze Mantel des heiligen Martinus aufbewahrt, den dieser einst mit dem Schwerte zerteilt und zur Hälfte einem Bettler geschenkt hatte. Ein solcher zugleich den Kopf kapuzenartig deckender Mantel hieß *capa* oder mit Diminutivableitung *capella*. Von dieser *capella* des heiligen Martinus erhielt das Ge-

---

1) In der Benediktinerregel wird für *eremita* die Übersetzung *waldlîch*, etwa ‚im Walde lebend', versucht (Hattemer, Denkmahle I 34). Über *einchoraner* vgl. S. 6, Anm.

bäude selbst den Namen ahd. *chapel* Kapelle[1], der dann seit dem 7. Jahrhundert auf jedes kleinere Bethaus ohne besondere Geistlichkeit, später auch auf geschlossene Seitenräume größerer Kirchen angewendet wurde. Da nun in solchen Nebenräumen die Geistlichen des Gotteshauses bei besonderen feierlichen Gelegenheiten auch Gesang- und Musikstücke aufführten, so entwickelte sich aus der Bedeutung ‚Gesamtheit der dem Bischof bei heiligen Handlungen dienenden Geistlichen' die weitere ‚Sängerchor, Musikkapelle'. Von der *capella* hieß der Geistliche, der in einer solchen zu amtieren hatte, mlt. *capellanus*, mhd. *kapelân* Kaplan = niederer Hilfsgeistlicher.

Dasjenige kirchliche Gerät, welches die Deutschen zuerst kennen lernten, war das Kreuz. Von Christi Kreuz wurde ihnen gepredigt, und die Bekehrer pflanzten überall, wo sie predigten, ein Kreuz auf. Die Gotteshäuser und Klöster waren in- und auswendig damit versehen, und bei Bittgängen und Wallfahrten wurde eines den Gläubigen vorangetragen. Die germanischen Theologen der früheren Zeit hatten auch dieses Wort zu übersetzen versucht, Ulfilas durch *galga* ‚Galgen', die Angelsachsen durch *gealga* oder *rôd* ‚Rute', für das Lehnwort *krûzigôn* kreuzigen oder *krûzôn* kreuzen hatte man *hâhan hengan* ‚hängen' eingeführt. Aber hier bei diesem sicht- und greifbaren Gegenstande

1) Neben der gewöhnlichen lateinischen Betonung des Wortes findet sich auch ein mhd. *káppel* mit dem Ton auf der ersten; daher der Ortsname Kappel.

blieb das fremde, erst nach Assibilierung (I 18) des lateinischen *c*, also nicht vor dem 8. Jahrhundert, aus den obliquen Kasus von *crux* (*cruci-*) entlehnte *krûzi*, mhd. *kriuze* siegreich.[1] Das Wort erlebte dann eine sehr vielseitige Entfaltung (‚Kreuzer‘ als Münze und als Schiff), ja es sank schließlich zu einer bloßen Steigerungssilbe wie ‚erz‘ (S. 10) herunter: ‚kreuzbrav‘, ‚kreuzunglücklich‘ usw.

Das Bild des Heilands am Kreuz wurde in der Kirchensprache *crucifixus* genannt. Daraus wurde im Mhd. und noch im früheren Nhd. ‚der Kruzifix‘. Daneben gab es aber auch schon im Mlt. ein Neutrum *crucifixum*, aus dem im 14. Jahrhundert unser heute allein übliches ‚das Kruzifix‘ hervorgegangen ist.

Wie beim Kreuz so versuchte man auch beim Altar zuerst eine Übersetzung. Ulfilas sagte *hunslastaths* ‚Opferstand‘, die Angelsachsen *wîhbed* ‚heiliger Tisch‘. Auch im Hochdeutschen bot sich das alte Wort für ‚Opfertisch‘ *piot* (s. I 220 unten) zur Übersetzung, ebenso wie man für ‚opfern‘ selbst *pluozan* (got. ags. *blôtan*) hätte nehmen können. Allein diese Ausdrücke waren allzusehr mit dem Geruch des Götzendienstes behaftet. Man zog daher im Hochdeutschen von Anfang an das lateinische Wort *altare* vor, aber mit deutscher Betonung und Verkürzung des *a*, ahd. *áltari álteri*, mhd. noch *alter elter*, ja auch heute noch hört man nicht selten

1) Die ältere Form Kreuze kommt in der Literatur bis Lessing und Rückert vor.

das Wort Altar auf der ersten Silbe betont. Die lateinische Betonung sowie das *a* der zweiten Silbe rührt erst von späterer gelehrter Beeinflussung her.

Der Altar stand in einem erhöhten Raum, in dem auch die Geistlichen ihren Platz hatten. Dieser war von dem Hauptraum der Kirche durch ein Gitter ge-getrennt, das lt. *cancelli*, ‚die Schranken' hieß, ahd. *chánzella*. Es hatte nach dem Schiffe der Kirche zu einen Ständer samt Lesepult für den predigenden Geistlichen. Auf diesen erhöhten Predigtstuhl beschränkte sich später der Begriff der deutschen Kanzel. Das Lesepult für sich allein führte den Namen *lectorium*. Daraus wurde ahd. *lector*, mhd. *lecter* Letter. Das darauf liegende Buch mit den kirchlichen Lesestücken hieß *lectionarium*, mhd. *lettener* Lettner. Jetzt hat das zweite Wort die Bedeutung des ersten übernommen und dieses fast ganz verdrängt. Über dem Altar brannte die ewige Lampe, die damals aber noch nicht so hieß, sondern entweder mhd. *lampâde* aus gr.-lt. *lampas, -adis* oder ahd. *ampulla* Ampel, aus dem gleichlautenden lateinischen Wort[1], welches eigentlich ‚Ölgefäß, Flasche', dann erst ‚Hängelampe' bedeutet. Beide Wörter bezeichnen ursprünglich nur das Kirchen-gerät, nicht den Gebrauchsgegenstand in den Wohnungen.[2]

1) *Pulle* ist eine weit jüngere populäre Entlehnung aus lt. *ampulla* (III 63).

2) Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger I 94.

Allerdings hatten die Goten den Gebrauch des Öls und der Öllampe bereits zur Zeit der Völkerwanderung von ihren südlichen Nachbarn und in Italien kennen gelernt. Sie entlehnten aus dem vulgärlt. *lucarna* für *lucerna* ihr *lukarn* ‚Leuchtgefäß' und aus einer vorauszusetzenden älteren lateinischen Form *olēvom*[1], die ihrerseits auf *ἔλαιϜον* zurückgeht, ihr *alēv* ‚Öl'. Aber im Norden wurde das durch den weiten Transport teuere Öl in den Hütten und Häusern nur wenig gebraucht.[2] Noch in höfischer Zeit waren Leuchtgefäße mit Öl und Docht verhältnismäßig selten[3] und kamen in Frankreich eher auf als in Deutschland, weshalb sie auch bei uns die frz. Benennung *lampe*, eine vulgäre Abkürzung aus *lampade*, erhielten: Lampe. Da man sich nun im Norden auch zur Speisebereitung und Einreibung des Körpers nicht, wie die Südländer, des Öls bediente, sondern der Butter und Seife, so erhielt das Öl seine eigentliche Bedeutung für den Norden erst mit der Einführung des Christentums. Jetzt wurde es ein unentbehrlicher Artikel, weil es bei verschiedenen Kulthandlungen notwendig war. Natürlich wurde das teuere importierte Olivenöl später auch

1) Anz. f. d. A. 14, 285. Schrader Reallexikon 591 nimmt keltische Vermittlung für *alēv* an, andere leiten es aus der pontischen Handelssprache ab (Hoops III 363).

2) Der Verfasser des Heliand läßt, weil er das Öl nicht kennt, das Gleichnis Matth. 25, 1—13 von den klugen und törichten Jungfrauen ganz aus, Otfried berichtet es in nur sechs Zeilen ohne jede Beziehung auf das Öl. Heyne Hausaltert. I 125. Hoops s. v. Öl.

3) Schultz, Das höfische Leben I 94.

durch Säfte ersetzt, die man einheimischen Fettpflanzen abpreßte. Seit dem 12. Jahrhundert etwa sind Lein-, Mohn- und Rübenöl literarisch bezeugt, doch wird es diese Surrogate wohl schon viel früher gegeben haben.

Der Name für alle diese Stoffe blieb aber Öl, ahd. *oli*, mhd. *öle*, aus der vulgärlateinischen Form *olium* = *oleum* aus gr. *ἔλαιον*. Daneben erscheint ahd. und mhd. die merkwürdige Bildung *olei*, die man wohl mit Recht auf den Genetiv *olei* von *oleum* zurückführt. Denn dieser Kasus mußte bei Abmessung und Austeilung, bei Kauf und Verkauf am meisten gebraucht werden. In ähnlicher Weise halten Soldaten *duvin* für das französische Wort für Wein. Bei den eben erwähnten Kulthandlungen wurde zur ‚Salbung' oder ‚Ölung' (übersetzt aus *unctio*) teils reines Olivenöl genommen, so bei der Taufe, Priesterweihe und letzten Ölung (*oleum infirmorum*), teils wurde es mit Balsam gemischt, so bei der Firmung, der Weihung von Bischöfen, Kirchen, Altären und kirchlichen Geräten. Diese Mischung hieß gr.-lt. *chrisma*, welches Wort dann auch auf die heilige Handlung selbst übertragen wurde. Die Deutschen machten mit leichter Umstellung ahd. *chrisama*, mhd. *krisam* oder *kresem* daraus, was als Krisam in Süddeutschland noch heute lebendig ist. Dazu *krisamen*, *kresemen* salben aus mlt. *crismari*.

Ein anderer beim Gottesdienst unentbehrlicher Stoff war das Räucherwerk, lt. *tūs* (aus gr. *θύος*). Dies Wort muß, vermutlich wegen seiner Einsilbigkeit, etwas gehabt haben, was der Aufnahme in anderen

Sprachen widerstand. Auch die Romanen verschmähten es und zogen *incensum* ‚das Angezündete‘, frz. *encens* vor. Die deutschen Geistlichen verdolmetschten es dem Volk durch ein nach Analogie von ‚Weihnachten‘ gebildetes *wîhrouch* ‚Weihrauch‘. Es ist dies vielleicht der einzige Fall der Übersetzung eines konkreten Gegenstandes kirchlichen Gebrauches. Dagegen ist das bei Otfried erscheinende *zinsera* ‚Rauchfaß‘ wohl eine Entlehnung aus *incensorium*.[1] Selbstverständlich bediente man sich in den deutschen Kirchen nicht des unerschwinglichen indischen Weihrauchharzes, sondern des Harzes des einheimischen Wacholders oder irgendeines anderen Surrogates. Zu diesem Zwecke gebot Karls des Großen capitulare de villis auch den Anbau des Rosmarins, doch ohne rechten Erfolg, s. u. Kap. III.

Wichtige kirchliche Geräte sind endlich noch die Orgel und die Glocke. Beide haben einen ganz verschiedenen Ursprung. Die erstere ist sehr allmählich und unter Jahrhunderte dauernden Versuchen von den Griechen und Byzantinern aus der Panflöte und Sackpfeife entwickelt worden. Im 7. Jahrhundert wurde sie durch Papst Vitalian in den christlichen Gottesdienst eingeführt, dem sie natürlich eine ganz außerordentliche Bereicherung

---

1) Bei Dieffenbach, Glossarium Latino-Germanicum findet sich die Glosse *incensorium* ‚wicrocksvass‘, frz. *encensoir*. Für Rosmarin findet sich bei demselben die Glosse *incensaria prennewurz*, d. i. ‚Brennwurz‘, wofür man auch ‚Weihrauchswurz‘ sagte, frz. *encensier*. — Vgl. auch Schrader Reallexikon 943, wo aber incensarium statt incensorium steht.

und Verschönerung verlieh. Daher ihre rasche Verbreitung. Schon im Jahre 757 erhielt Pipin eine in Byzanz gebaute Orgel geschenkt, ebenso später Karl der Große vom Kaiser Michael. Aber bereits im Beginn des 9. Jahrhunderts verstand man in deutschen Klöstern, wie Reichenau, Skt. Gallen, selbst Orgeln zu bauen. Das gr.-lt. *organum* heißt eigentlich ‚Werkzeug‘, dann Wasserorgel, seit dem 3. Jahrhundert Windorgel mit Blasebälgen. Der Plural *organa* bezeichnet die Pfeifen des Instruments, dann das Instrument selbst. Er wurde im Deutschen zum Fem. Sing. wie Birne, Kirsche usw. (I, 159), ahd. *organa*. Neben der Form mit *n* kommt schon früh die mit *l* vor: ahd. *orgela*, Orgel, eine durchaus volkstümliche, dem deutschen Sprachgeiste angemessene Veränderung (vgl. ‚Esel‘ I 113), welche gewissermaßen von der Popularität des Gegenstandes Zeugnis ablegt.

Einen nordisch-barbarischen Ursprung hat dagegen die Glocke. Zwar hatten schon die heidnischen Römer Schellen und Klingeln (tintinnabula) im Gebrauch, die Glocke aber erscheint erst seit dem 6. Jahrhundert, und zwar auf den britischen Inseln und im Frankenreiche. Ihr Name stammt aus dem irischen Schall nachahmenden *cloc*[1] wurde mlt. *cloca* oder *clocca* (seit dem 7. Jahrhundert bezeugt), ahd. *glocka*, frz. *cloche*. Die Glocke ist das einzige kirchliche Wort keltischen Ursprungs, ist

---

1) Schuchardt, Rom. Etym. II leitet mlt. *clocca* aus lt. *cocla*=*cochlea* ‚Schneckenturm‘ ab.

aber schwerlich — wie man meinen könnte — von irischen Mönchen, wie Columban und Gallus (um 600), mit nach Deutschland gebracht worden. Eine Übernahme in so früher Zeit ist nicht wahrscheinlich. Das Wort ist wohl erst unter Karl dem Großen aus dem bereits in der lateinischen Kirchensprache festgewurzelten *clocca* ins Hochdeutsche übergegangen. Das keltische Wort begegnete sich in Südfrankreich mit dem italienischen *campana* von *Campania;* denn in dieser Landschaft wurden in Italien zuerst Glocken zum Gottesdienst gebraucht.

Der Gottesdienst bestand in der Erneuerung des Opfers Christi und dem Empfang des Abendmahls. Der Geistliche trank aus dem **Kelch**, der damit neben der ursprünglichen weltlichen (I 109) eine kirchliche Bedeutung erhielt, durch welche jene nahezu verdrängt worden ist. Die Gemeinde erhielt das geweihte Brot von einer flachen Schüssel oder einem Tellerchen, das gr.-lt. *pátina* (aus *πατάνη*), oder *pátena*, hieß; daraus mlt. *patēna,* mhd. *patêne* **Patene**. Beendigt wurde der Gottesdienst durch das Emporhalten der geweihten **Hostie**, mhd. *hostie* aus lt. *hostia* ‚Opfer'. Dann wurde die Gemeinde entlassen durch die Formel ite, missa est, nämlich concio. Daraus ging im 4. Jahrhundert ein neues lateinisches Substantivum *missa* hervor, mit der Bedeutungsentwicklung Entlassung, speziell der kirchlichen Versammlung, Abendmahlsausteilung mit feierlichem Opfer, dann Fest überhaupt. Die Deutschen versuchten zuerst eine mechanisch-wörtliche Übersetzung

santa ‚die Gesendete‘, übernahmen dann aber das lt. Wort, ahd. *missa*, *messa* Messe (vgl. engl. *christmas*). Das Wort bekam auch die Bedeutung eines Feiertages, weil an solchen Tagen alle Gläubigen der Messe beiwohnen mußten, z. B. Lichtmesse, so genannt, weil an diesem Tage (2. Februar) die zum kirchlichen Gebrauch für das ganze Jahr bestimmten Lichter geweiht und in feierlicher Prozession einhergetragen wurden. An solchen Feiertagen wurden dann weiter auf dem Platze neben der Kirche Märkte abgehalten, zum Zwecke des Verkaufs zunächst von Kerzen, Heiligenbildern u. dgl., dann auch von weltlichen Gegenständen. So bekam das Wort schließlich die Bedeutung eines größeren Jahrmarktes. Auch in Kirmes, ursprünglich *kirmesse*, d. h. Kirchmesse, zum Einweihungsfest der Kirche gelesene Messe, überwiegt jetzt bei weitem der Begriff eines weltlichen, fröhlichen Festes.

Die Bedeutung ‚Markt‘ hat im Romanischen nicht *missa*, sondern *feria* erhalten (ital. *fiera*, frz. *foire*, auch engl. *fair*). Im Deutschen dagegen bedeutete *fira* Feier, Feiertag nicht ‚Jahrmarkt‘, sondern den von Arbeit freien kirchlichen Festtag, dann auch ein weltliches Fest, aber stets mit dem Nebenbegriff des Ernsten, Würdigen, weshalb man nie von einer ‚Tanzfeier‘ statt eines Tanzfestes reden wird. Der Nebenbegriff ‚Freiheit von Arbeit‘ tritt besonders hervor in dem abgeleiteten Verbum ahd. *fîrôn* feiern aus mlt. *feriare* ‚feierlich begehen‘, lt. *feriari* ‚Ruhetag haben‘ und in der Zusammensetzung Feierabend, d. i. eigentlich nur

der arbeitsfreie Vorabend eines Festtages. Das Wort Ferien gibt sich schon durch die lateinische Form als eine gelehrte Entlehnung zu erkennen; sie kam erst im 17. Jahrhundert für den Gerichtsstillstand auf und wurde im 18. auf die Schulen übertragen. Ebenso ist unser Fest weit jünger als ‚Feier' und erst im 13. Jahrhundert aus *festum* entlehnt.

Als ein besonders bedeutsamer Festtag trat der *antlâztac* ‚der Tag des Erlasses' hervor, der Tag, an dem nach der in der Fastenzeit getanen Buße die Sünder losgesprochen und wieder in die kirchliche Gemeinschaft zugelassen wurden. Die Kirche nannte im Mittelalter diesen Tag den *dies viridium*, den Tag der Grünen, d. h. der Sündlosen, nach Luk. 23, 31: *in viridi ligno* ‚am grünen Holze', womit die Sündlosen gemeint sind. Die deutsche Übertragung von *dies viridium* taucht um 1200 auf, als *der grüene donnerstac*, Gründonnerstag.

Ein wesentliches Stück das Gottesdienstes war ferner die Verlesung eines oder mehrerer Schriftabschnitte in der Kirchensprache *lectio* (s. S. 19 *lectionarium*). Die Goten übernahmen dies als Fremdwort *laíktjō*, im Hochdeutschen wurde es eingedeutscht zu ahd. *lecza*, mhd. *lecze, letze*, noch jetzt mundartlich *Letzt, Lex* für ‚Schulaufgabe'. Das spätere gelehrte *Lektion* s. III 24. Auch Heiligengeschichten wurden gern vorgelesen. Sie waren gesammelt in einem Buche, das *legenda* ‚das zu Lesende', enthielt; in der Kirchensprache wurde dies zum Fem. Sing. *legenda* (vgl. Orgel

S. 23), mhd. *legende* Legende, das dann den Sinn einer unwahren Geschichte erhielt und von Luther in Lügende umgedeutet wurde. Im Spätmhd. wurde dann noch das lt. *textus*, eig. Gewebe, dann Zusammenhang eines Schriftstückes, als Text rezipiert.

An die Vorlesung schloß sich die Auslegung und die strafende Ermahnung der Gemeinde. Die kirchlichen Ausdrücke dafür waren *praedicare* und *castigare*. Aus dem ersten wurde *predigôn* predigen, dazu ahd. *prediga* aus mlt. *predica* und ahd. *predigât* aus **praedicata*, Predigt, oberd. noch jetzt Predig oder Predi, aus dem zweiten *kestigôn*, mhd. *kestigen*; nhd. drang dann unter Luthers Einfluß die mitteldeutsche, durch Angleichung entstandene Form kasteien durch.[1] Die Endung *-eien* war nämlich durch zwei vielgebrauchte kirchliche Verba eingebürgert, benedeien, mhd. *benedîen* aus *benedicere* ‚segnen' und vermaledeien, mhd. *vermaledîgen ver-maledîen* aus *maledicere*. Die gleiche Bedeutung wie das letztere hat verdammen *firdamnôn* aus *damnare*; die Vorsilbe ‚ver' drückt in beiden Wörtern die Wendung zum Schlechten aus und ist aus deutschen Verben wie ‚verfluchen, verwünschen' genommen. Mit benedeien dagegen ist ein Ausdruck sinn-

1) Vielleicht fand im Nhd. auch eine neue Anlehnung an das Lateinische *castigare* (*kastî(j)en* statt. — Das Wort hatte auch die Bedeutung ‚peinigen, durch Entsagen quälen' und wurde fast synonym mit dem altgermanischen *fasten* (got. *fastan*), eig. festhalten, beobachten, dann speziell religiöse Vorschriften beobachten, und noch specieller religiöse Enthaltungsvorschriften beobachten (I 243).

verwandt, der von einer alten, schon heidnischen Sitte herrührt. Die Germanen machten über Dingen und Personen, die sie zauberhaft weihen wollten, das Zeichen von Donars Hammer. Die Kirche setzte an dessen Stelle das Zeichen des Kreuzes und führte zur Bezeichnung dieser Handlung das von *signum* ‚Zeichen‘ abgeleitete *signare* ein, woraus ahd. *seganôn* segnen wurde. Aus diesem Verbum entwickelte sich dann das Substantivum *segan* Segen, das also ursprünglich das Kreuzeszeichen selbst, dann Weihung durch das Kreuzeszeichen, endlich Weihung überhaupt, Anwünschung von etwas Gutem bedeutet.[1]

Mit dem Segnen hängt das Firmen oder Firmeln zusammen, ahd. *firmôn* von *firmare*, ‚befestigen‘, nämlich im Glauben, davon *firmunge* Firmung oder Firmelung. Eine andere altkirchliche Sitte war die später nur noch in Klöstern geübte, daß man Gästen und Fremdlingen auf Grund von Joh. 13, 5 und 1. Tim. 5, 10 die Füße wusch. Das hieß *lavare*, ahd. *labôn* laben. Aus der besondern Bedeutung ‚mit Wasser zur Erquickung waschen‘ entwickelte sich früh die allgemeine des Erquickens, Belebens überhaupt, namentlich mit Speise und Trank, was um so leichter geschehen konnte, als sich an die Fußwaschung gewöhnlich die Bewirtung anschloß, wie noch jetzt bei der päpstlichen Zeremonie in Rom am Gründonnerstag.

1) Die ältere agſ. Entlehnung von signum ‚Feldzeichen‘ ſ. I 24. 82, Anm.

2) Heyne, Körperpflege 38.

Ganz besonders reich ist die Kirchensprache an Ausdrücken für Qual und Strafe. Von der ewigen Verdamnis haben wir schon gesprochen (S. 4). Das ‚Fegefeuer‘ (*vegeviur*) ist eine mhd. Übersetzung von *purgatorium*. Aber auch schon im Diesseits gibt es göttliche Strafgerichte, die in der Kirchensprache *plaga* ‚rächende Strafe‘, eigentlich ‚Schlag, Hieb‘ hießen. Demgemäß hat auch unser Plage, ahd. *plâga* (zuerst bei Notker um 1000), ursprünglich die Bedeutung eines gottgesendeten Unheils (wie die ägyptischen Plagen), und wird erst später auf dauernde Beschwerden jeder Art übertragen. Von dem davon abgeleiteten kirchenlateinischen Verbum *plagare* wurde mhd. *plagen* gebildet ‚mit Plage heimsuchen‘ und davon im 15. Jahrhundert eine Intensivbildung placken abgeleitet, die man zunächst auf Wegelagerer, die die Leute berauben, dann auf übermäßige Arbeit anwandte. Die Höllenstrafe hieß lat. *poena* aus griechischem *ποίνη* ‚Buße, Strafe‘, gesprochen *pena*, woraus ahd. *pîna* Pein wurde, ursprünglich in derselben Bedeutung, z. B. im sogenannten Muspilli *peches pîna* ‚Qual der Hölle‘, und noch bei Luther ‚die ewige Pein‘ Math. 25, 46; dann auch auf Irdisches übertragen z. B. ‚Gewissenspein, Liebespein‘, immer in dem Sinne langdauernder, empfindlicher Qual. Das davon abgeleitete Verbum lautete ahd. *pînôn* ‚peinen‘, mhd. *pînen*, das dann, vielleicht unter dem Einflusse von predigen, zu *pînegen* peinigen erweitert wurde.

Das dritte Wort der Qual endlich ist eine deutsche

Neubildung aus fremdem Stoffe. Die Blutzeugen des Glaubens hießen gr.-lt. *martyr*, ebenso ahd., mhd. *merter*, bei Luther wieder Martyr. Diesem Worte wurde schon im Ahd. die im Deutschen so häufige Endung *-âri* angehängt, also *martirâri*, *marterære* Märterer, seit dem 16. Jahrhundert wieder dem Lateinischen angeglichen Märtyrer. Aus *martirâri* entwickelte sich nun ein neues deutsches Hauptwort, welches das Geschlecht der bedeutungsähnlichen Wörter Qual und Pein erhielt, ahd. *martira*, *martela* Marter; später fand auch das gr.-lt. *martyrium* als gelehrtes Fremdwort Aufnahme. Das Wort bezeichnete das Leiden Christi am Kreuz (auch das Kreuz selbst), die Qual der Blutzeugen, dann jede gerichtliche Folterung, weiter jeden körperlichen Schmerz, zuletzt auch seelisches Leiden. In Tiroler Dialekt bezeichnet Marterl eine Gedenktafel am Orte eines Unglücksfalls. Von *martira* wurde endlich noch das Verbum *martarôn* martern abgeleitet.

Eine spätere Errungenschaft ist ferner das Wort Jubel und seine Sippe, in welcher zwei von Hause aus gänzlich verschiedene Ströme zusammengeflossen sind. Die Juden hatten bekanntlich das sogenannte Hall- oder Jubeljahr (vom hebr. *iôbêl* ‚Posaunenklang'). In der Vulgata erscheint dies als *iubilaeus annus* oder kurzweg *iubilaeum*. Diese Einrichtung führte nun Papst Bonifacius VIII. durch die Bulle vom 22. April 1300 in die christliche Kirche ein. Ursprünglich sollte das Jubeljahr alle hundert Jahre gefeiert werden; da es aber

jedesmal reiche Einnahmen brachte, so setzten die stets geldbedürftigen Päpste es bald in immer kürzeren Zwischenräumen an. Von dieser geistlichen übertrug man das Wort dann auf weltliche Gedenkfeiern jeder Art in Wörtern wie Jubelfest, Jubelhochzeit, Jubelgreis, gelehrt Jubiläum (17), Jubilar (18) aus mlt. *iubilarius.* Bei diesen Ausdrücken mischt sich aber in unserer Empfindung der Begriff der lauten Freude ein, der aus einer ganz anderen Wortgruppe stammt und mit dem Jubiläum von Hause aus gar nichts zu tun hat. Es gab nämlich einen mlt. kirchlichen Ausdruck *iubilus*, der von dem deutschen Freudenrufe *ju* (gr.-lt. *io*) ausgehend ursprünglich das jauchzende Geschrei, das Jodeln der Hirten und Soldaten bezeichnete, dann in der Kirchensprache für das langgezogene musikalische Frohlocken am Ende eines Festgesanges verwandt wurde. Das von diesem *iubilus* abgeleitete Verbum *iubilare* kam dann als jubilieren (schon mhd.) ins Deutsche und wurde besonders von den Mystikern des 14. Jahrhunderts für das innige, freudevolle Versenken der Seele in die Geheimnisse der Gottheit gebraucht. Das Substantivum *iubilus* blieb den Mystikern noch Fremdwort; es wurde erst im 16. Jahrhundert als Jubel rezipiert und zugleich auf weltliche Freuden angewandt. Das davon abgeleitete einfache Verbum jubeln ist erst im vorigen Jahrhundert recht in Aufnahme gekommen.

Das deutsche Volk war zwar schon vor der Christianisierung von alters her in Stände geschieden, seine Bildung war aber eine durchaus einheitliche gewesen. Fürst und Edeling hatten keine anderen geistigen Interessen gehabt als der freie Bauer und der leibeigene Hintersasse. Durch die Bekehrung wurde das anders. Jetzt erst kam der Riß in die Nation, der sich seitdem wie bei allen Kulturvölkern immer mehr vertieft und erweitert hat, nämlich die bis dahin unbekannte Verschiedenheit nicht mehr bloß der Abstammung, des Besitzes, der rechtlichen Stellung, sondern der geistigen Bildung. Das war von der allergrößten Bedeutung für die Fortentwicklung der Nation, die erst mit diesem Schritte vollständig aus dem Zustande eines Naturvolkes heraustrat. Die Trägerin dieser Umwälzung war die Kirche und die Geistlichkeit, daher kam die neue Scheidung des Volkes sprachlich zum Ausdruck durch die Bezeichnungen *clîrih* = *clericus* und *leigo, leihman* = *laicus*. Das erste dieser beiden Wörter hat im Deutschen keine Wurzel gefaßt[1], es wurde durch das bereits früher aufgenommene ‚Pfaffe‘ (I 236) und später durch das gelehrte ‚Kleriker‘ ersetzt. Das zweite lebt noch als Laie fort[2] und bedeutet nicht allein den

1) Wohl aber im Englischen. Dort bedeutet *clerk* nicht nur ‚Geistlicher‘ sondern auch ‚Schreiber‘ und weiter ‚Handelsdiener, Kommis‘. Die Geistlichen allein vermochten zu schreiben, und die jungen Kleriker wurden schon in den Klosterschulen speziell zum Abfassen von Briefen und Urkunden angeleitet (Ziegler, Gesch. der Pädagogik S. 23).

2) Die geringere Stellung der Laien gegenüber der

Nichtgeistlichen, sondern auch den in irgendwelcher Wissenschaft oder Kunst Nichtsachverständigen, Ungebildeten.

Die neue von Geistlichkeit und Kirche gepflegte Bildung beruhte auf den beiden in Deutschland bis dahin unbekannten Künsten des Lesens und Schreibens. Es ist wunderbar, wie gerade auf diesem Gebiete altheimische und entlehnte Wörter sich mischen. Die alten Germanen kannten allerdings die sogenannten Runen, die seit etwa 250 n. Chr. zuerst in dem gotischen Gebiete am Schwarzen Meer aufkamen und aus der griechischen Kursivschrift mit Hinzunahme einiger lateinischer Kursivzeichen abgeleitet sind.[1] Sie sind durch ihre eckige und möglichst vertikale Gestaltung zum Einschneiden in Holz geeignet gemacht, waren es aber weniger zum Schreiben auf Pergament. Dagegen wurden sie als Zauberzeichen und zum Weissagen (Tac. Germ. 10) benutzt. Einzelne Buchenstäbchen wurden mit je einem Runenzeichen versehen, auf ein weißes Laken geschüttet und dreimal je eines gezogen. Als nun das neue lateinische Alphabet und das Schreiben mit Feder und Tinte aufkam, konnte man jenen altheimischen Gebrauch zur sprachlichen Bezeichnung der neuen Gegenstände und Tätigkeiten benutzen. Man übersetzte *litera* durch *buoch*

Geistlichkeit spricht sich wiederum im Englischen recht deutlich aus, wo *lewd* ‚niedrig‘ bedeutet.

1) Die verschiedenen Ansichten über die Herkunft der Runen siehe in Schraders Reallexikon 735 ff. und neuerdings Ho. s. v., namentlich S. 12. Dessen Ansicht ist oben kurz wiedergegeben.

‚Buch‘ d. i. nichts anderes als Buche, oder genauer *buochstap* ‚Buchstabe‘ d. i. Buchenstab, die Mehrzahl *literae* durch den Plural *diu buoch*, d. i. mehrere einzelne Schriftzeichen, ein Schriftwerk. Später bekam auch schon die Einzahl *daz buoch* die Bedeutung Schreibtafel, Schriftstück, Buch in dem heutigen Sinne und hat das aus *liber* oder *libellus* entlehnte ahd. *libal* wieder verdrängt. Der technische Ausdruck für das Aufheben und Sammeln der eingeritzten Buchenstäbchen war *lesan* ‚lesen‘ (vgl. Holz, Beeren lesen); man verstand darunter aber nicht bloß das Aufheben, sondern auch das Ausdeuten der Stäbchen und in weiterer Fortbildung schon in heidnischer Zeit auch das Ausdeuten der auf Spangen, Klingen u. dgl. angebrachten Runenzeichen, die man bloß mit den Augen zu Sinn und Bedeutung sammelte, d. i. las. So vorbereitet konnte das altheimische Wort auf das zusammenfassende Begreifen und Ausdeuten der neuen lateinischen Schriftzeichen angewandt werden, um so mehr als auch das lateinische Wort *legere* die Begriffe des Sammelns und Lesens vereinigt. Das fremde Wort vermochte daher das einheimische nicht zu verdrängen, sondern wurde durch dieses übersetzt.[1] Das einheimische Wort war

1) Auch bei den übrigen germanischen Stämmen behaupteten sich für den Begriff des Lesens heimische Wörter, aber verschiedene; denn die neue Kunst kam erst auf, als die Stämme sich schon gesondert hatten. Die Angelsachen und Nordländer bezeichneten das Ausdeuten der Runenzeichen mit ‚raten‘, daher engl. *to read* ‚lesen‘. Die Goten betonten das laute rythmische Vortragen des in den Runen

also stark genug, gegen das fremde den Platz zu behaupten, weil es nicht eine künstliche sondern eine natürliche, durch alte Sitte wohl vorbereitete Übersetzung des fremden, neuen Ausdrucks abgab.

Anders kam es bei der entsprechenden Tätigkeit, dem Schreiben. Auch hier halfen sich die verschiedenen Stämme auf verschiedene Weise. Den Goten erschien bei ihrem komplizierten Alphabet und der Sorgfalt, die sie auf die Herstellung von Schriftwerken wie der codex argenteus verwandten, das Aufzeichnen der Buchstaben nicht bloß ein Zeichnen, sondern geradezu ein Malen zu sein (*meljan* ‚schreiben‘). Die Angelsachsen übertrugen das Wort *wrîtan*, mit welchem sie das Ritzen der Runen auf Holz oder Metall bezeichneten, einfach auf das Schreiben, egl. *to write*. Die Hochdeutschen taten dies mit ihrem entsprechenden Verbum *rîzan* ‚reißen‘ nur in beschränktem Maße, in Wörtern wie ‚Reißbrett, Reißzeug, Grund-riß, Bau-riß, Ab-riß‘, ‚umreißen nebst umrissen‘. Im übrigen schien ihnen der alte Ausdruck des Reißens, Ritzens für die neue Tätigkeit des Aufzeichnens der Buchstaben auf Pergament nicht passend; sie nahmen das Fremdwort *scribere* auf als *scrîban* schreiben, eine Entlehnung, deren Volkstümlichkeit und Alter durch die starke Flexion des Verbums (schrieb, geschrieben) gekennzeichnet wird.[1]

gefundenen Sinnes und sagten daher für ‚lesen‘ *us-siggvan* ‚aussingen‘.

1) Heyne folgert aus dieser allen westgermanischen Dialekten gemeinsamen starken Form des Verbums, daß dasselbe bereits in vorchristlicher Zeit entlehnt worden sei,

Übrigens gelangte später das lateinische Wort auch in das Angelsächsische und Nordische, aber in anderer Bedeutung, agſ. *scrífan* ‚eine geistliche Strafe auferlegen, beichten lassen‘, engl. *to shrive* ‚beichten und beichten lassen‘. Aus dem deutschen Verbum wurde bald das Substantivum Schrift gebildet, ahd. *scrift*, mit Anlehnung an das lt. *scriptum*.

Die neue kirchlich-gelehrte Bildung wurde namentlich in den Klöstern den heranwachsenden Klerikern, bald auch den Söhnen vornehmer Laien vermittelt. Eine solche mit dem Kloster verbundene, von Mönchen geleitete Unterrichtsanstalt hieß in der romanisch-lateinischen Kirchensprache *scōla* (mit langem *o*), woraus die Deutschen *scuola* Schule machten und weiter *scuolâri* Schüler ableiteten; das Verbum ‚schulen‘ ist eine junge

---

und nimmt an, daß es als technischer Ausdruck des römischen Militärwesens in der Wendung *scribere milites* ‚Soldaten ausheben‘ von den germanischen Söldnern aufgenommen und umgedeutscht worden sei. Das auf diese Weise eingebürgerte Wort sei dann in christlicher Zeit in Oberdeutschland auf die Schreibkunst übertragen worden. Wäre das richtig, so würde ‚schreiben‘ zu den I 71—88 aufgezählten Wörtern gehören und eines der ältesten Lehnwörter unserer Sprache sein. Allein der Flexionswechsel erklärt sich wohl einfacher durch Anlehnung an das heimische *rizan*, findet sich übrigens auch bei dem sicher nicht aus römischer Zeit stammenden Lehnwort *prîsen* ‚preisen‘, welches bis ins 15. Jahrhundert ‚preiste, gepreist‘ abgewandelt wurde, und ebenso bei ‚weisen‘. Zeitlich liegt aber zwischen der Anwerbung germanischer Söldner im römischen Heere und der Entstehung von Klosterschulen in Oberdeutschland ein zu großer Sprung, als daß die Übertragung des Wortes aus der einen Sphäre unmittelbar in die andere glaublich erschiene.

Bildung und kaum hundert Jahre alt. Die unterrichtlichen Tätigkeiten des Lehrens und Lernens behielten ihre alte deutsche Bezeichnung; denn Speere werfen und die Götter ehren hatte schon der altgermanische Heldenvater seinem Sohne ‚gelehrt', und dieser es ‚gelernt'. Jetzt war statt dessen der Hauptgegenstand des Unterrichts außer Lesen und Schreiben das Lateinische geworden, ahd. *latînisc*, eine in den Klosterschulen aufgekommene Ableitung von *latinus*.

Was nun das Schreibmaterial betrifft, so wurde ‚Feder' von der Vogelfeder auf das Schreibgerät übertragen, nach dem Vorbilde des lt. *penna*, das beide Bedeutungen hat; schrieben doch die deutschen Geistlichen ebensogut mit Gänsekielen wie die römischen. Der Saft, mit dem geschrieben wurde, war dagegen etwas Neues. Die Niederdeutschen setzten dafür ihr Wort *blak* (vgl. engl. *black* ‚schwarz') ein und behielten es lange. Die Hochdeutschen zogen die lateinischen Benennungen vor, das wieder abgestorbene *atraminza* aus *atramentum* von *ater* ‚schwarz' und ahd. *tincta*, mhd. *tinte* Tinte aus mlt. *tincta*, eigentlich ‚die gefärbte Flüssigkeit'. Ein anderes weither gewandertes Wort adoptierten die nordwestlichen Stämme. Der purpurrote Saft, dessen sich die byzantinischen und römischen Kaiser zu ihren Unterschriften bedienten, hieß gr.-lt. *encaustum* ‚das Eingebrannte'. Daraus ist ital.-roman. *inchiostro*, frz. mit starker, volkstümlicher Abkürzung *encre* geworden. Die Niederländer übernahmen das romanische Wort als *inkt*, die Engländer als *ink*.

Man schrieb auf präparierte Tierhäute, wie sie im Altertum besonders in der Stadt Pergamum fabriziert und verhandelt wurden und daher den Namen *pergamēnum* (nämlich papyrum) erhalten hatten. Die deutschen Kleriker machten daraus *pergamîn* (noch im Faust ohne *t* Pergamen) dann mit angehängtem *t* wie in ‚niemand' *perimend, permint,* später wieder mit gelehrter Rückbildung der zweiten Silbe Pergament. Das Pergament mußte vor dem Gebrauch abgerieben und geglättet werden, wozu man sich des Bimssteines, ahd. *pumiz* aus *pumic-em* (mit *z*-Aussprache) bediente.

Aber auch auf die Tafel, ahd. *tavala* aus *tabula*[1], wurde geschrieben mittels des Schreibstifts, der gr.-lt. *graphiolum* hieß (bei Venantius Fort.), ahd. *griffil* Griffel mit Anlehnung an das deutsche ‚greifen'. Vor dem Schreiben zog man Linien, ahd. *linia, linna* aus *linea,* und teilte die Wörter in Silben ab, ahd. u. lt. *sillaba* aus *συλλάβη*, eig. ‚das Zusammenfassen', nämlich der Buchstaben. Die Überschriften über den einzelnen Abschnitten, dann die Abschnitte selbst hießen ahd. *capitul, capital* Kapitel aus kirchenlt. *capitulum,* eig. ‚Hauptstück'. Da nun die einzelnen Kapitel der Ordensregel in den Versammlungen vorgelesen und darüber verhandelt wurde, so bekam das lateinische Wort und danach das mhd. *capitel* die zweite Bedeutung ‚feierliche Versammlung, Ordenskapitel'. Um bequem zu schreiben, bediente man sich eines Gestelles mit

1) Die ältere Entlehnung Zabel s. I 232.

schräger Fläche, lt. *pulpitum*, belegt erst im Mhd. *pulpit pulpet* und mit volksetymologischer Anlehnung an ‚Brett‘ *pulpret*, *pultprett*, endlich Pult, gekürzt aus *pulpt*.

Man schrieb bald nicht nur schon vorhandene Bücher ab, man verfaßte auch neue. Dafür war der Kunstausdruck im Klosterlatein *dictare*, eig. ‚zum Nachschreiben diktieren‘, dann (schon spätlt.) ‚etwas Ausgesonnenes niederschreiben lassen, verfassen‘. Dies Wort wurde ahd. zu *dictôn*[1] oder mit Lautverschiebung und Lautsubstitution (I 7 f.) *tihtôn*, später wieder in Anlehnung an das Latein dichten. Das Wort entfaltete im Mhd. seine Bedeutung nach mehreren Seiten hin; *tihten* hieß überhaupt erfinden und schaffen, hervorbringen, einrichten, bestimmen. Im Nhd. wurde die Bedeutung wieder eingeschränkt auf das Schaffen poetischer Werke. Mit *tihtôn* verband sich schon früh das durch den gleichen An- und Auslaut zu ihm hingezogene *trahtôn* zu einer festen, scheinbar urdeutschen, alliterierenden Formel, die sich noch bei Luther (z. B. 1. Mos. 6, 5) findet. Und dennoch ist auch trachten ein Lehnwort aus *tractare* ‚behandeln, überdenken‘ und ebenso wie *tihtôn* als Schulausdruck aufgenommen. Es bezeichnet das Überdenken einer gestellten Aufgabe, dann überhaupt erwägen, bedenken. Auch das Wort Vers von lt. *versus*, ahd. *vers*, ist ursprünglich ein Schulausdruck, aber, wie die Aussprache des *v* als *f* beweist, schon früh ins Volk gedrungen, und zwar dürfte diese alte

1) Zuerst bei Otfrid Ad Lud. 87 und 1, 6. 49.

Volkstümlichkeit des Lehnworts nicht sowohl auf dem Lesen der römischen Dichter in den Klosterschulen beruhen, als auf der Bezeichnung der kleinsten Abschnitte der Bibel als ‚Verse'.

Wichtiger noch als das Abschreiben von Büchern war für die Klöster und Stifter das Ausstellen von Urkunden, die ihren Besitz oder ihre Rechte vermehrten. Der lateinische Ausdruck dafür war *brevis,* nämlich libellus ‚kurzes Büchlein'. Da das *e* in *brevis* damals im romanischen Volksdialekt lang gesprochen wurde (vgl. *scôla* S. 36), so wurde es bei der Übernahme in *ia* gebrochen (vgl. Priester S. 8) und es entstand das neue deutsche Wort ahd. *briaf* Brief, welches zunächst ebenfalls die Bedeutung eines Erlasses oder einer Urkunde hatte, eine Bedeutung, die noch durchschimmert in ‚Lehrbrief, Kaufbrief, verbriefen'; erst später erhielt das Wort den jetzt gewöhnlichen Sinn.[1] Ein Vertrag, wenn er rechtsverbindlich sein sollte, mußte aber nicht nur ‚verbrieft', sondern auch ‚versiegelt' sein, man mußte über eine Schenkung u. dgl. ‚Brief und Siegel' haben. Das lt. *sigillum* ‚Bildchen', namentlich das im Stein des Ringes, wurde ahd. durch Verschmelzung mit lt. *insigne* ‚Kennzeichen' zu *insigili* Insiegel erweitert, wobei das *in-* zugleich auf das in das Petschaft oder

1) Das deutsche Wort *urkundi* gehört zu ‚erkennen' und bedeutet eigentlich ‚Erkenntnis, Zeugnis, Beweis', ist also aus der abstrakten in die konkrete Sphäre übergetreten. Die Goten kannten schon das Siegel (*sigljö*), brauchten aber für Urkunde die Mehrheit von *bôk,* die Angelsachsen versuchten es sogar mit *beam* ‚Baum, Balken'.

den Ring eingegrabene Bild hinweist (daher auch die weitere Bedeutung ‚Münze‘, die ja auch ein Bildchen trägt). Jünger als Insiegel ist das erst im Mhd. belegte *sigel*, Siegel; jetzt braucht man Insiegel nur noch im feierlichen und altertümlichen Kanzleistil. Unversiegelt im Gegensatz zum Brief ist der Zettel, eine jüngere Entlehnung, mhd. *zedele* aus mlt. *cedula*, lt. *schedula* ‚Papierblatt‘, einem Deminutiv von lt. *scheda*, *schida* aus gr. σχίδη (zu σχίζω spalten), abgerissener Streifen Papier. Eine gelehrte Neuentlehnung des 17. Jahrhunderts ist Schedul oder Schedel (z. B. im Faust). — Ein Schreiberwort ist auch Punkt, mhd. *punkt* oder *punt* aus mlt. *punctus*, lt. *punctum*, was eigentlich ‚Stich‘ bedeutet.

Nicht nur die neue wissenschaftliche Bildung war es, welche durch die Kirche gepflegt wurde, sondern auch die materielle Kultur des Landes. Schon vor der Bekehrung des eigentlichen Deutschlands hatten die Klöster des Frankenreiches mächtig eingewirkt auf die Förderung des Landbaues und der Gewerbe.[1] Karl der Große setzte durch seine Meiereien und Musterwirtschaften ihr Werk fort, und es erblühten zu gleicher Zeit nun auch im eigentlichen Deutschland große und reiche Abteien, z. B. Reichenau, gegründet 728, Fulda 744; auch St. Gallen kam erst im 8. Jahrhundert zu rechter Blüte. Deren Insassen beschränkten sich nicht auf

1) Vgl. I 76.

die Pflege kirchlichen und gelehrten Wissens, sondern bemühten sich auch, ihr materielles Leben nach allen Seiten hin behaglicher zu gestalten, wodurch sie vorbildlich und anspornend zuerst auf die nähere Umgebung, dann auf immer weitere Kreise des Volkes einwirkten. Was Deutschland auch nach dieser Seite hin den emsigen und geschickten Benediktinermönchen verdankt, läßt sich kaum hoch genug anschlagen. Machten diese doch jedes ihrer Klöster zu einem Kulturmittelpunkte ersten Ranges, wie das Freytag und Scheffel so anschaulich geschildert haben.

Die Einführung von Obstarten und Gartengewächsen aller Art hatte schon in vorchristlicher Zeit begonnen (I Kap. VIII); jetzt, wo die Klöster und Klostergärten mitten zwischen deutschen Bauernhöfen und den Gärten des Adels lagen, mußten sie sich noch weit reicher entwickeln und wurden dann bald vorbildlich für die Anordnungen der weltlichen Behörden.[1] Die Mönche hatten ja vermöge ihres festen Ordensverbandes beständigen Verkehr und dauernde Verbindung mit den Brüdern im kultivierteren und wärmeren Westen und Süden. Pflanzen, die ihnen zur Bereicherung und Verschönerung des Lebens dienlich erschienen, konnten sie mit Leichtigkeit von dorther beziehen. Die so einge-

1) In dem Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 ist auch der Entwurf eines Klostergartens enthalten. Die wichtigste der weltlichen Verfügungen ist Karls des Großen capitulare de villis Cap. 70. — Die sämtlichen im Ahd. vorkommenden entlehnten Pflanzennamen zählt auf Björkmann in der Z. f. d. W. 2, 207—209.

führten Gartengewächse breiteten sich dann langsam aber stetig aus, so daß die Gärten in fast ganz Mitteleuropa schließlich denselben Artenbestand aufwiesen. Die deutschen Bauerngärten haben bis ins 19. Jahrhundert hinein so ziemlich den Charakter der ersten, nach römisch-gallischem Muster auf deutschem Boden angelegten Gärten bewahrt. Die Entlehnung eines Pflanzennamens läßt freilich keineswegs immer darauf schließen, daß die betreffende Pflanze zur Zeit der Entlehnung selbst erst zu uns gekommen ist. Sie kann einheimisch gewesen, aber durch das ausländische Vorbild zu Anbau und Pflege gebracht worden sein (vgl. I 171). Hierüber kann in jedem einzelnen Falle nicht die Sprachwissenschaft, sondern nur die Botanik und Pflanzengeographie entscheiden.

Was das Obst betrifft, so kommen in der zweiten Hälfte des Mittelalters zwei Bezeichnungen der Sauer- oder Weinkirsche auf: Amarelle und Ammer. Ihre Ableitung vom lt. *amarus* ist schwerlich richtig, da *amarus* ‚bitter' heißt, während die Kirschen säuerlich schmecken. Die Amarelle, mit der die Schattenmorelle jedenfalls zusammenhängt, kommt vielmehr zuerst im 12. Jahrhundert unter dem mlt. Namen *amarenum, amarellum* vor, und das ist wohl als eine Entstellung von *armeniacum* ‚armenische Frucht' anzusehen.[2] Die Deutschen machten abkürzend Ambrell, Ammer daraus.

1) Kiebich in Paul-Braune, Beiträge 23, 223. Goetze in den Neuen Jahrb. für Philologie und Pädagogik 1917 I, 1. — Amarille s. unten unter Aprikose.

2) So Heyne.

Von anderen Bäumen ist im frühen Mittelalter die Weißpappel bei uns heimisch geworden, und zwar unter dem Namen ahd. *albari, arbar*, mhd. *alber*, noch jetzt in Mundarten Alber aus it. *albaro*, das seinerseits wohl auf einer Verquickung von *arbor* und *albus* beruht.[1] Die niederdeutsche, von Voß aufgenommene Bezeichnung des Baumes ist Abēle, verkürzt Belle aus lt. *albellus* = *albulus*. Eine andere Art derselben Gattung ist, wie es scheint, die später auftretende Pappel, mhd. *papel* aus der mlt. Nebenform *papulus* für *populus*. Erst im 19. Jahrhundert ist dann die italienische oder Pyramidenpappel über die Alpen gewandert, mit der Napoleon alle Heerstraßen bepflanzte.

An Sträuchern wurde eingeführt der immergrüne Sebenbaum, ahd. *sevina, sevinboum*, aus (*herba*) *Sabina*. Daneben gab es die nicht umgelautete Form *sabinboum*, daher Sadebaum, Sagebaum. Populäre Angleichungen wie Segenbaum (schon mhd.), Siebenbaum zeugen von der Volkstümlichkeit des Strauches. Diese Juniperusart hat sich von den Sabinerbergen über Italien und dann nach Deutschland verbreitet. Die Sadebaumzweige mit ihren dichtgedrängten Schuppenblättern dienen noch jetzt als scharfwirkendes medizinisches Mittel. Der Strauch wird daher noch jetzt gern in den Bauergärten angepflanzt. Zu medizinischen Zwecken lernte man nun auch die schwarzen Beeren des altheimischen Holunders gebrauchen. Mit dieser neuen,

1) Diez II s. v. albaro. Björkman, Z. f. d. W. 6, 176. Schrader, Reallexikon 207.

aus der alten Welt übernommenen Kulturverwertung des Strauchs kam auch sein antiker Name *actix*, eine Weiterbildung von gr.-lt. *acte*, auf: ahd. *attah*, Attich.[1]

An Blumen ist in der vorchristlichen Zeit keine einzige nachweisbar eingeführt worden, jetzt finden wir zwei der schönsten und verbreitetsten als Neulinge in unsern Gärten und in unserm Sprachschatz. Beide stammen aus dem Quellgebiete alles Guten und Schönen, dem Orient, drangen dann über Griechenland nach Italien vor und wurden in den römischen Gärten mit Vorliebe gezogen. Von dort aus haben sie dann ihren Triumphzug über die Welt angetreten und sind in der althochdeutschen Zeit durch Mönche nach dem Norden gebracht und in deutschen Klostergärten kultiviert worden.[2]

Die Königin der Blumen hat ihren Namen in einer indogermanischen, dem Armenischen und Phrygischen nahestehenden Sprache Kleinasiens erhalten, in der ein ursprüngliches *vardhos* (lt. *rub-us*) Dornstrauch den speziellen Sinn ‚Rosenstrauch‘ annahm. Das Wort verbreitete sich ins Iranische, wo es auch zur Bildung

1) Björkman im Archiv für neuere Sprachen 107, 379; Schrader, Reallexikon s. v. Holunder.

2) Zu dem folgenden Abschnitt ist zu vergleichen: Hehn (6. Aufl.) 243—264. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, Kiel und Leipzig 1894. Söhns, Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenerklärung in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht IX (1897) 97—187. Schleiden, Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung, Leipzig 1873. Rosen, Die Natur in der Kunst 1903, S. 44 und 54. Reinhardt, Die Rosen und ihre Herkunft in der Zeitschrift Prometheus vom 13. und 20. Juli 1912 (XXIII, 41 und 42) Ho. III 530f.

von Frauennamen verwandt wurde, z. B. *Rodogune,* dann ins Semitische und weiter ins Griechische. Hier lautete es *ῥόδον*, die Römer machten dann wahrscheinlich aus einer äolischen, dem Adjektivum *ῥοδέα* entsprossenen Form *ῥόζα* in volkstümlicher Umbildung ihr *rosa.* Ins Deutsche ist die Rose, wie es scheint, zunächst nur als Literaturwort aus dem kirchlichen *rōsa* statt *rŏsa*[1] gedrungen, und zwar erst nach der Diphthongisierung des ahd. *ō* zu *uo,* da *rōsa* sonst nicht nicht zu *rôsa*, sondern wie *scōla* zu *scuola,* zu *ruosa* geworden wäre, so daß das Wort heutzutage ‚Ruse‘ lauten würde.[2] Infolge des fremden Ursprungs bezeichnet der fremde Name lediglich die Kulturblume; auf die wilden in Deutschland einheimischen Formen wurde er erst spät übertragen; die hießen ahd. *hiufa,* dialektisch noch jetzt Hiefe, Hifte. In den beiden karolingischen Garteninventaren von 812 wird zwar die Lilie, aber nicht die Rose genannt, im Skt. Gallischen Klostergarten von 820 stehen beide nebeneinander. Die Rose muß also im Zeitalter Karls des Großen um 800 in Deutschland heimisch geworden sein.

Die Schwesterblume der roten Rose ist die weiße Lilie. Ihre griechische Benennung *λείριον* scheint nach neueren Forschungen[3] nicht aus dem Persischen, sondern

1) Die Verlängerung des *ŏ* in freier Stellung vollzog das Vulgärlateinische im 6. Jahrhundert.

2) Franz, Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen S. 47

3) Lagarde bei Hehn-Schrader S. 254. Früher nahm man persisches *lāla* ‚wildwachsende Blume‘ als Ursprungswort an.

aus dem Ägyptischen *reri* zu stammen. Aus dem griechischen Worte wurde lat. *līlium*, aus dessen Plural *līlia* der ahd. Sing. *lilja* hervorging (vgl. die Obstarten I 159).[1] Die romanische Umbildung *giglia* brachte die mhd. Nebenform *gilge* hervor, die noch in süddeutschen Dialekten als Gilgen, Jilge fortlebt. Karls des Großen capitulare de villis empfahl den Anbau beider Blumen, den der Lilie aber an erster Stelle, weil aus ihren weißen Blütenblättern zugleich ein als Hausmittel dienendes Öl bereitet wurde.

Die strahlend rote und weiße Farbe dieser Zierblumen und der süße, kräftige Duft, den sie ausströmen, mußte den Nordländern aufs höchste gefallen, und die christliche Symbolik gab ihnen noch dazu eine eigene religiöse Weihe. In dem apokryphen Buche Jesus Sirach 24, 18 steht: „ich bin aufgewachsen, wie die Rosenstöcke, so man zu Jericho erziehet (quasi plantatio rosae in Jericho)". Diese Stelle bezog man, wie den ganzen Abschnitt, auf Maria, und wie schön paßte auf die Himmelskönigin die Rose in ihrer keuschen und milden Pracht! So heißt es im speculum ecclesiae, einer deutschen Predigtsammlung des 12. Jahrhunderts, S. 107: „wie

1) Die Feuerlilie kam erst im 15. oder 16. Jahrhundert zu uns (F.-B.). — Ein anderes ursprünglich ägyptisches Wort für Lilie, *sosen*, gelangte ins Iranische und steckt in der persischen Winterresidenz *Susa*, die also von ihrem Lilienreichtum den Namen hatte. Dasselbe Wort ging in die semitischen Sprachen über. Der hebräische Name *Susanna* bedeutet ‚Lilienmaid', und aus dem entsprechenden arabischen Wort machten die Spanier *azucena* ‚Lilie' (Hehn 255. 574 f.).

die Rose aus den Dornen blüht, so tut unsere Rose, St. Maria, von den Juden geboren", und im Melker Marienlied[1] 11, 2 wird sie geradezu rosa in Jericho genannt. Im Hohen Liede aber ist zu lesen 2, 1: „ego sum flos campi et lilium convallium (ich bin eine Blume des Feldes und eine Lilie im Tale)". Diese Worte wurden Jesus selbst in den Mund gelegt, dessen Sündlosigkeit vortrefflich durch die unschuldsfarbige Lilie versinnbildlicht wurde. „Das Feld", heißt es im speculum ecclesiae weiter, „ist die unberührte Erde, dies ist unsere Frau, St. Maria, die Blume, die daraus aufgegangen ist, ist der heilige Christ", und demgemäß im Vorauer Marienlob 5, 11: „von dir ist geborn lilium bluome convallium", und in deutscher Form am Schluß: „von dir ist irrunnen der lilje ist aller wunne".[2] Daher wurden die Kirchen mit mystischen steinernen Rosen und später mit den großen Rosetten geschmückt, daher trägt auf Darstellungen der Verkündigung der Engel in der Regel den Lilienstengel, häufig ohne Staubfäden, um jede Andeutung geschlechtlichen Lebens fernzuhalten[3], daher erblühen noch auf Madonnenbildern der Renaissancezeit aus dem Sarge Rosen und Lilien, z. B. auf Rafaels vatikanischer Krönung Mariä.

Hinter diesen beiden königlichen Blumen tritt eine dritte bescheiden zurück, aber schon die Alten nannten

---

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 3. Aufl. S. 158.
2) Ebenda S. 158.
3) Hehn S. 250.

häufig mit Rose und Lilie zusammen als wohlduftenden Schmuck der Gärten das aus Vorderasien stammende, aber auch in Griechenland und namentlich in Italien wildwachsende *ἴον*, lat. *viola*. Freilich bezeichneten die Alten mit diesem Worte mehrere verschiedene Blumenarten, welche zu scheiden nicht immer leicht ist. So viel steht indessen fest, daß in unserer Periode nur das Märzveilchen aus Italien und Frankreich nach Deutschland gekommen ist.[1] Im Ahd. kommt bereits ein *vîolgarto* vor, im frühen Mhd. sodann *vîol vîel*, woraus dann ‚Veiel, Veil' wurde. Die Verkleinerungsform kommt zwar schon im mhd. *violîn* vor, wurde aber erst im 17. Jahrh. recht gebräuchlich; ‚Veilein' oder Veilchen. In dem Maße, wie diese anmutige Blume sich verbreitete, streifte also auch ihr Name den fremden Klang ab und erhielt zuletzt vollständig deutsches Gepräge. — Zu sehr beliebten Zierpflanzen sind ferner geworden die blau blühende Aglei, ahd. *agaleia* aus *aquilegia* ‚Wassersammlerin', weil sich in den großen, trichterförmigen Blütenblättern die Feuchtigkeit ansammelt[2], und die Pappel (ahd. *papula* aus mlt. gleichlautendem Wort), jetzt wohl meistens nur noch in der Zusammensetzung ‚Käsepappel' gebräuchlich, die bekannte hochwachsende Malvenart.

---

1) Der Goldlack erscheint zuerst bei Albertus magnus (13. Jahrh.) als viola crocea, deutsch später Gelbveigelein oder ‚die gelben Veiel'. Die Nachtviole und Levkoje (*λευκὸν ἴον*) wurden erst im 16. Jahrhundert eingeführt. F.-B.

2) Söhns 184. Björkman im Archiv f. neuere Sprachen 107, 376.

Von dem Schönen und Poetischen kommen wir auf das Nüchterne, aber Nützliche, auf die Küchengewächse und Würzkräuter. Ihre Namen zeigen durchweg eine sehr starke Popularisierung, nicht selten in volkstümlicher Anlehnung an bekannte Wortstämme der deutschen Sprache; bei Pflanzen, welche das Volk tagtäglich unter den Händen hatte und brauchte, konnte dies ja nicht ausbleiben.[1]

Was nun die einzelnen Kräuter und Pflanzen betrifft, so ist das wichtigste aller Würzgewächse die Zwiebel. Das ahd. *zwibolla* ist mit Anlehnung an deutsches *bolla* ‚Kugel, Knospe' und an das Zahlwort ‚zwei'[2] aus lat. *caepulla* gebildet, während engl. *bulb* von *bulbus*, ahd. *unna* oder mit ‚Lauch' zusammengesetzt *unnelouch, ulloch, ulche,* agſ. *ynne,* engl. *union,* frz. *oignon* von *unio* ‚Zwiebel ohne Nebenbollen'[3] herstammt. Die mhd. Nebenform *zipolle* lebt noch mundartlich als Zipolle fort. Den gleichen Rang faſt behaupten die Peterſilie, ahd. *pêdarsilli* aus mtl. *petrosilium*, gr.-lt. *petroselinum* ‚Steineppich'[4], und der Lolch, mhd. *lolli* (12. Jahrh.), ſpäter *lulch* aus lt. *lolium*, aber jedenfalls ſchon früher entlehnt. Zum

1) Daß wir das Gartenbeet Beet d. i. Bett nennen, verdanken wir dem lateiniſchen *pulvinus*, das eigentlich Polſter, Kiſſen heißt, dann aber auf die gleichſam aufgepolſterte Erde des Beetes übertragen wurde. S. Heyne, Nahrungsweſen 90.

2) Im Schweizer Dialekt lautet das Wort noch *zîbele* ohne *w* (Binz in d. Z. f. d. Phil. 1900, 72).

3) Söhns 150. Z. f. d. W. 6, 197.

4) Söhns 182.

Salatmachen brauchte man den in manchen Gegenden auch Lattuke genannten Lattich, von ahd. *ladduch(a)* aus *lactuca* ‚milchhaltig'.[1] Als Arzneipflanzen dienten und dienen, zum Teil noch jetzt: der Eibisch, ahd. *ibisca*, gr.-lt. *ibiscum*[2], eine Malvenart, die noch jetzt bei Schweinfurt im großen gebaut wird, und deren schleimig-fleischige Wurzeln den Althee mhd. *altê* aus gr.-lt. *althaea* d. i. ‚Heilkraut' vom griech. *ἄλθειν* liefern. Ferner die Kamille, mhd. *camille* aus mlt. *camomilla*, gr.-lt. *chamaemelon* ‚Erdapfel' wegen des apfelartigen Geruches der Blüte, die Karwe mhd. *karwe* aus gr.-lt. *careum*, eine heimische Kümmelart, deren Anbau man an dem Muster des fremden Kümmels erlernte[3], der Baldrian mhd. *baldrian* aus *valeriana*, der Burzel, schon ahd. *burzala* aus *portulaca*, der Gamander, mhd. *gamandre* aus *chamandreus* für griech. *χαμαίδρυς*, der Günsel ahd. *cunsile* aus mlt. *consolida* ‚die sehr feste' wegen ihrer Heilkraft bei Wunden und Brüchen, der Liebstöckel, ahd. *lubistechal*, volksetymologisch mit Anlehnung an ahd. *stechal* ‚Becher' später an ‚Stöcklein', und an ‚Liebe' — denn die Pflanze wurde wohl zum Liebeszauber benutzt — aus *lubisticum*, *lebisticum* gebildet, was seinerseits wieder aus *ligusticum* ‚Pflanze aus Ligurien' entstellt ist[4], die Raute,

1) F.-B. 304. — In Huflattich ahd. *kuofletticha* steckt dagegen das mlat. *lapatica* aus lt. *lapatum* (Horaz epod. 2. 57), *λάπαθον* ‚Ampfer'.

2) Schweizerisch noch kurz: *hibsche*.

3) Schrader, Reallexikon 486.

4) F.-B. 67. Söhns 159. Z. f. d. W. 6, 176. Schrader, Reallexikon 501.

ahd. und lt. *rúta*, die sich als Mittel gegen Gift und Schlangen eines großen Ansehens erfreute[1], der Alant, der im Altertum als Heil- und Genußmittel angebaut wurde, mlt. *ala* aus gr. *ἑλένιον*, aus dem ein im Mittelalter weitverbreitetes Universalmittel, die *potio Paulina* (nach 1. Timoth. 5, 23) bereitet wurde[2], die *aurine* aus *centaurea*, später umgedeutscht zu ,Tausendgüldenkraut'[3], dessen bitterer Saft gut gegen Magenleiden ist, die Betonie, ahd. *betônia* aus lt. *betonica, vettonica* von dem spanisch-keltischen Volke der Vettones, eine schon von einem römischen Arzte gegen 47 Krankheiten empfohlene Pflanze (Plin. hist. nat. 25, 46), die aber auch zur Zauberei gebraucht wurde. Sodann der Drachenwurz, die *dracontea*, die besonders gegen Schlangenbiß verwandt und daher von Karl dem Großen zum Anbau empfohlen wurde[4], das Mutterkraut, eine früher offizinelle und noch jetzt vielfach in Gärten kultivierte Chrysanthemumart, deren abgekochter Saft bei Frauenleiden gut ist, woher der Name, und deren Blütenköpfchen auch zu Insektenpulver verarbeitet wurden, ahd. *matirena* aus *matrona*[5], die Salbei, eine bis in die neue Zeit hinein fast in jedem Bauerngarten gezogene Heilpflanze, deren gesundheitfördernde Kraft schon in ihrem Namen ausgedrückt liegt: *salbeia*

1) F.-B. 69.
2) Heyne, Körperpflege 196.
3) Björkman, Z. f. d. W. 6, 177; Regel, Gothaer Programm 1872, 9.
4) F.-B. 51. Schrader, Reallexikon 144.
5) Björkman, Z. f. d. W. 6, 189.

aus mlt. *salvegia* für *salvia* von *salvus*[1] (die Form Salvie ist spätere gelehrte Entlehnung), das Schellkraut, ahd. *scelhiwurz* aus gr.-lt. *chelidonia* von *χελιδών* ‚Schwalbe', daher auch ‚Schwalbenwurz' genannt. Es sollte nach altem Glauben blindgewordene Schwalben wieder sehend machen, und daher gut gegen Augenleiden[2] sein.

Der altheimische Quendel (I, 173) oder Biensaug, ahd. *binisûga*, auch Immenkraut genannt, weil die Bienen gern an seinen duftigen Blüten saugen, erhielt jetzt von einer neuen kulturellen Verwendung her die neue gelehrte Bezeichnung *daz timiâm*, jetzt der Thymian. Er wurde nämlich nicht mehr bloß zur Würzung von Speisen, sondern auch, wie schon im Altertum, zum Räuchern gebraucht, und bekam daher den gr.-lt. Namen *thymiama* ‚Räucherwerk', während in beiden alten Sprachen die Pflanze selbst durch das einfache *thymus* bezeichnet wurde. Ebenfalls zum Räuchern und zugleich als Duftpflanze für Wäsche bedienten sich noch unsere Urgroßeltern des Lavendels, ahd. *lavendula* aus *lavandula* von *lavare*, weil der Lavendel samt dem Rosmarin von den Römern zum Bereiten wohlriechender Bäder benutzt wurde. Jetzt gebraucht man höchstens noch eau de lavande.[3]

---

1) F.-B. 133.

2) Konrad von Megenberg: „Ist, daß du den jungen Schwalben mit einer Nadel in die Augen stichst, so bringet ihr Mutter zuhand die Blumen von dem Kraut und hält die an ihre Augen, so kommt das Gesicht wieder" (Söhns 138).

3) Söhns 122.

Weniger bekannt und verbreitet sind das Polei, ahd. *poleia* aus *pulejum* ‚Flohkraut‘, von *pulex* ‚Floh‘[1], weil es die Flöhe vertreibt, die Pimpernelle oder Bibernelle, ahd. *bibinella*, mhd. *bibernelle* mit Anlehnung an ‚Biber‘ aus mlt. *pipinella* für *bipinella* ‚doppeltgefiedert‘[2], eine noch jetzt offizinelle, aber auch zu Salat und Gemüse verwandte Pflanze, und mit dieser verwandt der Anis, früher auch Aneis, mhd. *enîs, anis* aus lt. *anisum*, gr. *ἄνισον ἄνηθον* ‚Dill‘, oberdeutsch noch vielfach Enis mit Ton auf der ersten Silbe, der noch jetzt in der Gegend von Erfurt im großen angebaut wird, endlich die Saturei, mhd. *satereie, saterje* aus lt. *satureja*, deren aromatisch schmeckende Blätter als Würzkraut besonders grünen Bohnen beigegeben zu werden pflegen, weshalb man die Pflanze auch ‚Bohnenkraut‘ nennt.

Einige Pflanzennamen bieten charakteristische Beispiele volksetymologischer Umdeutung. Sie sind zum Teil im Mittelalter noch nicht literarisch belegt, sicher aber schon eingeführt gewesen und in Bauern- und Apothekengärten gezogen worden, ehe sie in Schriften oder Glossen genannt werden. So die Rauke, aus lt. *eruca*, Senfkohl, der in dem Rufe stand, den Mann zur Liebe tüchtig zu machen, die Eselmilch[3], *euphorbia esula*, Wolfsmilch, deren weiße Flüssigkeit noch

1) Nach Walde, Etymol. Wörterbuch der lt. Sprache, vielmehr volkstümliche Umgestaltung des griechischen Namens der Pflanze *βλήχων*.

2) Söhns 183.

3) Söhns 183.

jetzt zum Wegätzen von Warzen verwendet wird, und der Bertram, ahd. *berchtram* mit Anlehnung an den Mannesnamen *Berchtram* aus gr.-lt. *pyretrum* von *pyr* ‚Feuer‘; weil die Wurzel gekaut einen brennenden Geschmack hat, da sie den Speichel stark zusammenzieht, heißt sie jetzt auch ‚Speichel- oder Geiferwurz‘. Aus gr.-lt. *abrotanum* ferner, das entweder zu *ἁβρός* ‚üppig, zierlich‘ gehört oder zu *ἄβροτος* ‚unsterblich‘ und dann das frischbleibende Aussehen der Pflanze andeutet, machte das Volk Oberraute und mit Anlehnung an ‚Eber‘ und ‚Raute‘ Eberraute oder *eberreiza* Ebritz[1], aus mlt. *aristolocia*, gr.-lt. *aristolochia*, ‚für die Niederkunft gut‘ unter Anlehnung an ‚Ostern‘, mhd. *ostirlucie* Osterluzei, daneben auch *astrenza*, *astriz*[2], aus *agrimonia*, das früher als Heilmittel gegen Leber- und Unterleibsleiden geschätzt war, Odermennig (mhd. *odermenic*), Odermännchen[3] oder mhd. *agramüni* Agermeng; aus mlt. *majorana*, der bekannten Gewürzpflanze, deren lateinischer Name auch erst durch Volksetymologie unter Anlehnung an *maior* aus griechischem *ἀμάρακος* hervorgegangen ist, mhd. *maiorân*, *meyrôn*, Majoran, Meiran, daneben unter Anknüpfung an *meie* ‚Mai‘ mhd. *meigramme*, bairisch Meigram.

Bildeten die genannten Würzpflanzen nur eine an-

1) F.-B. 69. 74 Björkman, Z. f. d. W. 6, 180. Ahd. auch *avaruza*, woher dialektisch ‚Afrusch‘.
2) F.-B. 57. Björkman, Z. f. d. W. 6, 177. 191.
3) Söhns 184. F.-B. 76.

genehme Beigabe zu den Speisen, so erfuhr die deutsche Kochkunst eine wirklich wesentliche Bereicherung durch die Neuverwertung eines schon von jeher bekannten Fettstoffes, der Butter. Diese ist kein Erzeugnis südlicher Breiten, sondern den Griechen und Römern erst von den Barbaren des Nordens zugeführt. Unsere Vorfahren gebrauchten sie eher als die klassischen Völker und dennoch bezeichnen wir sie jetzt mit einem griechisch-lateinischen Worte. Die Griechen lernten die Butterbereitung bei den skythischen Stämmen der pontischen Steppe kennen; diese schüttelten Pferdemilch in hölzernen Gefäßen und nannten das obenaufschwimmende leichte Fett *βού-τυρον* ‚Kuhquark', was natürlich nur die griechische Übersetzung des betreffenden barbarischen Ausdruckes ist.[1] Das Wort gelangte dann von Griechenland nach Italien, die Sache sahen die Römer bei den nordischen Völkern selbst und benutzten das griechische Wort zur Bezeichnung des ihnen dort entgegentretenden Stoffes. Plinius berichtet hist. nat. 28, 133: „e lacte fit et butyrum, barbararum gentium lautissimus cibus et qui divites a plebe discernat (aus Milch wird auch Butter gemacht, der barbarischen Völkerschaften herrlichste Speise, welche die Reichen vom Volke sondert)".[2] Unter den „barbarischen Völkern" versteht Plinius seinem Gesichtskreis gemäß Germanen. Damit ist die Butterbereitung bei diesen ebenso bezeugt, wie durch die Griechen bei den Skythen.

1) Hehn 154. 159. Schrader, Reallexikon 122f.
2) Hehn 156.

Das wirtschaftliche Leben der Germanen beruhte zu des Plinius Zeit noch vornehmlich auf der Viehzucht, und es war natürlich, daß in reicheren Haushaltungen die täglich gelieferte Milch der zahlreichen Herden nicht auch täglich verbraucht werden konnte und daher zum Aufheben teilweise in Butter verwandelt wurde. Der einheimische Ausdruck für dieses Produkt ist im Ahd. noch erhalten. Er lautete *anko*, und ist noch jetzt im Alemannischen als ‚Anke' erhalten. Das Wort gehört etymologisch mit lt. unguo ‚salben' zusammen, was darauf hindeutet, daß die Butter in der Urzeit nicht gegessen sondern zum Einreiben des Körpers und der Haare verwandt wurde.[1] Auch kommen Umschreibungen wie *anesmero, huosmero* ‚Kuhschmer' *milchsmalz*, die allerdings vielleicht die zerlassene Butter, das Milchschmalz bezeichnet haben. Das fremde Wort *butyrum* muß zunächst vom nordöstlichen Gallien in das Niederdeutsche und Angelsächsische gedrungen sein, und zwar schon im 7. Jahrh.; denn schon um 730 ist *buturflioge* = engl. *butterfly* belegt. Von Norden her drang es dann seit dem 9. Jahrhundert nach Oberdeutschland vor (spätahd. *butera*) und drängte den heimischen Ausdruck nach Süden zurück. Das Femininum der germanischen Wortformen (ags. *butere*) beruht vielleicht, wie bei den Obstarten, auf dem lat. Plural. — Wie kam es nun, daß das gute alte Wort ‚Anke' durch das fremde verdrängt wurde? Sprachliche Entlehnungen

1) Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen (1913) S. 252.

treten keineswegs nur dann auf, wenn ein neuer Gegenstand aus der Fremde eingeführt wird, sondern auch dann, wenn an einem längst bekannten Gegenstand durch fremde Einwirkung eine neue Kulturerfahrung gemacht wird.[1] Die deutschen Stämme müssen eine bessere Bereitungsart der Butter, die von gallischen Klostermeiereien ausging, kennen gelernt und zugleich mit ihr das romanische Wort angenommen haben. Diese neue Zubereitung wird darin bestanden haben[2], daß die Butter nicht mehr, wie früher, in flüssigem oder breiigem Zustande hergestellt wurde, sondern durch wiederholtes Waschen, Kneten und Salzen rein und fest gemacht wurde. Noch heute ist in Süddeutschland, wohin das neue Wort erst zuletzt gedrungen ist, die Butter ungesalzen und weicher als im Norden. Eine Speise der Reichen (vgl. die S. 56 angeführte Pliniusstelle) blieb die Butter lange Zeit. Im Inventurverzeichnis der Güter Karls d. Gr. weist das Gut Asnapium als Zinseinnahme 200 Schinken, 300 Pansen Käse, aber nur einen Modius Butter auf, andere Güter gar keine.[3]

Die Butter, welche den nordischen Völkern auch zum Salben der Haare und des Körpers diente, wurde andrerseits auch zur Herstellung eines feinen Gebäckes gebraucht. Die Kuchenbäckerei war bei Griechen und

1) Schrader, Vorrede zu Hehn XV.

2) Hehn S. 156. Schrader, Reall. 123 u. 114, möchte die Entlehnung auf die Benutzung der Butter zum Backen zurückführen.

3) Heyne, Nahrungswesen S. 311. — Über die Butter s. auch Ho. s. v.

Römern wegen Mangels an Butter und beschränkten Gebrauchs der ebenfalls nordischen Hefe (zu ‚heben' = gären machen) nicht recht zur Entwicklung gelangt. Von den barbarae gentes dagegen, und zwar den pacatae d. h. den unterworfenen, halbzivilisierten, berichtet Plinius hist. nat. 18, 108, daß sie neben Eiern und Milch auch Butter ad operis pistorii genera gebraucht hätten. Daß diese Feinbäckerei besonders in den Klöstern gepflegt wurde, erheischte schon die Notwendigkeit, zum Gebrauch beim Abendmahl ein über das gewöhnliche Maß hinaus feines Brot herzustellen, welches Oblate ahd. *oblâte* aus mlt. *oblata,* nämlich *hostia* ‚dargebrachtes Opfer' hieß; schon im Mhd. hatte sich aus der sakralen die profane Bedeutung eines dünnen, wohlschmeckenden Gebäckes, seit dem 17. Jahrhundert auch die einer feinen Scheibe zum Siegeln entwickelt. Die ursprüngliche Bedeutung erklärt sich aus der kirchlichen Bedeutung von *offerre* ‚darbringen, weihen' und aus dem Meßopfer. Volkstümliche Umwandlung zeigt das Schweizerische *offlete.* Nach ihrer ineinander geschlungenen Form benannt sind die Bretzeln d. i. ‚Ärmchen[1]; aus lt. *brachiolum* entwickelte sich mlt. *bracellum* und *bracitellum,* daraus ahd. *prizella* und *prezitella;* aus dem letzteren wurde durch *prezlella* mit volksetymologischer Umdeutung ‚Brettstelle' im elsässischen Dialekt (schon bei Fischart); die Schwaben sagen

---

1) Gebäck nach der Form benannt und im Deminutiv kommt auch im Ruodlieb vor, VI, 86 meiner Ausgabe: coronellae ‚Kringel', vgl. auch ‚Zöpfchen, Hörnchen' u. dgl.

Bretzet, Bretzget aus der ahd. Nebenform *brezita*. Erst im Mhd. belegt (*platzbecke* = Bäcker), aber wohl schon in dieser Periode aufgenommen ist Platz, jetzt meistens im Deminutiv Plätzchen durch volkstümliche Kürzung aus *placenta* ‚Kuchen' entstanden, und Lebkuchen (*lebekuoche*), ein feines Fastengebäck, in dessen Namen dem römischen *libum*[1] ‚Opferkuchen' das deutsche Wort verdeutlichend zur Seite gesetzt wurde.[2] Auch die ‚Brenten' oder ‚Printen' sind vielleicht schon im Mittelalter entlehnt. Das Charakteristische an diesem Gebäck ist die ihm eingedrückte Figur oder die Figurengestalt des ganzen Stückes. Somit geht das Wort wohl auf ndl. *prenten*, engl. *to print*, altfr. *preindre* ‚drücken' auf lt. *premere* ‚drücken' zurück.[3]

Wegen der strengen Fastengebote betrieben die Mönche auch eifrig die Fischzucht, wie die noch vorhandenen, oft recht umfassenden Teichanlagen beweisen. Sie lernten von den romanischen Klöstern als Speisefische kennen und schätzen die Barbe, ahd. *barbo* aus *barbus* von *barba* also ‚Bartfisch', die Lamprete ahd. *lamprêta* oder mit volksetymologischer Umbildung *lantfrîda* aus *lamprêta* eigentlich ‚Steinlecker' von *lambere* und *petra*, weil sich der Fisch mit dem Maul an Steine

1) Kluge lehnt die oben gegebene Ableitung von *libum* ab. — Über ‚Pastete', welches sich unter französischer Einwirkung gebildet hat, s. unten.

2) Ähnlich: Semmelmehl (S. 192), Turteltaube, Zederbaum, Tigertier, Vogelstrauß, Karfunkelstein, Kutschwagen, Weichselkirsche, Backtrog.

3) Andere Vermutungen s. bei Sprenger, Z. f. d. W. 2, 304.

ansaugt, und die Aalraupe von ‚Aal‘ wegen der Ähnlichkeit und ahd. *ruppa*, mhd. *ruppe* oder *rutte*, im bairischen Dialekt noch jetzt Rutten, aus *rubeta* d. i. ‚Froschfisch‘, weil der breite Kopf und der kurze Rumpf dieses Fisches der Gestalt der Froschlurchlarven ähnelt.[1] Auch eines anderen Seetieres Eßbarkeit lernten die Deutschen durch Vermittelung der Klöster kennen. Diese züchteten neben den Fischen zu erwünschter Abwechslung bei den Fastenmahlzeiten auch Muscheln, sog. Miesmuscheln, welche jetzt erst ihren Kulturwert und damit ihren Namen *musculus*, eig. ‚Mäuschen‘ erhielten, jedoch mit Änderung des Geschlechtes nach einheimischem ‚Schale‘, ahd. *muscula*.

Einer Verbesserung der Geflügelzucht durch die Klöster verdankt das ahd. *chappo* aus gr.-lt. *cappo* ‚verschnittener Hahn‘ seine Entlehnung, noch bis ins 16. Jahrh. sagte man Kappe; daneben wurde aus der Akkusativform *caponem* mhd. *kappûn* Kapaun entlehnt, welche vollere Form die einfachere verdrängte. Mit Anlehnung an Hahn mhd. *kophan*, Kapphahn.

Daß die Klöster sich auch des Weinbaues und der Weinbereitung mit glänzendem Erfolge befleißigten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der Bruder cella-

---

1) Aus demselben Grunde bezeichnet ‚Kaulquappe‘ sowohl den Fisch wie die Larve der Froschlurche. Die Ableitung des Wortes ‚Quappe‘ von *capito* ‚Großkopf‘ (1. Aufl. S. 44) läßt sich nicht aufrecht erhalten. ‚Quappe‘ ist deutscher onomatopöischer Ausdruck für alles, was sich weich und wabbelig anfühlt. Lübben, Z. f. d. Philol. 6, 459 ff.; Weise, Z. f. d. W. 5, 251.

rarius war nächst dem Abt die Hauptperson des ganzen Klosters und sollte dem ganzen Konvente nach Kapitel 31 der Regel „wie ein Vater“ sein. Auch verstanden die Mönche bereits den Wein zu würzen, durch Kräutersaft, Zimmt, Ingwer, Pfeffer u. dgl. in Bowle zu verwandeln. Solch Kräutersaft hieß lateinisch *pigmentum*, mlt. *pimentum*, eig. ‚Färbestoff‘, ahd. *pîmenta, pîminza*, dessen *z* nicht durch Lautverschiebung, sondern durch Anlehnung an *minza* (I³ 172) entstanden ist; den gewürzten Wein selbst bezeichnete man mit dem gleichen Ausdruck.[1]

Wo des Bacchus Gabe fehlte oder gar zu ungenießbar ausfiel, da wußten sich die Klöster auch mit einem anderen Trinkstoff zu behelfen, dem Bier.[2] Schon die alten Germanen tranken dieses von Tacitus (Germ. 22, s. I² 40) verhöhnte Gersten- oder Weizengetränk, und noch der heilige Columban traf um 600 heidnische „Sueven“ bei einer cupa Bier, aus der sie den Wodan Trankopfer spenden wollten, aber während des Mittelalters wurde es aus Süddeutschland durch den Wein vollständig verdrängt. In Nord- und Mitteldeutschland dagegen behauptete es sich und drang seit Ende des Mittelalters von dort aus wieder siegreich nach Süden vor, schränkte den Weinbau stark ein und machte Baiern zum Hauptgebiet seiner Herrschaft. Mehr noch als die Germanen frönten die Kelten Nordfrankreichs sowie Britanniens dem Biergenuß. Schon Kaiser

1) Über den schon früher entlehnten *môraz* s. I³ 165.
2) Vgl. zu dem folgenden Hehn 147 ff.

Julian verhöhnte den „Pariser Pseudo-Bachus", der nicht Dionysos sondern Demetrios heißen müsse, in einem witzigen Epigramm, und das Bier hat sich in diesen Gegenden durch alle Zeiten als Nationalgetränk erhalten. Von diesen romanisierten Kelten ist nun, wie es scheint, auch der neue Name des Getreidegetränkes ausgegangen und nach Deutschland gekommen. Denn obwohl von gewichtigen Seiten einheimischer Ursprung des Wortes angenommen wird[1], so ist doch noch keine einigermaßen sichere Deutung aus dem Germanischen gewonnen. Das Wort ist ferner nur westgermanisch (ahd. *bior*, ags. *beór*) und kommt erst vom 8. bis 9. Jahrh. an vor;[2] das altheimische Wort ist *alu* (engl. *ale*, altn. *öl*). Darum bleibt die alte Deutung Grimms und Wackernagels, der auch Heyne folgt, aus mlt. *bibere* wohl immer noch die ansprechendste. Die Form *bior* erklärt sich aus der romanischen Aussprache *bivere*, durch Vokalisierung des *v*.

Die Einführung des romanischen Wortes setzt, wie bei der Butter, eine neue verbesserte Bereitungsart voraus, die dem alten Al einen neuen Kulturwert verlieh. Wenn man nun bedenkt, daß das ursprüngliche Getränk

---

1) Kluge, Schrader bei Hehn 157, Schröder bei Ho., E. Kuhn in Kuhns Zeitschrift 35, 313 hält sogar Entlehnung aus slavischem *pivo* für möglich. Ed. Schröder bei Ho. I, 280 hält es bei der Schwierigkeit der Etymologie immer noch für das Wahrscheinlichste, daß Bier mit Bärme und brauen zum lt. *fervere* gären gehört.

2) Zuerst im 8. Jahrh. *peorfaz* ‚*cadus*'. Nach dem Norden ist das Wort schon früh mit dem Import deutschen Bieres gelangt (Ho. I, 281).

lediglich ein Getreideaufguß war ohne jeden würzenden und kräftigenden Zusatz, daß ferner der Hopfen zwar in Mitteleuropa ebenso wie in Asien heimisch ist[1], aber erst seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts als Kultur- und Nutzpflanze erwähnt wird, und zwar zuerst in einem Schenkungsbriefe Pipins des Kleinen an die Abtei St. Denys (humlonariae)[2], worauf er dann auch in Deutschland an verschiedenen Stellen erscheint, so wird man sich der Ansicht nicht verschließen können, daß die Verbesserung, welche dem neuen Worte zum Durchbruch verhalf, eben in dem Zusatz von Hopfen bestand.[3] Allerdings ist das älteste Wort für Hopfen, mlt. *humulus*, slavischer Herkunft (*chmeli*) und in das Slavische vielleicht erst wieder aus einer asiatischen Sprache gekommen. Die erste Kenntnis vom Gebrauch des Hopfens zur Herstellung eines besseren Bieres mag also zu den Romanen von Osten her gelangt sein.[4] Sein eigentlicher Anbau jedoch und seine regelmäßige, kunstgemäße Verwendung zum Brauen wird in gallischen Klöstern aufgekommen sein. Die neue Braukunst verstand es nunmehr, den süßlichen Malzaufguß durch das bittere Aroma der Hopfenblüte in ein kräftiges Männergetränk zu verwandeln, das nicht nur Würze und Wohlgeschmack

1) Engler bei Hehn 469.
2) Hehn 464. Schrader, Reallexikon 377.
3) Heyne, Nahrungswesen 341.
4) Daher soll nach Schrader, Reallexikon 378, auch mlt. *hubalus*, frz. *houblon* aus der nd. Bezeichnung des Hopfens *hoppe* mit Verkleinerungs-*l* stammen. Liegt nicht doch vielleicht folgende Reihe näher: *humulus*, *humlus*, *humbluz*, *hublus*, *hubalus*?

besaß, sondern infolge der nervenberuhigenden Eigenschaften des Hopfens auch eine gewisse Heilkraft. Das neue, so wesentlich verbesserte Gebräu, welches die Mönche romanischer Zunge schlechtweg ‚das Getränk‘ nannten, besaß aber noch eine andere sehr schätzenswerte Eigenschaft, nämlich die für den Transport nötige Haltbarkeit. Früher pflegte das Bier schon am Tage, nachdem es bereitet war, getrunken zu werden [1], jetzt konnte man es auch auf weitere Entfernungen verschicken. So kam das neue Bier nunmehr in den Handel, und mit ihm drang der neue romanische Ausdruck aus den Klöstern Westfrankens nach Deutschland vor. Hier nahm die vielleicht schon früher im kleinen geübte Herstellung des Hopfenbieres durch diese Anregung einen ganz ungeahnten Aufschwung, etwa wie in unsrer Zeit die Bierbrauerei Norddeutschlands durch den Import des besseren bairischen Bieres stark angeregt und gefördert worden ist. In Karls des Großen capitulare de villis (Kap. 60) werden Braumeister sogar als königliche Beamte erwähnt: magistri, qui cerevisiam bonam facere debeant, „gutes“, d. i. solches mit Hopfen. Das neue gehopfte Bier verdrängte in Deutschland bald das alte ungehopfte Ale, in England blieb beides nebeneinander in Gebrauch, und noch jetzt bezeichnet dort *ale* das hopfenlose Getränk im Gegensatz zu dem gehopften *beer*.[2] Das deutsche Bier erwies

1) Schrader, Reallexikon 91.

2) Ho. I, 280 weist demgegenüber darauf hin, daß im Agſ. *ealu* den gegorenen Gerstensaft mit oder ohne

sich bald dem der romanischen Länder überlegen, und so gelangte denn auch das Wort ‚Bier‘ während des Mittelalters ins Französische zurück (*bière*) und während der Neuzeit ins Italienische (*birra*).

Indessen war die Kultur des Hopfens noch wenig bekannt und der Hopfen nicht billig. Man griff daher, wenn es möglich war, zu Ersatzmitteln. Nun wächst in Norddeutschland und den Niederlanden, besonders an den Torfmooren, ein Kleinstrauch mit brauner Rinde und Blättern von bitterm Geschmack und abstringierender Wirkung, der sogenannte Gagelstrauch (myrīca Gale). Dessen Blätter benutzte man schon früh zum Ersatz des Hopfens — es soll auch heute noch bisweilen geschehen — und den Strauch selbst belegte man mit dem stolzen Namen der Myrte. Denn die Blätter dieses südlichen Baumes sind denen des Gagelstrauches an Aussehen und besonders an Geschmack und Wirkung ähnlich; sie schmecken ebenfalls bitter, wirken zusammenziehend und dienen als Heilmittel. Die frühe Volkstümlichkeit der in Deutschland doch nicht anbaufähigen Myrte, die sich auch in der ahd. mit Ableitungs-*l* gebildeten Form *mirtelboum* aus *myrtus* ausspricht, ist nicht wohl denkbar ohne diese Übertragung auf ein einheimisches Gewächs.[1]

Mit der Vermehrung der Genußmittel in Küche

Bitterstoff, *bēor* dagegen das metartige mit Süßstoff versetzte Getränk bezeichnet habe.

1) Vgl. F.-B. 48. 218. Schrader, Reallexikon 569. Die ‚Myrte‘ zum Bierbrauen unter andern bei der heiligen Hildegard um 1150.

und Keller mußte selbstverständlich eine Verbesserung des wirtschaftlichen Betriebes Hand in Hand gehen. Zu dem am Ende der vorigen Periode entlehnten Substantivum ‚Presse‘ (I³ 149) kam jetzt als neues Wirtschaftswort *pressôn* pressen aus *pressare*. Auch vermehrte sich die Zahl der dem römisch-gallischen Kulturkreise entlehnten Geräte und Gefäße (I³ 218). Zum Zerstoßen der Gewürze bei feinen Bäckereien lernte man sich eines Gerätes bedienen, welches die Römer *mortarium* nannten. Ahd. wurde daraus zunächst *mortâri*, engl. *mortar*. Die Hochdeutschen lehnten aber bald das Wort volksetymologisch an *morsen, zermürsen* (vgl. ‚morsch‘) an und schufen so einen *morsâri* Mörser. Zum Braten der Fasteneierkuchen bediente man sich eines Tiegels, ahd. *tegal* aus lat. *tegula*, welches wieder dem griechischen *τήγανον* entstammt und wohl zu unterscheiden ist von dem früher rezipierten echt lateinischen *tegula* = Ziegel (I³ 125).[1]

Die Wein- und Bierwirtschaft wurde bereichert durch die *butina* (mlt. aus griech. *πυτίνη*, tarentinisch *βυτίνη*) ‚Weingefäß‘, auch ‚Weinschlauch‘, ahd. *butinna* Bütte, und wie aus der ‚Kufe‘ (I³ 150) der ‚Küfer‘, so entstand aus der ‚Bütte‘ der ‚Büttner‘ (mhd. *bütenære*), jetzt außer im fränkischen Dialekte nur noch als Eigenname üblich. Ein anderes Gefäß für Flüssigkeiten ist die mlat. *galēta* dunkeln Ursprungs aber von

1) Kauffmann, Deutsche Altertumskunde S. 101, Anm. 5 bringt Tiegel mit Teig zusammen, nimmt aber Beeinflussung durch *tegula* an.

weiter Verbreitung in den romanischen Sprachen; die Deutschen zogen den Akzent zurück: *gelita* Gelte. Zum Aufbewahren besonders der Milch diente ahd. die *muoltera, mulhtra, mulchter* aus lat. *mulctra* ‚Melkfaß'; mhd. wurde daraus *muolter, multer,* später mit Kürzung *muolde, mulde* Mulde. Die weiteste Verbreitung aber gewann die Tonne, ahd. und mlat. *tonna,* deren Ursprung man in einer Alpensprache, dem Ligurischen oder Rätischen[1], gesucht hat; denn nach Strabo 5, 1, 12 waren in den waldigen Alpenvorbergen des zisalpinischen Galliens Fässer, so groß wie Häuser, im Gebrauch.[2] Da das Wort in den süddeutschen Mundarten fehlt, so ist es wohl aus Nordgallien (vgl. frz. *tonne, tonneau*) nach Nord- und Mitteldeutschland gewandert. Ursprünglich ein Gefäß selbst, dann ein Teil desselben, seine Einfassung, hieß mlt. *doga* aus gr. *δοχή* ‚Behälter, Gefäß'. Aus *doga* wurde mhd. *dûge*, schweizerisch Dauge, während die heutige, seit Luther übliche Form Daube auf eine mlt. Nebenform *dova* (frz. *douve*) zurückführt. Für ein kleineres Gefäß von bestimmtem Maß bürgerte sich *situla* oder vielmehr die Nebenform *situlus* als Seidel ein. Das Wort ist freilich erst im späteren Mhd. als *sîdel, sîdelîn* belegt, muß aber schon in dieser Periode entlehnt worden sein, weil die Dehnung des lat. *ĭ* zu *î*

1) Schrader, Reallexikon 236, nimmt wegen ir. *tunna* keltischen Ursprung an.

2) Hehn 557. Möglich aber auch, daß es dem Keltischen, wo ebenfalls *tunna* vorkommt, entstammt.

und die Verwandlung des *t* zu *d* (s. u. *sîda*) romanischen Einfluß erkennen lassen. Das Wort ist jedenfalls mit dem neuen Bier (S. 65) aus westfränkischen in deutsche Klöster gewandert.

Ein altes Wanderwort, das sich, wie so viele Gefäßbenennungen, in verschiedenen Sprachen heimisch gemacht hat und gerade deswegen nur schwer und kaum mit voller Sicherheit zu deuten ist, ist der Krug, ahd. *crôc* und *chruag* und seine Sippe, altſ. *krûka* Kruke, Kruche, woraus frz. *cruche*, sowie mhd. *krûse* Krause, afrz. *cruise*. Man hat das Wort von kelt. *crûc, crochan* abgeleitet, und offenbar gehört dieses keltische Wort mit dem deutschen in eine Sippe, ist aber schwerlich seine Quelle. Ansprechender ist die Vermutung, daß die germanischen und keltischen Bezeichnungen ebenso wie das griech. *κρωσσός* aus einer alteuropäischen vorindogermanischen Gefäßbenennung geflossen seien, die ursprünglich ein geflochtenes, dann ein hölzernes, endlich ein irdenes Gefäß bezeichnet habe.[1] Als spezielle Quelle von Krause, Kräusel ist jedenfalls das mlt. *crusibulum* oder *-lus* anzusehen, das bei Dieffenbach (gloss. med. et inf. latinitatis) durch *kruse*, *kraus*, *kreusel* glossiert erscheint; statt *crusibulum* hieß es aber auch *crucibulum* (s. Dieffenbach), das von *crux* abgeleitet ist und durch *leuchtschirbe*, *tigel*, *test* glossiert wird. Es bezeichnete also ein Gefäß, einen Becher oder eine Laterne, das ursprünglich Kreuzesform hatte.

---

1) Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen (1913) S. 39. Vgl. 1³ 37.

Neuerdings hat Schuchardt[1] alle diese Wortformen, die ‚Krug' oder ‚Flasche' bedeuten, auf das mlt. *cloca* ‚Glocke' zurückzuführen gesucht, und zwar die mit *s* auf eine anzunehmende romanische Nebenform *clocia*. Da die Gestalt einer Glocke der eines Kruges oder einer Flasche sehr ähnlich ist, so lag die Bedeutungsübertragung nahe genug. Infolge der Ähnlichkeit der Gestalt wurde das Deminutivum von Krause, Kräusel, auch auf das bekannte Kinderspielzeug übertragen; später wurde daraus durch volksetymologische Anlehnung an ‚Kreis' Kreisel; das Wort bedeutet also kleiner Krug, ‚Topf', wie man es noch jetzt in Oberdeutschland nennt.

Wo man von diesen Trinkgeräten spricht, darf auch das zugehörige Wirtshaus nicht fehlen, die Taberne, ahd. *taverna* aus *taberna*, die freilich mit dem Kloster wohl nichts zu tun hat. Über die ältere Entlehnung des lateinischen Wortes vgl. den Ortsnamen Zabern s. I³ 71.

Es ist überhaupt nicht ausgeschlossen, daß manche der soeben vorgeführten Entlehnungen nicht im Klosterleben ihre Wurzel haben; bei den nun zu betrachtenden muß völlig dahingestellt bleiben, welchen Anteil an ihrer Einführung die weltlichen und die geistlichen Herren hatten. Es handelt sich dabei größtenteils um Gewerks- und Arbeitswörter. Den größten Aufschwung von allen Gewerken nahm seit Beginn des Mittelalters

1) Romanische Etymologien II, 15 und 21 (Sitz. der Wiener Akademie 1899).

die Baukunst. Nicht nur die Klöster und Kirchen, sondern auch die Schlösser und Burgen der Fürsten und Edlen wurden immer großartiger und vor allen Dingen fester, und auch die Städte trugen ihr Teil zur Entwicklung des Baugewerbes bei. Daß die Deutschen die Technik des Steinbaues von den Römern erlernt haben, beweisen die Lehnwörter (I³ 118ff.); daß sie ihre Kunstfertigkeit an der Hand der fortlebenden römisch-gallischen Technik weiter ausbildeten, ebenfalls. Die Namen der kirchlichen Gebäude sind schon oben aufgezählt worden. Sowohl geistlichen wie weltlichen Charakter hat das wichtigste und bedeutsamste der dem Baugewerke angehörenden, in dieser Periode entlehnten lateinischen Wörter: *turris*, ahd. *turri*, dann *turra*, wofür sich etwa um das Jahr 1000 unter französischem Einflusse die Form *turn* und dann weiter *turm* Turm einstellte.[1] Rein kirchlich dagegen ist die Gruft geblieben, ahd. *gruft*, ein Wort, das keineswegs direkt

1) Nach Kluge u. Hi. von einem vorauszusetzenden afrz. Akkusative *torn*. Nach Heyne, Wohnungswesen 133, brachten die Romanen die Rundgestalt des Turms mit dem Verbum *tourner* zusammen. Das *n* ging in *tour* verloren, erhielt sich aber im Deminutiv *tournelle*. Andere führen Turm auf die lt. Akkusativform *turrim* zurück; *turn* ist dann eine Abschwächung von *turm*. Indessen ist *turm* die spätere Form (zuerst in Lamprechts Alexander) und wohl hervorgebracht durch die Beliebtheit der Lautgruppe *-rm* im Auslaut, namentlich durch die Analogie von Sturm, Wurm; vgl. aber auch Harm, Darm, arm, warm. Schrader, Reallexikon 874, nimmt Beeinflussung durch slav. *tremu* (aus τέρεμνον ‚Haus, Halle') an. Das Geschlecht des deutschen Wortes wurde nach Heyne durch das einheimische wendilstein bestimmt.

von ‚graben' herkommt, sondern nichts anderes ist als das mlat. *grupta* (aus gr.-lt. *crypta* von *κρύπτω* verbergen *κρύπτα*), gebildet mit Lautsubstitution (I³ 18) unter Anlehnung an ‚graben'. Einen doppelten Sinn hat auch das lateinische *carnarium*. Es heißt zunächst nur Fleisch- oder Räucherkammer, bekam aber im Mlat. auch die geistliche Bedeutung ‚Beinhaus, Totenkammer'. In beiden Bedeutungen ist es entlehnt; ahd. *der charnâre* und mhd. *karnære* sind zwar nur in der geistlichen Bedeutung belegt, aber das nhd. Kerner oder Karner hat neben dieser, wenigstens in der älteren Zeit, die weltliche bewahrt.

Die frühere Periode hatte als Bindemasse beim Bauen nur den Kalk (I³ 124) gekannt: jetzt lernte man eine Mischung aus Kalk und Sand kennen, die sich noch besser bewährte, den Mörtel. Das frühmhd. *morter,* dann *mortel* hat zum Stammwort dasselbe *mortarium,* welches wir bei ‚Mörser' kennen gelernt haben (S. 67). Denn dies lateinische Wort bedeutet eigentlich nicht die Masse selbst, sondern das trogartige Gefäß, in welchem man sie trug, es wurde indessen schon von den römischen Maurern auf jene übertragen. Im Englischen ist *mortar* noch heute sowohl ‚Mörser' wie ‚Mörtel'. Besondere Arten der Bindemasse sind der Gips, spätahd. *gips* aus mlat. *gypsum,* griech. *γύψος,* und der Zement, mhd. mit volkstümlicher deutscher Betonung *zîment* oder *cêment* aus lat. *caementum* ‚Bruchstein'; wir legen jetzt wieder gelehrt und nach dem frz. *cement* den Ton auf die letzte Silbe. Der Bedeutungsübergang vom

Bruchstein zum Zement beruht darauf, daß Kalksteinbruchstücke pulverisiert oder zerkrümelt dem Mörtel beigemischt wurden.[1] Dem Bauwesen gehört auch das Wort Grad an, ahd. (bei Notker) *grâd* aus lt. *gradus* ‚Stufe‘, im Nhd. dann auf Rangstufen übertragen und breit entwickelt. Ferner Riegel, ahd. *rigil,* ein zur Sperre eines Tores vorgeschobener Balken, weiter auch Schwellbalken beim Fachwerkbau aus demselben *regula,*[2] aus dem wir schon ‚die Regel‘ hervorgehen sahen; dieses hatte auch die sinnliche Bedeutung ‚Richtscheit, dann Querholz, Latte, Schiene‘. Die Umformung des Vokals und der Geschlechtswechsel deuten auf alte volksmäßige Entlehnung, während ‚Regel‘ von Hause aus ein Wort des Klerus und der Bildung war. Die Platte wurde noch in einer zweiten (vgl. S. 7) Bedeutung entlehnt, nämlich in der eines flachen, größeren Steinstücks, ahd. *platta* von einer Marmorplatte. Denn auch der Marmor war schon in jener Zeit den deutschen Bauarbeitern bekannt; das zeigt die aus lt. *marmor* (gr. *μάρμαρος* ‚Felsblock‘) hervorgegangene volkstümliche Form *marmul*, *Märmel, Merbel,* die wir noch in Marmelstein und in Murmel für Spielkügelchen gebrauchen, während wir sonst zu der gelehrten lateinischen Form zurückgekehrt sind. Ebenso der Granit, mhd. *grânit* aus mlat. *granitum* marmor ‚gekörnter

1) In diesem Sinne spricht Vitruv 7, 6, 1 von *caementa marmorea,* Marmorbruchstücken, die beim Bearbeiten des Marmors absprangen und unter den Mörtel gemischt wurden.

2) Hi. hält Riegel für germanisch.

Marmor', sowie der **Tuffstein** aus lat. *tophus*. Da es im Italienischen auch ein *tuffo* ,das Eintauchen' gibt, so wurde dies mit *tufo* vermischt, und man nannte den Tuffstein nd. *Duckstein*, in Oberdeutschland *Tauchstein*. Aus diesen Steinen verstand man **Quadern** zu hauen, mhd. *quâder* aus *quadrus* lapis ,viereckiger Stein'.

Bewohnbar waren die Zimmer erst, wenn sie heizbar waren. **Erker**, dem gewölbten Ausbau an Häusern und Burgmauern, das mhd. *ärker*, stammt aus mlat.-ital. *arcora*, einer neugebildeten Pluralform zu *arcus*, bezeichnet also eigentlich einen Komplex von Bogen (doch s. u.). Als Kunstausdruck des Befestigungswesens scheint herübergenommen zu sein die **Planke** aus spätlat.-roman. *planca*, das wohl mit dem griech. *πλάξ* ,Platte' zusammenhängt. Auch der *zingel* aus *cingulus* ,Gürtelmauer' gehört hierher; erhalten ist noch das davon abgeleitete Verbum **umzingeln**.

Dem Bauwesen gehört auch ein in alter Zeit sehr viel gebrauchtes Gewerkwort an, das jetzt freilich im Aussterben begriffen ist. Aus dem lat. *modulus* (Deminutiv von *modus*) wurde ahd. *modul*, mhd. *model*. In der Bausprache bedeutete es das Maß für die Ordnung der Säulen und ihrer einzelnen Teile, wurde aber bald allgemein als technischer Ausdruck gebraucht für ,Maß, Form, Vorbild'. In dieser Bedeutung ,Musterform, Hohlform' lebt es noch jetzt als **Model** in der Sprache mancher Gewerke fort, wird aber durch das weit später entlehnte ,Modell' mehr

und mehr verdrängt. Abgeleitet von *modulus* war mlt. *modulare* ‚abmessen'. Davon mhd. *modelen* modeln, ursprünglich Gewerkswort ‚nach einem Model bilden', besonders in der Weberei ‚mit Figuren versehen', jetzt in allgemeinerer Bedeutung ‚umbilden, umformen'.

Nicht nur die Baukunst, sondern auch die anderen Gewerke entwickelten sich an der Hand der romanisch-gallischen Technik weiter, sowohl in den großen Abteien wie an den städtischen Bischofssitzen. Die Arbeitsteilung wurde größer. In den Städten kamen die Handwerke auf, und in den Klöstern wurden für die einzelnen Produktionstätigkeiten allemal diejenigen Brüder bestellt, die darin eine besondere Fertigkeit besaßen. In der altgermanischen Zeit schnitt sich jeder sein Leder selbst zurecht und nähte seine Schuhe, so gut er konnte. Für das nach römischem Muster aufkommende feinere Schuhwerk (I³ 214) wurde ein besonderer Handwerker nötig, der sich der mit dem Leisten arbeitenden römischen Technik bediente. Man bezeichnete ihn in der Klostersprache mit dem lateinischen *sutor*, eigentlich ‚Näher', woraus ahd. *sûtari*, ags. *sûtere* wurde durch Verwandlung des lat. Suffixes -or in das alte Lehnsuffix -âri (I³ 206), ein Wort, das noch in dem Familiennamen Suter, oder ‚Sauter, Sauer' fortlebt. Zur Verdeutlichung (vgl. S. 51, A. 3) und zur Unterscheidung von dem Kleidernäher, dem Schneider setzte man später dem Näher noch die ge-

---

1) So G. Baist in der Z. f. d. Wortforschung X 211.

nähte Sache vor, mhd. *schuochsûtar*, dann weiter *schuochstære*, *Schuochster*, Schuster, jetzt mit etwas verächtlicher Bedeutung gegenüber dem Schuhmacher oder gar dem Schuhfabrikanten. Doch gab es neben diesem Mischwort auch ein echt deutsches *schuochwührte* (von ‚wirken‘), welches noch in Eigennamen wie ‚Schuchard, Schuhart, Schubart, Schubert‘ fortlebt.

Die älteste Bezeichnung des Fleischerhandwerks[1] ist mit der Errichtung von Fleischbänken schon im 9. Jahrhundert nach Deutschland gekommen, nämlich *macellarius* von *macellum*, eigentlich Inhaber einer Fleischbank, ahd. *mezzilâri*, Metzler. Bald darauf erschien der *matiarius* (von *matia* Därme, Eingeweide), eigentlich also Wurstmacher, ahd. *metzjære*, Metzger[1], mit ihm kam die römische Technik des Wurstelns. Das Verbum *metzeln* oder *metzen* stammt von mlt. *macellare*, während *metzgen* eine deutsche Ableitung von Metzger ist. Der Steinmetz dagegen, ahd. *steinmezzo*, stammt von demselben vulgärlat. *matio*, von dem auch das frz. *maçon* ‚Maurer‘ herrührt, oder es ist rein deutsch und gehört mit Meißel zu got. *maitan* ‚hauen‘.

Die Metallgewerke sind vertreten durch Masse, lat. *massa*, welches bei Notker noch als gelehrtes Fremdwort auftritt, im Mhd. *masse* aber bereits populäres Gewerkswort ist mit der Bedeutung ‚Metall-

---

1) Fleischer (erst 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) ist nur eine Abkürzung von Fleischhauer. Götze, Deutsche Handwerkernamen, Neue Jahrb. 1918, II, S. 127 f.

klumpen'[1], dann überhaupt ,ungestalteter Stoff, Masse'. Doch führt man es jetzt mit größerer Wahrscheinlichkeit auf das aus Xenophon anab. V bekannte Volk der Mossynöken zurück, das nach Pseudo-Aristoteles zuerst Kupfer und Zink zu einem sehr glänzenden Erz zusammenzuschmelzen verstand.[2] — Beim Malen und Anstreichen gebrauchte man den Pinsel, mhd. zunächst *pensel* aus *penicillus* ,Schwänzchen', das dann zu *pinsellus*, altfr. *pincel* umgeformt wurde. — Auf eine verbesserte Art des Wasserschöpfens aus dem gemauerten Brunnen (vgl. ,Pfütze' I[3] 141) läßt die Entlehnung von ahd. *kurba* ,Winde am Ziehbrunnen', mhd. *kurbe* Kurbe oder Kurbel aus mlat. *curva* (frz. *courbe*) schließen, auf eine Verbesserung des Spinnens die von Wirtel aus mlt. *vertellum*, südfrz. *vertel*.[3]

Auch lernte man allerhand nützliche mineralische Stoffe und ihren lateinischen Namen kennen, so den Bleikalk, den schon die Römer aus Spanien importierten, und *minium* (Plin. hist. nat. 33, 40) nannten, ahd. *minig* Mennig; verwandt mit ihm ist der aus Ostindien stammende rote Farbstoff Zinnober, mhd. *zinober* aus gr.-lt. *cinnabaris*, einem ursprünglich indischen Wort. Ferner den Alaun, mhd. *alûn* aus *alumen*, wofür man ahd. noch der *peizstein* sagte, der

1) Im Hüttenwesen gibt es noch den Ausdruck Massel ,Roheisenbarren', also in der alten Bedeutung.

2) Arist. de mirabilibus auscultationibus: *φασὶν τὸν Μοσσύνοι χουχάλκον λαμπρότατον καὶ λευκότατον εἶναι.*

3) Schuchardt in der Z. f. d. W I, 66. Bei Dieffenbach Gloss. Lat.-Germ wird *vertebra* und *vertebrum* durch *wirtil* glossiert. Daselbst erscheint auch *vertellum*.

Ocker, mhd. *otker*, *ogger* aus gr.=lt. *ochra* (ὠχρός ‚blaß‘) ‚Berggelb‘. Den als *viride Hispanum* nach Deutschland kommenden Farbstoff übersetzte man im Mhd. in *spângrüen*, später in *grüenspân*, Grünspan. Die Kreide ferner wurde schon in der römischen Kaiserzeit von Britannien auf dem Rhein und Neckar und über die Alpenpässe nach Italien gebracht. Ein negotiator *cretarius* stiftete an der Scheldemündung der Göttin Nehalennia einen Altar ob merces recte conservatas, dessen Inschrift noch erhalten ist. Auch am Rhein gab es zur Römerzeit schon Kreidebrüche. Aus dieser alten Zeit stammte die niederdeutsche Entlehnung des lat. *creta krîte* mit erhaltenem *t*. Das spätahd. *krîda* ist eine jüngere Entlehnung aus der Zeit, wo das *t* bereits nach romanischer Art zu *d* erweicht war (span. *greda*, vgl. S. 71 *seda*).[1]

Was sodann das Bekleidungswesen betrifft, so sind neue und zwar rein geistliche Ausdrücke die Albe, lat. und ahd. *alba*, das weiße Gewand des Priesters bei der Messe, die Kugel, auch Kogel, Gugel[2] d. i. Mönchsgewand, später Kapuze, Mantel mit Kapuze, ahd. *kugula* aus *cuculla*, und die das gleiche bedeutende Kutte, mhd. *kutte;* das Wort ist entlehnt aus mlat.=roman. *cotta*, frz. *cotté*, welches aber seinerseits aus einem germanischen Worte stammt, das in

1) Schrader, Reallexikon 479.

2) Von dem mhd. *gugel* stammt die Benennung des schwäbischen und bayrischen Gebäcks *Gugelhopf* her; Gugel bezeichnet die haupenähnliche Form, *hopf* ist = bayr. *Hepfen* f. Hefe.

ahd. *chozzo* ‚Kotzen' d. i. ‚grobe wollene Decke' steckt.[1] Die Jünger des heiligen Benedikt benannten das schwarzwollene Zeug ihrer Ordenskleidung und dann diese selbst auch mit einem anderen lateinischen Worte *floccus*, woraus schon sehr früh ahd. *flocco* Flocke hervorging, und so heißt noch jetzt im bayrischen Dialekt ein mönchisches Gewand ‚Flocken'; daneben erhielt sich die noch jetzt übliche Bedeutung eines Büschels Wolle oder Federn, die auch im Lateinischen die ursprüngliche war. Die Ausdrücke Zwillich, ahd. *zwilîh*, und Drillich, ahd. *drilîch*, sind in der ersten Hälfte Übertragungen, in der zweiten Entlehnungen aus *bilix* und *trilix* ‚zwei'- und ‚dreifädig' von *licium* ‚Faden'.

Wichtiger sind drei gemeineuropäische Kulturwörter ersten Ranges. Erstens Kappe, ein mantelartiges Kleid (s. oben S. 14), das ursprünglich mit seiner Kapuze zugleich den Kopf bedeckte, dann aber begrifflich entweder mit Wegfall der Kapuze auf den Kittel oder mit Wegfall des Kittels auf die Kapuze beschränkt wurde. Grundwort ist mlat. cappa, das zuerst um 600 bezeugt ist und möglicherweise aus dem Keltischen stammt. Es ging schon im 8. oder 9. Jahrh. als *kappa* ins Ahd. über; im Französischen kommt *chape* ‚Chormantel', *chaperon* ‚Mönchskappe' und *chapeau* ‚Hut' (aus dem Deminutivum *capellus*) da-

1) Heyne, Körperpflege 270. — Das romanische *cotta* steckt auch im engl. *riding-coat* ‚Reitrock', woraus die Franzosen wieder *redingote* ‚Überrock' machten.

von her. Zweitens **Mantel**, ahd. *mantal,* welches als feines modisches Kleidungsstück und modisches Wort um dieselbe Zeit aus *mantellum*[1] entlehnt wurde und den alten, schweren, uneleganten *hachul* verdrängte. Die frühe Volkstümlichkeit des Wortes wird durch die Umwandlung seines Geschlechtes nach dem deutschen *hachul* und durch die Verbreitung in allen germanischen Dialekten außer dem gotischen bewiesen.[2] Drittens endlich **Pelz**. Die alten Germanen gingen allerdings in Felle gekleidet (Tac. Germ. 17: gerunt et ferarum pelles usw.), aber das waren rohe, unbearbeitete Tierhäute, die feine modische Pelzkleidung empfingen sie von den Romanen und mit ihr etwa im 10. Jahrh. das Wort *pellicia,* nämlich *vestis* (eine Ableitung von *pellis,* also eigentlich ‚Pelzkleid‘), welches ahd. zu *pelliz* umgestaltet, mhd. zu *pelz* verhärtet wurde. Wahrscheinlich mit der Pelzkleidung im Zusammenhang steht auch die Entlehnung des Adjektivums **bunt**. Denn dieses kommt zur Zeit seiner Entlehnung im Mhd. vorwiegend in Verbindung mit ‚Pelz‘ vor, als gleichbedeutend mit *vêh* ‚schwarz gefleckt auf weißem Grunde gesprenkelt‘. Dies mehrfarbige hatte zum Gegensatz das *grâ*, das einfarbige, graue Pelzwerk. Beide Arten wurden durch die Formel *grâ unde bunt* zusammengestellt. Dadurch daß es das *t* in der Flexion beibehält (*bunter* statt zu erwarten dem *bunder*), gibt sich das Wort als Lehnwort kund. Als Stammwort hat

1) Das Grundwort ist spanisch-lateinisches *mantum.*
2) Agſ. *mentel,* altn. *metull.* Heyne, Körperpflege 272.

man wegen der Bedeutung das lat. (mus) *ponticus* ‚Hermelin‘ angenommen, jedoch ist sein Ursprung wahrscheinlicher in dem mlat. *punctus* zu suchen, welches als Klosterwort das mit verschiedenfarbigen Fäden auf Zeug angebrachte Stickwerk bezeichnete und dann die allgemeine Bedeutung ‚gefleckt‘ erlangte. Erst seit Luther wird das Wort in der Literatur allgemein für das ältere *missevar*. — Für das Reinigen der Ordensgewänder gab es in den älteren Klöstern einen eigenen Arbeiter, der den Namen *lavantari* aus *lavandarius* führte.[1]

Eine wichtige neue Kulturerrungenschaft war auch das Belegen der Fußböden mit geflochtenen oder gewebten Stoffen, welches die Deutschen von den Romanen etwa im 8. Jahrh. kennen lernten. Das bezeugen das Wort Teppich aus griech.-lat. *tapetum*, weswegen die ursprüngliche ahd. Form *teppid* oder *teppith* lautete, während die jetzt übliche und schon ahd. als *teppich* belegte wohl auf Analogiebildung[2] nach Wörtern wie Estrich, Bottich, Fittich, Kranich usw. beruht. Die Benediktinerregel (Kap. 55) schrieb vor, daß für das Lager der Mönche eine *matta* nebst Decke genüge. Auf diese Weise ist Matte, aus spätlat.

1) Heyne, Körperpflege 96.

2) Heyne nimmt als Stammwort dieser Form ein mlat. *tapicus* an. Er ist geneigt (Wohnungswesen 52), Wandbehang mit Decken schon für die gemeingermanische Periode anzunehmen. Dann würden die oben genannten Lehnwörter auf Verfeinerung und Verallgemeinerung dieses Wandschmuckes hinweisen.

matta, als ursprüngliches Klosterwort in unsere Sprache gekommen, das dann aber auch in weltlichen Haushaltungen für eine Schlafunterlage aus Binsen oder Stroh gebraucht wurde, in Oberdeutschland auch in der Form *matz*, *matzen*.[1]

Der Toilette diente die Schminke, mhd. *smicke*, dann *sminke*, welche im 11. Jahrh. noch in der lat., auch in der Vulgata belegten Form *smigma* (für *smegma*, griech. *σμῆγμα*) mit der Bedeutung ,wohlriechende Seife' erscheint (Ruodlieb I 34), dem Schmucke die Perle, ahd. *perala* aus *perla*, der romanischen Nebenform eines vorauszusetzenden, freilich nicht belegten vulgärlat. *pirula* ,Birnchen'; schon Plinius verglich (hist. nat. 9, 116) die Gestalt der Perle mit der der Birne.[2]

Schon der Teppich und die Schminke wies über Italien hinaus nach Griechenland und dem Orient. Der orientalische Handel erstreckte schon in früher Zeit seine letzten Ausläufer bis in die rauhen Landschaften der noch nicht lange dem Heidentum entrissenen Germanen. Im ersten Jahrhundert v. Chr., als ein chinesischer Entdecker Tschang-Kien bis in die Länder des Oxus und Jaxartes vorgedrungen war und mit den Parthern

1) Heyne, Körperpflege 100.

2) Dieffenbach: Gloss. Lat.-Germ. 427 setzt *perela* = *perillus* = *berillus* Beryll. Eine andere Deutung führt auf mlat. *sperula* = *sphaerula* ,Kügelchen'. Eine dritte auf ein nicht belegtes vulgärlat. *pernula* von *perna* (Plin. hist. nat. 32, 154) Muschel So Körting, Lat.-Roman. Wörterbuch nr. 7067. Am ausführlichsten handelt über das schwierige Wort Diez, Wörterbuch I 312.

Handelsverbindungen angeknüpft hatte, erschien durch deren Vermittlung plötzlich auf den Märkten des römischen Reiches ein bis dahin unbekannter, glänzender, feiner und weicher Bekleidungsstoff, den die Abendländer nach dem fabelhaften, Seide bereitenden Volke der Serer *σηρικόν*, *sericum* nannten. Noch gesteigert wurde der Import dieses Stoffes, als das chinesische Reich sich im folgenden Jahrhundert bis zum kaspischen Meere ausdehnte, so daß nur noch ein geringer Zwischenraum zwischen ihm und dem römischen Imperium bestand. Mit Begierde griffen natürlich auch die nordeuropäischen Völker nach diesem neuen Stoff. Schon Alarich soll 409 der Stadt Rom 4000 seidene Gewänder zu liefern auferlegt haben. Die Deutschen, die ihn durch römische Händler erhielten, nannten ihn anfangs *serih*[1], dann aber gewann der Händlerausdruck *seta serica* oder bloß *seta* ‚Strähne, Tierhaar', die Oberhand, den sie um dieselbe Zeit in ihre Sprache aufnahmen, wo sie auch ‚Pein, Speise, feiern, Kreide' entlehnten; denn sie machten mit Verwandlung des *ê* in *î* und mit romanischer Erweichung des *t* zu *d* (span.-provenz. *seda*, vgl. S. 78 *kreda*) *sîda* Seide daraus.[2] Während des Mittelalters gelangte von Italien aus

---

1) Vgl. I, 214. Das Wort lebte im späteren Mittelalter als *serge*, *sarger* aus frz *serge*, *sarge* wieder auf in der Bedeutung einer halbseidenen Decke. Auch im agſ. *seolc*, engl. *silk* hat sich *sericum* erhalten. Heyne, Körperpflege 231.

2) Schrader, Reallexikon 750 f.

die Seidenzucht und Seidenweberei nach Süddeutschland, von Frankreich nach den Niederlanden.

Der Orient ist ferner das Heimatland aller guten Gerüche. Hier ist die Kunst erfunden worden, die flüchtigen Düfte wohlriechender Pflanzenstoffe durch Fette oder Öle zu binden und so zu Salben und Parfüms zu verarbeiten. Diese wurden bald massenweise nach Griechenland und Italien exportiert und hier sowohl für den Gottesdienst wie für die Toilette der Wohlhabenden und als Wundsalben gebraucht. Einige von diesen süßen Duftstoffen sind auf dem Handelsweg schon früh auch nach Nordeuropa gekommen. So namentlich der Balsam, der den Goten schon früh im Gefolge der antiken Heilkunde bekannt wurde. Seine Bezeichnung *balsan* weist auf Ursprung aus dem arab. *batasān* hin und war also ein volkstümliches, durch den Handel vermitteltes Lehnwort. Die übrigen germanischen Stämme lernten ihn erst mit dem Christentum kennen und bezeichneten ihn mit dem ursprünglich hebräischen, dann gr.-lt. Worte *balsamum*, mit Geschlechtswechsel, was auch auf eine gewisse Volkstümlichkeit hinweist; ahd. *balsamo* msc., der Balsam.[1] Sache und Wort wurden vornehmlich durch den kirchlichen Gebrauch bekannt (vgl. S. 21 *krisam*); doch wurde der echte Balsam sehr bald durch billigere aromatische Surrogate ersetzt.[2] Die Narde (gr.-lt. *nardus* aus pers. *nard*) ferner stammt, aus den Gebirgen des nördlichen Indiens. Ihr aro-

1) Ho. 1, 162.
2) Schrader, Reallexikon 45. 60.

matisches Öl muß ebenfalls schon früh nach Deutschland importiert worden sein, die Zweiheit der Formen und die deutschen Endungen in *der nardo* und *diu narda* weisen wenigstens darauf hin, daß das Wort nicht ein der Bibel entlehnter gelehrter Ausdruck war — erst im Mhd. findet sich auch die lateinische Endung *nardus* — sondern ein volkstümlicher.[1]

Noch klarer tritt dies zutage beim Krokus.[2] Dieser wächst zwar in Europa in mehreren wilden Arten, diese haben aber keinen wirtschaftlichen Wert. Die Kulturpflanze ist der starkduftende orientalische crocus sativus, mit dessen strahlend gelbem Blütensaft bereits die babylonischen Herrscher ihre Gewänder und Schuhe färbten. Gelb war damals die königliche Farbe. Auch im Abendland versuchte man ihn anzubauen, aber schon Plinius (21, 31) mußte zugeben, daß er in Italien nicht recht gedeihe. Der Import aus dem Orient blieb die Hauptsache. Es wurden nicht bloß kolossale Massen von unverarbeiteten Blüten eingeführt, sondern auch Krokuswasser, -Salben, -Arzneien und mit Krokus gefärbte Stoffe. Der halborientalische Kaiser Heliogabal badete in krokusduftenden Teichen und ließ seine Gäste auf Polstern sitzen, die mit Krokusblättern gefüllt waren. Außerdem diente der Krokus als Heilkraut; er wirkte

1) Das gotische *nardus* ist möglicherweise bloß Fremd- und noch nicht Lehnwort. Daß auch die Dattel bereits in so früher Zeit nach Deutschland verhandelt worden ist, läßt sich aus der älteren Form Dachtel schließen. S. unten.

2) Hehn S. 259.

krampfstillend und belebend, in größeren Dosen freilich aufregend; auch als Würze zu Speisen und Getränken wurde er gebraucht. Diese so vielbenutzte und vielbegehrte Kulturpflanze muß schon sehr früh — nach den Lauten (ahd. *kruago, chruogo*) zu urteilen schon vor der Rose — in Deutschland bekannt geworden sein, natürlich nicht als Gartengewächs, aber als Salbe, Öl, Farbstoff u. dgl. In der Neuzeit ist dann die gelehrte Form Krokus herrschend geworden.

Überhaupt erweiterten die Deutschen ihre Kenntnisse von der Natur und ihren Erzeugnissen teils durch eigene Anschauung teils durch Hörensagen ganz beträchtlich. Als sie in die Alpenländer vordrangen, fanden sie dort eine romanisierte rhätische oder keltische Bevölkerung vor, wie sie sich bis heute im Engadin und einigen andern Tälern der Schweiz und Tirols erhalten hat. Von dieser erhielten sie die Benennungen der Naturerscheinungen, die ihnen dort zuerst entgegentraten. Der Name des Gebirges Alpen, gr.-lt. *Alpes*, ahd. *alpa* (plur. *alpun*), hat nichts mit *albus* ‚weiß‘ zu tun sondern rührt von einem alten Worte der vorindogermanischen Urbevölkerung her, das ‚Berg‘ bedeutete und sich in den Benennungen verschiedener Örtlichkeiten bis heute erhalten hat: *Albion, Alba longa* (eig. ‚Langberg‘), ir. *Alba* ‚Schottland‘ usw. Die Nebenform Alm stammt von den casus obliqui des mhd. *albe alben*, das im bayrischen Dialekt *alm* gesprochen wurde. In der Bedeutung ist dann Differenzierung dahin eingetreten, daß Alpen die Berge, Almen die hochgelegenen Berg-

weiden bezeichnet. Den unheimlichen schwülen Regenwind, der die Gebirgstäler durchbrauste, nannten die Romanen *favogn* aus lat. *favonius*, deutsch wurde daraus *fônno* Föhn. Die possierliche ‚Bergmaus' wurde den einwandernden Alemannen als *murmont* (aus *murem montis*) vorgestellt und in *murmenti*, *muremunto* oder mit Diminutivbildung *murmuntîn* (mhd. *mürmendîn*) verwandelt. Im Schweizerischen Dialekt heißt es noch *Murmende*, früher auch *Murmotten*, im bayrischen *Murmoatel*. Später machte die assimilierende Kraft des Volkes Murmeltier aus dem unverstandenen Worte, mit Anlehnung an murmeln, wie die Franzosen ihr *marmotte* mit Anlehnung an *marmotter* ‚murmeln' gebildet haben. Das prachtvolle Jagdtier der Hochalpen führte ebenfalls einen einheimischen, wahrscheinlich rhätischen Namen, der erst kürzlich entdeckt worden ist.[1] Er lautete latinisiert *camox* und ist aus dem Jahre 448 belegt. Von diesem Grundwort stammen sowohl die romanischen Benennungen des Tieres, ital. *camozza*, frz. *chamois*, wie das ahd. *gamiza*, *gamez*, mhd. *gemeze*, schweizerisch das *Gemß Gemschi*, jetzt die Gemse. Der weit seltenere Steinbock dagegen erhielt von den einwandernden Germanen eine deutsche Benennung, die sogar in die romanischen Sprachen überging, ital. *stambecco*.

Alte volkstümliche Entlehnungen ferner, die jedoch jahrhundertelang bloß in den alpinen Mundarten

1) Von Much in der Z. f. d. Altert. 42, 168.

lebten und erst im 17. und 18. Jahrhundert in die Schriftsprache übergingen, sind der Gletscher, der im Kanton Wallis, wo französische und deutsche Bevölkerung sich berühren, aus einer dialektischen Nebenform des französischen *glacier* mit *tsch*-Aussprache des *c*[1] entstanden ist — das deutsche Wort ist ‚Kees' —, und die Lawine, die aus einem, dem mlat. (7. Jahrh.) *labina* (zu *labi* ‚fallen') ‚Erdfall' entsprechenden, in den verschiedenen romanischen Dialekten wohl schon verschieden lautenden Worte entsprossen sein muß. Am nächsten dem lat. Wort steht ladinisches lavina. In alten Glossarien[2] wird *labina* durch terra mobilis, aquosa, labilis, dann deutsch durch letten lau oder lô wiedergegeben. In der Schriftsprache erscheint zuerst ein ahd. *léwina* oder *lówin* ‚Sturzbach', dann mhd. zusammengezogen *lêne* ‚Sturzbach, Schneesturz'. Die neuhochdeutschen dialektischen Formen sind sehr mannigfaltig, wie das bei einem Worte, welches so lange der mündlichen Überlieferung allein anheimgegeben blieb, nicht wundernehmen darf: ‚Lauwine, Läue, Laehne', auch ‚Löwin' (Schiller, Berglied: „und willst du die schlafende Löwin nicht wecken"); erst im 18. Jahrhundert gestaltete sich daraus das schriftsprachliche ‚Lawine' mit gelehrter Betonung. Auch Rodel und rodeln ist erst im 19. Jahrhundert infolge des Aufkommens des Wintersports aus einem alpinen Dialektwort allgemeindeutsch geworden. Wahrscheinlich ist die Quelle ladinisches *rodella* (von lt. *rota*),

1) Z. f. d. W. II. 73f.
2) So bei Dieffenbach, Gloss. Lat.-Germ. s. v.

‚Rad, Scheibe‘. Der Sportschlitten hat mit dem Rade das rasche Hinabgleiten gemein.

Ein Tier, welches aus seiner Heimat Spanien durch Frankreich bis Deutschland zunächst als in Klöstern gezüchtetes Haustier, dann auch als Jagdtier vordrang, ist das Kaninchen[1], lat.-iberisch *cuniculus*, woraus mhd. *küniklîn*, dann oberdeutsch ‚Künlein, Küniglin‘ und mit Volksetymologie ‚Könighase, Küllhase‘, ja selbst ‚Kuhhase‘ wurde. Die heutige Form mit *a* ist obersächsisch und durch Luther in die Schriftsprache gebracht. Die Wespe dagegen ist kein Lehnwort; sie heißt mit ihrem ehrlichen deutschen Namen ahd. *wefsa* zu ‚weben‘; bayrisch noch ‚Webse, Webes‘. Das im Mhd. auftauchende *wespe*, nach lat. *vespa* gebildet, ist lediglich eine gelehrte Pedanterie, die sich indessen behauptet hat. Auch die Bekanntschaft des Papageis haben die Deutschen in natura gemacht. Neben Singvögeln hielt man in Käfigen Papageien, die zum Sprechen abgerichtet waren.[2] Damit kam auch der lateinische Name *psittacus* nach Deutschland, mlat. *sittacus*, ahd. *psittich*, *sittich* Sittig, daneben früher auch Sittekus, Sittikust.

1) Hahn, Die Haustiere 255. — Eine andere Bezeichnung des Kaninchens ahd. *lôrichîn* ist mit Verkleinerungsendung aus *lauric-em* abgeleitet; so nannten nach Plin. 8, 217 die Spanier die von der Mutterbrust genommenen jungen Kaninchen, die sie für eine Delikatesse hielten. Die Entlehnung fällt, wie die Verschiebung des inlautenden *k* zeigt, schon in die erste Periode. Vermutlich ist das Wort als römisches Küchenwort zu den Deutschen gelangt. — Über Kaninchenjagd und Fretlchen s. Schultz, Höf. Leben I, 449, 471.

2) Schultz, Höf. Leben I, 450.

Bei anderen Naturerzeugnissen dagegen ist es teils unwahrscheinlich, teils unmöglich, daß sie nach Deutschland gebracht worden sind, und doch haben unsere Vorfahren frühzeitig allerlei Merkwürdiges von ihnen gehört, besonders von Tieren, die stark auf die Phantasie wirkten. Den Löwen haben sie schon in der Römerzeit kennen lernen, vielleicht auch damals schon von der Existenz schwarzer Menschen gehört, was sicherlich ihr Interesse aufs äußerste erregte. Das bezeugt die Übernahme des lateinischen Völkernamens Maurus für die einheimischen Bewohner Nordafrikas, ahd. *mōr*, Mohr.[1]

Erst im 11. bis 12. Jahrhundert dagegen taucht in unserer Sprache der *pardo*, noch bei Luther Pard, aus gr.-lt. *pardus*[2] und der aus diesem und dem Löwen zusammengesetzte *lêbarto* aus lt. *leopardus*, Leopard auf. Um dieselbe Zeit erscheint auch der Panther aus gr.-lt. *panther*, mhd. *panter*, *pantel* und *pantier*, letzteres zusammengezogen aus *pantertier* (das *pantera* des Physiologus (s. u. S. 99) ist nicht ahd., sondern die lat. Nebenform *panthera*). Neben dem Panthertier steht das *tigirtier*, das seinen verdeutlichenden Zusatz (s. S. 60, A. 2) erst im 17. Jahrhundert verliert und zum einfachen Tiger wird. Das Wort stammt als gr.-lt.

1) Kluge vermutet, daß die Entlehnung aus der Zeit der Vandalenherrschaft in Afrika stamme. Ich möchte lieber mündliche Tradition aus der Ferne annehmen.

2) Pardel (schon bei Luther) ist aus gr.-lt. *pardalis* entlehnt; durch Angleichung an Marder, Tiger, Kater usw. wurde daraus auch Parder.

tigris und dies aus dem Iranischen *tigri* ‚Pfeil‘, wovon auch der pfeilschnelle Fluß benannt ist. Diese großen Raubtiere mußten, wenn sie auch nur durch Hörensagen in Deutschland bekannt wurden, doch auf die erregbare Phantasie des jugendlichen Volkes einen mächtigen Eindruck machen. Es ist daher wohl für sie volkstümlicher, nicht gelehrter Ursprung anzunehmen.

Wie das Elfenbein die Kunde von dem Elefanten schon früh nach Deutschland brachte (I, 55), so die von dem großen afrikanischen Laufvogel seine Federn. Es läßt sich wohl schwerlich annehmen, daß lebendige Exemplare des Straußes schon im frühen Mittelalter nach Deutschland gekommen seien. Wenigstens haben wir davon keine Nachricht. Daß jedoch germanische Fürsten und Fürstinnen sich gern mit den kostbaren Federn schmückten, die ja so leicht zu importieren waren, ist sehr wahrscheinlich und eigentlich selbstverständlich. Unsicher ist jedoch, ob das *ȥ* des ahd. *strûȥ*, Strauß, aus lat. *struthio* (griech. *στρουϑος*) von der Lautverschiebung oder von dem Zischlaut der spätlat.-romanischen Aussprache des *ti*, *struthio* = *strussio*, herrührt, die auch das ital. *struzzo* hervorgebracht hat. Daher läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, ob die Entlehnung erst in christlicher oder bereits in vorchristlicher Zeit stattgefunden hat. Die Übereinstimmung mit agſ. *stryta* spricht für die frühere Zeit. Auf volkstümlichen Gebrauch deutet der verdeutlichende Vorsatz von ‚Vogel‘, der einem lat.-roman. *avestrutio* (frz. *autruche*) nachgebildet ist. — Als Schmuckartikel diente auch die

Koralle, mhd. noch *der coralle*, dann der Korall, aus *corallus*, gr. *κοράλλιον*.[1] Von den Galliern wenigstens berichtet Plinius, daß sie ihre Waffen damit schmückten (32, 23), auch daß Korallen an ihrer Küste selbst vorkamen (32, 21). Sie werden also auch durch den Handel frühzeitig nach Deutschland gelangt und dort ebenfalls zum Schmuck verwandt worden sein.

Genau ebenso wichtig und interessant wie die genannten Tiere mußten den Deutschen die seltsamen Fabelwesen des Orients sein, von denen ihnen die Sage meldete, und die sie natürlich ebenfalls für wirklich existierend hielten. Zwischen dem Vogel Strauß und dem Vogel Greif werden sie, was den ehrlichen Glauben an ihre Existenz betrifft, keinen Unterschied gemacht haben. Auch von dem Worte Greif, ahd. *grîfo,* läßt sich nicht mit voller Sicherheit die Zeit der Entlehnung feststellen. Das *f* könnte aus griech.-lat. *gryp-s*[2], durch Lautverschiebung entstanden sein, dem widersprechen aber die romanischen Formen ital. *griffone,* frz. *griffon,* die vielmehr auf eine vulgärlateinische Form *griphus* als Quelle

1) Man leitet das griechische Wort, das sizilisch *κωράλιον* lautet, aus dem Semitischen her, hebr. *gōrāl.* Freilich will die Bedeutung ‚Steinchen‘ nicht recht zu dem Baum passen, den die Koralle bildet.

2) Die Vorstellung eines geflügelten Löwen sowie die Benennung *gryps* sind semitischen Ursprungs. An assyrischen Palästen findet man Bildwerke mit Stierleib, Löwentatzen, Adlerflügeln und Menschenkopf. Die Hebräer nannten ein solches Wesen nach dem assyrischen *krub cherub* (Plur. *cherubim*). Sie stellen symbolisch die vier Sternbilder des Löwen, Stiers (Tag- und Nachtgleichen), Wassermanns und Adlers (die beiden Sonnenwenden) dar.

hinweisen. Auch schwebte den Germanen, wenn sie von dem menschenraubenden Ungeheuer hörten, sicher ihr Verbum ‚greifen' vor. Es läßt sich also nicht feststellen, ob die Übernahme erst in dieser oder schon in vorchristlicher Zeit erfolgt ist. Jedenfalls war auch der Greif keine gelehrte, sondern eine mündliche, volkstümliche Entlehnung und wurde später durch die Sage vom Herzog Ernst in Deutschland noch volkstümlicher.

Wir haben bisher nur eine, die volkstümliche Art der Entlehnungen kennen gelernt. Mit der gelehrten Bildung, dem Lesen und Schreiben, tritt nun aber noch eine andere Gattung von Lehnwörtern auf, diejenigen, welche nicht durch das Ohr der Hörenden, sondern durch das Auge der Lesenden in die deutsche Sprache gedrungen sind, die sogenannten gelehrten oder Buchwörter. Diese brauchten ja keineswegs immer nur Buch- und Literaturwörter zu bleiben. Sie gingen häufig aus dem Gebrauch der lesenden und schreibenden Kleriker in den des Volkes über, drangen in engere oder weitere Kreise ein, wurden mehr oder weniger populär. Davon mußte dann auch ihre Lautgestaltung und Betonung beeinflußt werden. Je mehr sie aus den engen Kreisen der gebildeten Geistlichen in das eigentliche Volk drangen, um so mehr mußten sie in beiden Beziehungen eine volkstümliche Färbung erhalten. Solange sie noch als Fremdwörter gefühlt wurden, behielten sie die Flexion der lateinischen Wörter bei; wurde diese durch die deutsche ersetzt, so war der erste wichtigste Schritt zur Popularisierung getan. Der Übergang war ein all-

mählicher, und der Zustand des Schwankens dauerte oft längere Zeit.

Evangelium z. B. ist, obgleich es uns wohl zuerst durch die Goten vermittelt worden ist (got. *aivaggēljō* und *aivaggēli* zu ahd. *evangēljō* und *evangēli*), doch daneben auch noch als gelehrtes Fremdwort empfunden. Das Gedicht „Himmel und Hölle"[1] hat z. B. diu vier *evangelia* mit lateinischer, Ezzos Gesang[2] die vier *êwangeljon* mit deutscher Flexion und so oft bei Otfried.[3] Ebenso wechselt in den Denkmälern das lateinische *prophetae, prophetas* und das deutsche *prophêten.*[4] Der *psalmus* wird durch *psalmo* zum *salmo*, das *psalterium* zum *saltari.* Das Wort *fundamentum* erscheint noch bei Otfried (2, 1, 22) und in dem Gedichte „Himmel und Hölle" (M.-S., D. XXX, 17 *der burge fundamenta*) nhd. Fundament, durchaus als Fremdwort, ebenso im Mhd.; daneben finden sich aber auch Umdeutschungen wie *phundment, pfundmit, pfulment, fülment* und mit volksetymologischer Anlehnung an *munt*, *fundamunt, fundemunt, fullemunt, vulmunt, volmunt.* So stark ist die assimilierende Kraft des Volkes.

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXX, 32.
2) Ebenda XXXI, 22.
3) Die angelsächsischen Geistlichen zogen es vor, statt des schwierigen Originalwortes ihren Schülern eine den Sinn ungefähr treffende Übersetzung beizubringen: *godspel* ‚Gotteswort', daher engl. *gospel.* Ebenso *wîhbed* (S. 18) für Altar, *gealga* (S. 17). für Kreuz, *godspellian* für predigen.
4) S. Müllenh.-Scher., Denkm. XXXI, 6, 6. 20, 2. XXXVIII, 94.

Solche Wörter dagegen, die durchaus fremdes Gewand behalten haben, wie etwa baptista, spiritus, theologia, exodus, sind nicht zu Lehnwörtern geworden, sondern Fremdwörter geblieben.

Von allen Büchern wurde keines mehr gelesen, keines bot mehr Stoff zur Bereicherung des Begriffskreises und damit auch des Sprachschatzes als die ‚heilige Schrift', das ‚Buch' schlechthin, oder auch das *buoch frôno*, das ‚Wort' oder ‚Gottes Wort'.[1] Sie bildete, wie billig, von jeher das Hauptstudium in den geistlichen Schulen. In diesem Buche trat nun dem Deutschen eine neue und reiche, aus orientalischen und griechischen Elementen gemischte Kulturwelt und eine Fülle unbekannter Gegenstände und Begriffe entgegen. Doch auch die Kirchenväter und Glaubensbekenntnisse wurden viel gelesen, gelernt und deutsch kommentiert. Aus ihnen gelangte eine Reihe theologisch-philosophischer Begriffe in die deutsche Sprache, zunächst wie Fremdlinge aus einer andern Welt, die dann aber allmählich assimiliert wurden. Anfangs mußten diese neuen abstrakten Begriffe auch den deutschen Klerikern völlig unverständlich sein, und es ist ergötzlich zu sehen, wie sich z. B. Notker quält, in seinem Katechismus[2] seinen Schülern den Begriff *persona* zu erklären: „aber unsanft ist zu deuten *personam*, weil der Name von fernher genommen ist." Das Wort ist zuerst zur Bezeichnung der drei Personen der

1) Raumer S. 219—222. 320.
2) Müllenhoff-Scherer, Denkm. LXXIX, S. 195: aber unsemfte ist ze diutenne personam, wanda der namo ferrenân genomen ist.

Gottheit aufgenommen. Im Mhd. ist dann *persône* aus dem Fremdwort bereits Lehnwort geworden und auch auf Menschen übertragen. Ganz ähnlich steht es mit lt. *natura*,[1] ahd. *natûra*, das zuerst zur Bezeichnung der beiden in Christo vereinigten Naturen diente, (mhd. *natûre, natiure* nach frz. *nature*, mit regelmäßiger Weiterentwicklung des *ū* zu *au: nataur*), dann in immer erweitertem Umfange gebraucht wurde, mit *substantia*, mhd. *substanzie*, Substanz mit *trinitas*, mhd. *trinitât* (vgl. *thrinissi* S. 6), wogegen *divinitas* und *humanitas* nicht rezipiert, sondern nur übersetzt wurden, (*goteheit* und *manheit* oder *gomaheit* (s. S. 6). Sodann *creatura* Kreatur, eigentlich ‚Schöpfung‘, mhd. *crêatiure* schon von Einzelwesen, *maiestas*, mhd. *majestât* zunächst nur von der Majestät Gottes, *gloria*, mhd. *glôrje*, *glôri* Glorie, auch Heiligenschein, von seiner und der himmlischen Heerscharen Herrlichkeit, später auch in weltlichem Sinne. Auch das Wort Körper, mhd. *körper* für ‚Leib‘ ist auf gelehrtem, theologisch-biblischem Wege zu uns gelangt, und zwar durch das Abendmahl und die Verehrung des *corpus* domini, dessen deutsche Übersetzung ‚Fronleichnam‘ oder *der gotes lîchinamo* ist. Seit dem Jahre 1300 etwa wird *körper* dann auch vom lebendigen Leib gebraucht.[2] Die Endung *-er* rührt von den casus obliqui von *corpus, corporis* usw. her.

---

1) Das lateinische *natura* ist selbst eine gelehrte Neubildung, die das griechische *φύσις* übersetzt.
2) Heyne, Körperpflege 193.

Biblische oder wenigstens kirchliche Lehnwörter sind ferner: Tempel, ahd. *tempal* aus *templum*, Paradies im älteren Nhd. mit regelmäßiger Weiterentwicklung des *ī* zu *ei* und Paradeis, ahd. *paradîsi* aus gr.-lt. *paradisus*, Park, was aus iranischem *peiridaēza* ‚Ringmauer' stammt, Endekrist für Antichrist, Apokalypse (mhd.) aus *apocalypsis*, Sakrament (mhd.), Sankt, mhd. *sancte, sente* aus *sanctus* und andere.

Aber auch nichtreligiöse Gegenstände und Naturwesen, die dem Orient und seinem Kulturkreise angehören, sind in ziemlicher Anzahl durch die Lektüre der Bibel den Deutschen zuerst bekannt geworden. So die Abzeichen des Königs: gr.-lt. *thronus*, mhd. *trôn* Thron, wofür ahd. die Übersetzung *kuningstuol*; gr.-lt. *sceptrum* mhd. *zepter* Zepter;[1] Purpur lt. und ahd. *purpura*, got. *paúrpaúra*, letzteres auch als kostbarer Färbstoff und als Gewand der Mächtigen und Reichen und bei Gelegenheit von Christi Verspottung (Mark. 15, 17 und 20) gebraucht; Grundwort gr. *πορφύρα* Purpurschnecke, dann deren Purpursaft, endlich das damit gefärbte Gewand. Ebenso ist das gr.-lat. *corona* (*κορώνη* ‚Kranz') zuerst als biblisches Wort[2]

1) Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit (Leipzig 1899) S. 19 erklärt ‚Thron' im Altfranzösischen für biblisch, ‚Zepter' dagegen für der Rechtssphäre angehörig. Indessen kommt auch *sceptrum* im alten Testament einige zwanzig Mal vor.

2) Doch findet sich das Partic. *kichrônôt*, welches eine volkstümliche Form *chrôna* voraussetzt, schon in einer Glosse bei Steinmeyer 2, 765, 6. Heyne, Körperpflege 334. Schrader, Reallexikon 482.

bekannt geworden (vgl. u. a. 1. Kor. 9, 25. 2. Tim. 4, 8) und erst später, als die Krone Abzeichen königlicher Würde bei den Germanen geworden war, langsam populär geworden. Gewöhnlich übersetzte man das lateinische Wort durch *houbitbant* oder *kuninkhelm*. Im 9. Jahrh. bei Otfried (4, 23, 7) erscheint dann *corôna* im Vers aber noch unflektiert und also als Fremdwort. Erst im 11. Jahrh. bei Williram (Hohes Lied 33, 2) tritt die deutsche Flexion *corônon* auf. Auch die Myrrhe, das Harz eines arabischen Strauches, ist wohl kaum durch den Handel nach Deutschland gelangt, sondern nur dem Namen nach durch die Bibel (Matth. 2, 11. Mark. 15, 23. Joh. 19, 39) bekannt geworden,[1]) Ulfilas übernahm das *σμύρνα* des griechischen Grundtextes als *smyrn*, die Deutschen das gr.-lt. *myrrha* der Vulgata als ahd. *myrra murra*, mhd. *mirre*. Zu den biblischen Lehnwörtern gehören auch die Zisterne, mhd. *zisterne* aus *cisterna*, die Flamme zuerst in einer altniederfränkischen Psalmenübersetzung als *flamma* belegt, dann mhd. *vlamme*, welches das deutsche *louc* (zu leuchten) verdrängte, die Laterne, mhd. *laterne* aus *laterna* (Joh. 18, 3), die schon durch die Beibehaltung der fremden Betonung ihren gelehrten Ursprung erweist, und deren ursprüngliche und zugleich volksmäßige lateinische Form überdies das aus *λαμπτήρ* ‚Leuchter' hervorgegangene *lanterna* (frz.

1) Im 10. Jahrhundert erscheint die Myrrhe in agſ. Arzneibüchern. Doch folgt daraus nicht, daß die Schreiber die Myrrhe als Droge tatsächlich kannten, Ho. III. 291.

lanterne) war. Ungleich häufiger in der Bibel ist die *lucerna* (z. B. Matth. 5, 15. Luk. 11, 33), spätahd. *lucerne*, übertragen auf Maria in der Sequenz von Muri „Marîa, aller magede ein lucerne“.[1] In elsässischer Mundart bedeutet das Wort noch heute ‚Leuchte‘, in der Schriftsprache ist es aber, vielleicht durch Vermittelung des französischen *luzerne* auf den im 16. Jahrhundert eingeführten Schneckenklee, die Luzerne übertragen worden, wohl infolge der schönen bläulich-violetten Blüten dieses Gewächses.

Von Tiernamen sind als aus der biblischen Sprache entnommen zu betrachten die Turteltaube, ahd. teils ohne Zusammensetzung *turturo*, *turtulo*, mhd. *turtel*, teils zusammengesetzt *turtili-* oder *turtulatûba*, indem dem biblischen *turtur* zur Verdeutlichung die deutsche Artbezeichnung angefügt wurde (vgl. S. 60, A. 2) ferner der Skorpion, lat. *scorpio* — auch in der Bedeutung ‚Stachelpeitsche‘ — bei Otfried 2, 22, 35 noch *scorpjo*, mhd. dann *schorpe*, *schorp*, jetzt wieder mit der so häufigen gelehrten Endung -ion nach Analogie der Wörter auf *-tio*. Der schon oben (S. 90) erwähnten, „Physiologus“ genannten geistlichen Zoologie des Mittelalters, welche in Alexandrien im 2. Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, dann lateinisch bearbeitet wurde und in dieser Fassung in mannigfachen Umarbeitungen und Übersetzungen[2] bei den abendländischen Völkern be-

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XLII, 2
2) Die älteste deutsche Fassung steht bei Müllenhoff-Scherer, Denkmäler LXXXII.

kannt wurde, entstammen, wie es scheint, die Tiernamen Viper *vipera*, Krokodill *korkodrillus* (St. 4), mhd. *kokodrille*, mlt. *cocodrillus* aus gr.-lt. *crocodilus*, Hyäne ahd. *igêna* aus gr.-lt. *hyaena* von ὗς ‚Schwein' wegen der Ähnlichkeit des borstigen Rückens, sowie die Übersetzungen *einhurno* ‚Einhorn' für *rinocerus* und *tanesil* ‚Tannesel' für *onager*. Auf kirchlicher Tradition beruht jedenfalls auch die Bekanntschaft mit dem Pelikan (mhd. *pellicân* aus gr.-lt. *pellicanus*), der nach der Sage seine Jungen mit seinem eigenen Blute nährt und dadurch zu einem christlichen Sinnbild des Heilands wurde. Durch die Sage ist auch die Vorstellung vom Vogel Phönix (gr.-lt. *phoenix*) verbreitet, der sich selbst verbrennt und aus der Asche seines Nestes schöner wiederersteht; mhd. *fênix, fênis* aus frz. *phénix*. Ebenso die vom Salamander, der Eidechsenart, von der man ihrer feurigen Flecken wegen glaubte, sie könne im Feuer leben, und die dann zum Elementargeist des Feuers selbst wurde, mhd. *salamander* aus gr.-lt. *salamandra*, von pers. *samandra* zu *samand* ‚feuerrot'. Auf gelehrter Einwirkung beruht auch die Übernahme von Grille[1], ahd. *grillo* aus gr.-lt. *gryllus*.

Von Pflanzennamen sind zu nennen die Zeder, ahd. *cêdar-boum* (verdeutlichender Zusatz) aus gr.-lt. *cedrus* (Grundwort hebr. *qāṭar* räuchern), die Zypresse,

1) Auch die übertragene Bedeutung von ‚Grillen' = wunderliche Einfälle ist im Lateinischen in den Anfängen bereits vorhanden: *grylli* = bizarre Zusammensetzungen von allerhand Tieren in der Malerei, Plin. 35, 114.

ahd. *cupfer-boum* aus lt. *cupressus*, volkstümlich an ‚Kupfer‘ angelehnt, die Palme, ahd. *palma* aus lt. *palma* (eig. ‚flache Hand‘ wegen der Form der Blätter), volkstümlich verdeutlicht *palm-boum*, deren Name durch die beim Einzug in Jerusalem dem Heiland gestreuten Palmen und den ‚Palmsontag‘ bekannt wurde; für den kirchlichen Gebrauch wurde sie durch die Weide oder den Buchsbaum (I 175) ersetzt und daher ihr Name auch auf den letzteren übertragen; in Mundarten heißt der Buchsbaum noch jetzt ‚Palm‘.[1] Ferner der Ysop, mhd. *isipo, isope*, später mit nhd. Diphthongisierung auch Eisop, aus mlt. *ysopus*, von *ὕσσωπος* aus hebr. *ēzōb*, die Aloe, mhd. *âloê* aus gr.-lt. *aloe* (hebr. *ahalīm*), worunter aber nicht die bittere Zier- und Arzneipflanze, die wir heute so nennen, zu verstehen ist, sondern das im 12. Jahrhundert bekannt werdende Agallocheholz, welches als das herrlichste Räuchermittel galt; die Griechen nannten es zum Unterschied von der Droge *ξυλαλόη*; die Römer übersetzten das durch *lignum aloes*, daher bei uns *lign âloê*.[2] Endlich das Ebenholz, mhd. *ebboum*, gewöhnlich aber in der gr.-lt. Form *ebenus* aus dem hebr. Plur. *hobnīm* von *oben, eben* (*Ebenezer*) ‚Stein‘, also ‚Steinholz‘ von seiner Härte. An die Stelle der alten, einheimischen Ilme

1) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 257: „Zum Palmsonntag werden in der Kirche die Palmen geweiht, Weidenzweige mit wolligen Blüten oder lange Stangen, oben mit Buchs- und Lebensbaum geschmückt.“ Schrader, Reallexikon 128.

2) Schrader, Reallexikon 34f. Ho. I, 65f.

oder Elme, auch *elmboum*, trat seit dem 12. Jahrh. die gelehrte Ulme, mhd. *ulmboum*. An Mineralien gehören hierher der Kristall, ahd. die *christalla*, noch Fremdwort aus gr.-lt. *crystallus* (Femininum)[1], z. B. Apok. 4, 6, im Mhd. dann *der kristall*, und der Alabaster, mhd. *alabaster* aus gr.-lt. *alabastrus*; got. als Fremdwort *alabastraun* (Luc. 7, 37) = *ἀλάβαστρον*.

Ein sehr lebhaftes Interesse erregten schon im frühen Mittelalter die Edelsteine, die dem jugendlichen Volke als der Inbegriff aller irdischen Pracht, ja als der Abglanz und das Symbol göttlichen Glanzes erschienen. Spielen sie doch auch in der heiligen Schrift eine nicht unbedeutende Rolle. Die Bibel zählt bei Beschreibung des Amtsschildes Aarons 2. Mos. 28, 17—20 bereits die wichtigsten auf, nämlich den lapis *sardius* von der Stadt Sardes, wo er zuerst gefunden wurde, mhd. *sardîn*, Sarder; *topazus*, mhd. *topaze* Topas, *smaragdus*, mhd. *smaragt* Smaragd; *carbunculus* eig. ‚kleine Kohle' von *carbo*, mhd. *carbunkel* und mit Anlehnung an ‚funkeln' *carfunkel* Karfunkel, auch Karfunkelstein mit verdeutlichendem Zusatz (S. 60, A. 2); *saphirus* von hebr. *sappēr*, mhd. *saphir* Saphir; *jaspis* von hebr. *jāschepeh* Jaspis; *ligurius* Ligurius oder Luchsstein aus gr.-lt. *lyncurius*, von dem die Alten glaubten, er entstehe aus dem kristallisierten Harn des Luchses (*λύγξ* und *οὖρος*), vgl. Ruodlieb V, 102 ff.; *achates*, mhd. *achat*, Achat von dem sizilischen Flusse Achates,

---

1) *κρύσταλλος* ist eine Ableitung von *κρυσταίνειν* ‚durch Frost (*κρύος*) gerinnen machen'.

an dessen Ufern er zuerst gefunden wurde (Plin. 37, 54); *amethystus* von *μεθύω*, also ‚nicht trunken‘ weil man glaubte, er schütze gegen den Rausch (Plin. 37, 124), mhd. *ametiste*, Amethyst; *chrysolithus* ‚Goldstein‘, mhd. *chrysolit*, *crisolt*, Chrysolith; *onyx*, weil er dem menschlichen Nagel (*ὄνυξ*) an Farbe gleicht, mhd. *ônyx*, *ônychùs*, Onyx; *beryllus* aus prakritischem *velurijam*, mhd. *berille*, Beryll. Die meisten dieser Edelsteine kommen wieder vor in der Apokal. 21, 19—20. Dazu noch der *chalcedonius* = *achates chalcedonius* von der Stadt Chalcedon in Kleinasien, mhd. *calcedôn*, Kalzedon; der *sardonyx* ‚nagelfarbiger Sarder‘ (vgl. Sarder und Onyx), mhd. *sardonix*, Sardonyx; *chrysoprasus*, eigentlich ‚Goldlauch‘ (*χρυσός* und *πράσον*), mhd. *crisoprassîs*, Chrysopras; *hyacinthus* von der Farbe, die der der Hyazinthe der Alten ähnlich ist, mhd. *jacinctus*, popularisiert *jâchant*, Hyazinth. Der *adamas* kommt an drei Stellen der Propheten vor (Ezech. 3, 9. Zach. 7, 12. Jerem. 17, 1); daher ahd. mhd. *adamant*. Dieser gelehrten Form steht die jedenfalls durch den Handel mit Edelsteinen zu uns gelangte populäre Form Diamant gegenüber aus frz. *diamant*, it.-span. *diamante*; aus Diamant wurde weiter *diemant* und daraus *demant* Demant, wie aus *diemuot* Demut. Hier hat sich also die volkstümliche Form der gelehrten gegenüber behauptet. Eine mittellat.-romanische Neubildung von lt. *rubeus* rot ist der *rubinus* Rubin, mhd. *rubîn*, der demgemäß in der Bibel fehlt.

Viele merkwürdige Dinge erzählt Plinius im

37. Buche der nat. hist. von manchen dieser Edelsteine, und die Phantasie des Volkes beschäftigte sich sicher gern mit diesen funkelnden Kostbarkeiten, welchen die wunderbarsten Kräfte eigen sein sollten; dennoch haben es die Edelsteinnamen über mehr als höchstens halbe Volkstümlichkeit hinaus nicht gebracht; sie behielten immer den Stempel ihrer gelehrten Herkunft. Doch läßt die frühe Entlehnung des allgemeinen Ausdrucks für Edelstein *gemma* ahd. *gimma*, wofür erst im 13. Jahrh. *edelstein* aufkommt, ags. *gimm*, sowie des Gewerkwortes *gimmâri* aus *gemmarius* auch auf praktischen Gebrauch der Edelsteine schließen, zum Schmuck und zur Herstellung von Siegelringen für die Fürsten und Vornehmen. Denn in der alten Zeit spielte das Siegeln im Verkehr der Einzelnen wie der Völker eine größere Rolle als heutzutage. Auch schrieb man wie gesagt den Edelsteinen besondere Kräfte zu und trug sie daher als Zaubermittel und Amulette.[1] — Auch der Magnetstein, gr.-lt. *magnes*, mhd. *magnes* und *magnête*, Stein aus der thessalischen Landschaft Magnesia, ist gelehrten Ursprungs, aber durch Dichtung und Sage (besonders die von Herzog Ernst) volkstümlich geworden. — Eine Lehnübersetzung ist Quecksilber, ahd. *quecksilabar*, von lt. *argentum vivum*, frz. *vif-argent*.

Gelehrte Entlehnungen aus ahd. Zeit sind ferner das Paar aus lt. *par*, ahd. *pâr* ‚gleich', mhd. dann

1) Heyne, Körperpflege 351.

Substant. zwei zusammengehörige gleiche Dinge oder Personen, die Prosa *prôsa*, Tabelle *tabella* (bei Notker), die Kruste, zum erstenmal bei Otfried 3, 7, 26 u. 31 *krusta* im Wechsel mit *rinta* ‚Rinde‘. Im 12. Jahrhundert erscheint Figur, mhd. *figûre*, davon schon mhd. *figurieren*, und das Verbum dauern *dûren*, in Norddeutschland aus *durare* übernommen, dringt nach Süden vor, das heimische ‚währen‘ zurückdrängend. Im Mhd. treten dann auf: Exempel, Element, Philosophie, mhd. *philosophîe*, später *Philosophey*, probieren, Charakter *karakter* in der Bedeutung ‚Buchstabe, Zauberschrift, Merkmal‘, Chronik *krônike* aus dem Plural *chronica*, Fabel *fâbele*, Sekte *secte*. Zur Astronomie mhd. *astronomîe*, gehört Planet *planête* aus gr.-lt. *planeta* von *πλανᾶσθαι* ‚umherschweifen‘ Komet, mhd. *comête* aus gr.-lt. *comēta* ‚mit langem Haar versehen‘, endlich Laune aus *luna* ‚Mond‘, ahd. in *niwi-lûne* ‚Neumond‘, mhd. *lûne* in der Bedeutungsentwicklung: Mond, Mondphase, Mondwechsel, Glückswechsel, Wechsel der Stimmung, die letzten beiden Bedeutungen, weil die mittelalterliche Astrologie an die Einwirkung des Mondes auf das Glück und die Stimmung der Menschen glaubte.

Der Sphäre der Musik gehören an Chor, ahd. *chôr*, mhd. *kôr*, d. i. zunächst die Schar der singenden Geistlichen, dann ihr Aufenthaltsort, der hintere Teil der Kirche, aus gr.-lt. *chorus*, ‚Reigentanz, Schaar der Tänzer und Sänger‘, Note ahd. *nota*, mhd. *note* ‚Tonzeichen, Ton‘, dann jedes Schriftzeichen, schriftliche

Bemerkung, Ton aus gr.-lt. *tonus* eig. Spannung *τόνος* von *τείνω*), dann das Gespannte, im Ahd. bei Notker noch Fremdwort mit lateinischer Flexion, mhd. dann Lehnwort *dôn;* das Wort bedeutet noch nicht wie heutzutage den einzelnen Ton, sondern die Tonart, die Weise, zunächst im Gregorianischen Kirchengesang, dann auch im weltlichen Lied. Es ist also fast gleichbedeutend mit Melodie, mhd. *melôdîe* aus gr.-lt. *melodia* von *μέλος* ‚Lied' und *ᾠδή* ‚Gesang'. Regelrecht mußte sich daraus entwickeln Melodei; unser jetziges Wort ist unter französischem Einfluß gebildet. Die seltsame ahd. Übersetzung des Wortes s. S. 6 u. Der Psalm aus gr.-lt. *psalmus* von *ψάλλειν* ‚die Saite schlagen' hat ahd. und mhd. die beiden Formen *psalm* und mit abgefallenem *s* (vgl. Sittich) *salm* (vgl. S. 94); auch mit verdeutlichendem Zusatz (vgl. S. 60, A. 2) *salmsanc.* Ebenso behandelt ist der Psalter, ahd. *psalteri* und *saltari* aus gr.-lt. *psalterium.* Das Wort bezeichnet ursprünglich ein harfenähnliches Saiteninstrument, erhielt aber in der Kirchensprache auch die Bedeutung des biblischen Psalmbuches.

Neben dem Psalter steht die Zither, ahd. *cithara, zitera* aus gr.-lt. *cithara*, und die Zimbel, ahd. *zimbala* (fem.) aus dem Plural *cymbala* des gr.-lt. *cymbalum* (Geschlechtswechsel wie bei den Obstarten I, 159); das antike *cymbalum* besteht aus zwei aneinander geschlagenen Schallbecken, die mittelalterliche Zimpel aus Glöckchen, die mit Hämmern geschlagen werden. Diese drei Instrumente sind uns zuerst durch die

Bibel bekannt geworden, wo sie sehr häufig vorkommen, auch alle drei verbunden (z. B. 2. Chron. 29, 25, Neh. 12, 27), dann wurde sie aber auch tatsächlich eingeführt.[1] Die Leier dagegen, die in der Schrift weit seltener ist — sie findet sich nur fünfmal —, ist von vornherein nicht auf gelehrtem Wege als Wort, sondern durch den Handel als Sache zu uns gekommen. Denn das gr.-lt. *lyra* konnte nur durch die byzantinische Aussprache des *y* = *i* und durch romanische Quantitätsverlängerung zu ahd. *lîra* werden. Übrigens war die mittelalterliche Leier ein ganz anderes Instrument als die antike. Ihre Saiten wurden mittels eines von einer Kurbel gedrehten Rades in Schwung gesetzt. Die moderne humanistische Richtung gab dem Worte seinen antiken Sinn zurück, das mittelalterliche Instrument sank zur ,Bauernleier' herab, deren Nachfolger dann der ,Leierkasten' wurde. In diesem Worte sowohl wie in ,leiern, die alte Leier' hat sich die ehemalige Bedeutung des einförmigen Drehens erhalten. — Ein Wort von höchst zweifelhafter Herkunft ist Pauke, mhd. *pûke;* man hat sie von lat. *sambuca* (Heyne) und von *bucina* (Weigand) abgeleitet. Doch passen die Bedeutungen nicht, da *sambuca* ein Saiteninstrument, *bucina* ein Signalhorn ist.[2]

Wie die Musik, so entwickelte sich auch die Medizin weiter. Zwar scheint es bei der Gurgel, ahd.

1) Schultz, Das höfische Leben I, 553 sind Psalter und Zither abgebildet. Über das Zimbel s. daselbst S. 562.

2) Hirt stellt Pauke zu Bauch, Kluge vermutet in ihm eine alte Lautnachahmung.

gurgula aus lat. *gurgulio*, welches das alte mit *gurgulio* urverwandte *querchala* verdrängte, zweifelhaft, ob sie durch den Einfluß der Heilkunde und nicht vielmehr durch die Gladiatorenkämpfe in unsere Sprache gelangt ist. Andere Worte indessen sind uns sicher durch die griechisch-römische Medizin vermittelt: der Koller, ‚ausbrechende oder stille Wut', ahd. *cholero*, mhd. *kolre* aus gr.-lt. *cholera* (vgl frz. *colère*), eigentlich ‚Gallenbrechruhr', die Fistel, ahd. *fistul* aus lt. *fistula* ‚tiefgehendes Röhrengeschwür', von der Stimme erst durch das Verbum ‚fistulieren' im 18. Jahrhundert aufgekommen, der *cancher* oder verdeutscht *krebez*.[1] Für den Aussatz kam, als die Krankheit infolge der Kreuzzüge und der Verbreitung der Juden sich weiter ausbreitete, an Stelle älterer heimischer Ausdrücke das neue *misel* und Miselsucht (schon ahd. *misalsuht*) aus *misellus* ‚elend', afrz. *mesel*, auf.[2]

Die Apotheke, mhd. *apotêke* aus gr.-lt. *apotheca*[3], bezeichnete zunächst in den Klöstern den Raum, wo die Heilkräuter lagerten und an Heilungsbedürftige ausgeteilt wurden; seit dem 13. Jahrh. legte man auch in Städten solche Magazine an; man bediente sich auch deutscher Übersetzungen des fremden Wortes wie ‚Krauthaus, Spezereigadem'. Eine besondere Form der Arznei (I, 228) waren kleine Kügelchen, lt. *pilula*, mlt. auch

1) Heyne, Körperpflege 134.
2) Schrader, Reallexikon 477.
3) Gr. ἀποθήκη ist eigentlich Wegsetzungs-, Aufbewahrungsort, vgl. Theke = Ladentisch.

zusammengezogen *pilla;* daraus entstanden mhd. *pillele,* nhd. Pille. Im flüssigen Zustande nannte man die Arznei auch Mixtur, *mixtûre* aus *mixtura* ‚Mischtrank', in breiförmigem hieß sie in der griechischen Medizin *ἐκλεικτόν* ‚Arznei die man ausleckt' von *ἐκλείχειν*; daraus wurde mlt. *electuarium,* mhd. *electuârje, lectuârje* und mit Anlehnung an ‚lecken' *lectquerje.* Dann sprang in der ersten unbetonten Silbe *e* in *a* um: *lactuârie,* und nun fiel, um die Konsonantenhäufung zu beseitigen, entweder *t* aus: *laquârje* oder *k*: *latwârje,* und endlich bewirkte der Umlaut *latwêrje,* Latwerge. Die Latwerge wurde durch Einkochen der Arzneikräuter hergestellt und in einer Büchse dem Kranken vom Arzte zugesendet. Man machte aber auch Zelte (ahd. *zelto*) oder Lebzelte (vgl. Lebkuchen S. 60) kleine Kuchen daraus.[1] Noch beliebter war später die Form der Leckstange, die Lakritze. Als Gegengift gegen den Biß giftiger Tiere diente schon im Altertum das von Andromachos, dem Leibarzt Neros, erfundene *ϑηριακὸν ἀντίδοτον* — so genannt, weil es von gewissen Teilen wilder Tiere gefertigt wurde, oder weil es gegen tierisches Gift half. Seit dem 12. Jahrhundert erscheint

1) Über Latwerge s. Ho. s. v. Heyne, Körperpflege 194 f. — Erwähnt werden soll noch, daß das lat. Wort *pappa,* Kinderruf nach Speise und das dazu gehörige *pappare* ‚essen' ins Deutsche übergegangen ist, mhd. *pappe* Kinderbrei, dann auch jeder andere Brei, jetzt Pappe ‚Papiermasse', und *pappen* ‚essen' in der Kindersprache. Die namentlich in der Mönchsprache und im Küchenlatein üblichen lateinischen Ausdrücke vermischten sich dabei mit der Nachahmung des den Kindern eigenen Naturlautes *pap.*

das Wort in Deutschland bereits in volkstümlich umgestalteter, also einen längeren Gebrauch voraussetzender Form als *trîakel, trîak, drîaker.* Aus einem bloßen Gegengift wurde der Theriak bald zu einem Universalmittel gegen alle möglichen Leiden. Der echte wurde vornehmlich in Venedig hergestellt, aber herumziehende Quacksalber verkauften auch ihre eigenen Präparate unter dem beliebten Namen an diejenigen, welche schon damals nicht alle wurden.[1] Mehr ein Vorbeugungsals ein Heilmittel war die Blutentziehung durch Aderlassen, die von den römischen Ärzten seit der Kaiserzeit regelmäßig geübt wurde und auch bei Pferden Anwendung fand. Schon von den Westgoten und Franken wurde diese Kunst, die man für sehr heilsam hielt, übernommen und in den deutschen Klöstern, später in den mittelalterlichen Badestuben geübt. In dem Grundriß von Sft. Gallen ist ein eigener Aderlaßraum vorgesehen. Das dazu gebrauchte Messer hieß gr.-lt. *flebo-tomum* von *φλέψ* ,Ader' und *τέμνω* ,schneiden', woraus durch die Zwischenform *fleotoma* ahd. stark volksmäßig umgebildet *fliodema, fledim, fliedem*, mhd. *fliedeme, vlietne*, nhd. Fliete oder Blieme wird; auch ein Verbum bliemen wurde davon abgeleitet.[2]

Wir betrachten zum Schluß dieses Kapitels noch ein zusammenhängendes Gebiet, auf welchem die latei-

---

1) Vgl. das ergötzliche Kapitel in Grimmelshausens Simplicissimus Bd. IV, Kap. 6. Heyne, Körperpflege 197.
2) Heyne, Körperpflege 108.

nische Sprache ihre Überlegenheit ganz besonders geltend gemacht hat, das der Regierung und Verwaltung, des Rechts und des Verkehrs. Auf diesem Lebensgebiete hat ja das römische Volk für die ganze zivilisierte Welt maßgebende Leistungen hervorgebracht, und die ursprünglich so einfachen germanischen Verhältnisse konnten sich, wie die Dinge lagen, nur an der Hand der römischen Kultur zu größerer Mannigfaltigkeit und reicherer Fülle entfalten. Diese Entwicklung spiegelt sich deutlich in der Sprache wieder.

Das älteste dieser Verwaltungs- und Regierungsworte ist Graf, ahd. *grâvio*, *grâvo* aus mlt. *grafio*, *graphio*. Es war dies bereits in der Merowingerzeit der Titel eines Hofbeamten der fränkischen Könige. Wahrscheinlich ist er die Umformung eines byzantinisch-griechischen Hoftitels *γραφεύς* ‚Schreiber‘, den dann die merowingischen Könige ebenso übernahmen wie etwa den Titel ‚Arzt‘ und wie überhaupt einen großen Teil des byzantinischen Zeremoniells.[1] Die alte Bedeutung des Titels ‚Befehlshaber, Vorsteher‘ hat sich erhalten in Dialekten, wo *Gref*, *Grif* ‚Richter, Zunftvorsteher‘ bedeutet, ferner in Deichgraf, Salzgraf u. dgl.

Aus der Merowingerzeit stammt auch die lateinische Bezeichnung *forestis* für einen der gemeinen Benutzung, dem Weiderecht und der Holzung entnommenen, allein der königlichen Jagd vorbehaltenen Wald. In einer Urkunde Childeberts I. vom Jahre 556 (Pertz, Dipl. I, 7)

1) Vgl. I 228. Kluge dagegen führt ‚Graf‘ auf ein got. *gagrêfts* ‚Befehl‘ zurück.

findet sich von einem Walde in der Nähe von Paris zuerst *forestis nostra*, nämlich *silva*. Das Wort geht zurück auf *foris* ‚außerhalb', bezeichnet also, was außerhalb der Markgenossenschaft liegt, also auch außerhalb des gemeinen Rechts ist und nicht von jedem benutzt werden darf. Damit ist die altgermanische Anschauung von freiem Wald und freier Jagd durchbrochen. Wald und Jagd werden von nun an mehr und mehr Eigentum der Fürsten und großen Herren. Bemerkenswert ist, daß diese Neuerung ihren Ursprung auf gallischem Boden genommen hat, wo romanisierte Kelten saßen, deren Vornehme von jeher leidenschaftliche Jagdfreunde gewesen waren (Arrian, de venat. 2, 3, 15, 34; Ov. met. I 533).[1] In Urkunden der Karolingerzeit kommt dann das Wort sehr häufig vor, auch mit Nebenformen wie *foreste*, *forestus*, *foresta* u. dgl. Es bezeichnet überall den zwar dem Wildbann unterworfenen, aber nicht eingezäunten Wald, während der eingezäunte parcus hieß. Das Wort ging in die romanischen Sprachen, in das Deutsch-Fränkische, und in das Ahd. über, *forst* ‚Bannwald', unser Forst. Die mhd. Formen *forest*, *voreist* sind erst junge Entlehnungen aus dem Altfranzösischen *forest*, (neufrz. *forêt*).[2] Der Geschlechtswechsel

1) Schrader, Reallexikon 388. — Heyne, Nahrungswesen 153.

2) Frühere Deutungen des Wortes, z. B. aus ahd. *foraha* ‚Föhre', s. bei Diez I. 185. — Meringer, Indogermanische Forschungen 18 (1905), 259 hält Forst für urverwandt mit lt. *parcus* ‚umfriedigter Wald' von Wurzel *perk* (lt. *parcere*) eine Hürde machen. Dann wäre ‚Forst'

von die Forst zu der Forst ist durch die Analogie von Wald bewirkt worden. Doch hat sich das alte Femininum in vielen Gegenden erhalten. So heißt es hier offiziell die Wittstocker Stadtforst, man spricht von ‚unsere Forst' usw. — Von *forst* wurde abgeleitet mlt. *forestarius*, ahd. *forstâri*, Förster als Bezeichnung des herrschaftlichen Beamten, der den Forst zu überwachen und zu bewirtschaften hat. In lateinischen Forstgesetzen wird von Holzungen und Heideflächen oft das Wort *viride* gebraucht, eigentlich ‚das Grüne'. Dies ging ins Mnd. als *vîrede*, *vîrde*, *vîrte* über; daher heißen in Holstein noch jetzt die Flächen nicht urbar gemachten Landes, die fast alle Geestdörfer Dithmarschens umgeben, Virde, Virt, in Timm Krögers „Leute eigener Art" ‚der sogenannte Vierth'. In Pommern, Westpreußen, Posen heißen solche Örter Fier. Das wurde auf Siedelungen übertragen, die an oder in einem solchen Fier liegen, wie =wald, =busch, =holz, =loch u. dgl. So entstanden Ortsnamen wie Eikfier, Hohenfier[1].

Ebenso alt wie ‚Forst' ist Meier, ahd. *maior, meior, meier*. Auch dieser Titel gehört der Amtssprache der fränkischen Könige an, in welcher der Vorsteher der Dienerschaft major domus hieß. Das Wort wird erklärt durch exactor, procurator, besonders aber auch durch villicus. Denn der Titel setzte sich speziell fest

---

also gerade der umfriedigte Wald, was nicht zu dem oben Gesagten stimmt.

1) Stuhrmann: Viride, eine Ortsnamenstudie. Deutsch=Krone 1904, Gymnasialprogramm.

für den obersten der Hörigen und Dienstboten eines Gutes — daher auch frz. *maire* — oder auch für den freien Pächter eines solchen.[1] Ein solcher hat *census* Zins zu zahlen, welches Wort ebenfalls eine Entlehnung des 7. bis 8. Jahrhunderts ist. Im Altsächsischen erscheint dafür *tins*, dessen *t* aus falscher Analogie hervorgegangen ist, indem die Niederdeutschen gewohnt waren, an Stelle von hochdeutschem *z* ein *t* zu sprechen.[2] Die Beibehaltung des *n* weist auf ursprünglich gelehrte, kanzleimäßige Entlehnung hin; doch ist das Wort schon früh volkstümlich geworden.

Jünger als diese bis in die merowingische Zeit hinaufgehenden Entlehnungen, aber immer noch recht alt sind die in der eigentlich althochdeutschen Zeit übernommenen Ausdrücke. Da ist an erster Stelle Meister zu nennen, ahd. *meistar* aus *magister*, aber mit deutscher Betonung, ein im Mittelalter für sehr viele Ämter verwandter Titel, welcher der Sprache der Bibel und der des Rechtes gemein war. Lediglich der Rechts- und

1) Meier ist als Eigenname ungemein häufig und deswegen zu Appellativbildungen wie ‚Angstmeier, Heulmeier, Vereinsmeier' benutzt worden. Der jüdische Name Meier, Mayr usw. geht dagegen auf hebr. *me-ir* ‚erleuchtend' zurück.

2) Kluge meint, das sibilierte romanische *c* sei in diesem Worte bei der Übernahme durch *t* ersetzt, die germanische Grundform also *tenso*. Dann wäre das altsächsische *tins* das ursprüngliche, *zins* erst durch Lautverschiebung entstanden. Hi. setzt ein romanisches *tensus* für *census* als Grundwort an. In beiden Fällen würde Zins zu den vorchristlichen Entlehnungen, die I 90 angeführt sind, gehören. — Die im Text gegebene Erklärung ist von Heyne.

Verwaltungssprache gehört der **Vogt** an. Aus dem lat. *advocatus* ‚Rechtsbeistand‘ wurde mlat. *vocatus*, daraus ahd. *fogát* mit populärer Aussprache des *v* (vgl. *vers* S. 39), dann mit deutscher Zurückziehung des Akzentes *fógat*, mhd. dann *voget* und *voit* und daher auch fälschlich ‚Voigt‘ geschrieben. Der Titel war im Mittelalter ungemein vieldeutig, er bezeichnete eigentlich alles vom König abwärts bis zum einfachen Gerichtsbeamten und Vormund; jetzt ist er im Umfang seines Gebrauches stark zurückgegangen. Das **Vogtland**, lt. *terra advocatorum*, hat seinen Namen daher bekommen, daß die dort gelegenen Reichsgüter im Namen der deutschen Könige durch Vögte verwaltet wurden.

Dem ‚Zins‘ entspricht in der Bedeutung der ahd. *dezemo* ‚Zehnte‘ aus *decimum*, als **Dezem** ‚Abgabe an den Geistlichen‘ und auch in übertragener Bedeutung ‚Züchtigung‘ noch erhalten. (Vgl. *tehhamôn* I, 91).

Mehr dem Geschäftsleben gehört das in allen europäischen Sprachen verbreitete Kulturwort **Kost** an. Aus dem Verbum *constare* ‚zu stehen kommen‘ entwickelte sich ein mlat. *costus* mit Neben-form *costa*; das ging ins Ahd. als *kosta* ‚Aufwand, Preis‘ über. Jetzt kommt dieses Wort bloß im Schweizer Dialekt noch als Singular vor. In der Schriftsprache ist es nur im Plural **Kosten** üblich. Im Mittelalter setzte man dann ‚Aufwand für die Bewirtung‘ gleich ‚Bewirtung, Verpflegung‘ selbst. Daher spaltete sich im Mhd. in *koste* von der Grundbedeutung die Nebenbedeutung ‚Zehrung, Speise‘ ab. Diese Neben-

bedeutung entwickelte sich dann im Nhd. zu einem selbständigen Worte die Kost. Das Verbum kosten endlich, mhd. *kosten,* ist eine jüngere Entlehnung aus lat.-roman. *costare, constare* ‚zu stehen kommen' und hat nichts zu tun mit dem ‚kosten', welches ‚schmeckend prüfen', alth. *kostôn,* heißt und mit *gustare* urverwandt ist; im Französischen lautet das erste *coûter,* das zweite *goûter.* Endlich ist zu dieser Schicht noch das ebenfalls überallhin gedrungene Wort Markt zu rechnen, ahd. *merkât* mit deutscher Betonung aus *mercatus,* mit welchem Worte die in Deutschland umherziehenden römisch-gallischen Händler ihren Kram bezeichneten; bald wurde dann auch der Ort so benannt, an welchem man Waren feil hielt. Die Nebenform *merchât* (noch jetzt in mitteldeutschen Dialekten ‚Marcht') weist wegen des *ch* auf ziemlich frühe Entlehnung hin. Da jedoch das *t* nicht zu *z* verschoben ist, gehört das Wort nicht mehr der heidnisch-römischen Zeit an. Die Nebenform mit *a markât,* welche zuletzt den Sieg behalten hat, deutet auf gallischen Ursprung, vgl. frz. *marché,* engl. *market.*

Wiederum eine etwas spätere Schicht bilden die folgenden Lehnwörter. Aus lt. *circus* (gr. *κίρκος*) ‚Kreis' wurde ahd. *zirc,* auch *zirh* in *umbincirh* ‚Umfang', mhd. *zirc.* Davon wurde spätmhd. das Verbum *bezirken* ‚im Umfang bestimmen' abgeleitet und dazu dann das Substantiv Bezirk gebildet, das also ein im Umfang bestimmtes Gebiet bezeichnet. In Zirkel, ahd. *zirkil,* haben sich zwei lateinische Worte

vereinigt: *circulus* ‚Kreis‘ oder ‚Fürstendiadem‘ und *circinus* (gr. κίρκινος) ‚Werkzeug zum Ziehen eines Kreises‘. Sodann die Rente, als Substantivum *rente* erst mhd. belegt, aber als Verbum bereits ahd. *rentôn* ‚aufzählen‘; das Wort kommt her vom lateinischen *reddere,* welches durch Formverstärkung mlt. zu *rendere,* frz. *rendre* wurde (Diez I 347); davon wurde das Neutrum Plur. *rendita* ‚das Ausgezahlte‘ gebildet und dies dann mlat. zum Femininum *renta,* frz. *rente.* Die ursprüngliche Bedeutung ist also das von einem Schuldner zurückgezahlte, woraus sich ‚Ertrag, regelmäßige Einkünfte‘ ergab. — Das Seite 19 besprochene kirchliche Wort *cancelli* ferner hat sich in weltlichem Sinne zu einer hohen Bedeutsamkeit weiterentwickelt. Ursprünglich bedeutete es den durch Schranken in der Kirche für die Geistlichkeit abgesonderten Platz, dann jeden mit Gittern eingeschränkten Raum, namentlich den Dienstraum der Beamten und Schreiber, welche mit dem Volke über das Gitter weg verkehrten. Ein solcher Raum hieß mlat. auch *cancellaria,* mhd. abgekürzt *kanzelîe* Kanzlei. Der Vorsteher einer solchen Behörde, der die öffentlichen Urkunden auszustellen und aufzubewahren hat, führt den Titel spätlt. *cancellarius,* ahd. *kanzelâri* Kanzler. Auch das Wort Titel selbst ist bereits im Ahd. belegt: *titulo* aus *titulus* ‚Aufschrift, Überschrift‘. Das ahd. Wort wurde zuerst von der Überschrift des Kreuzes Christi gebraucht (Tatian 102, 1. 2), ist dann aber zum Schreiber- und Rechtswort geworden. — Ferner findet sich schon ahd. die Zu-

sammensetzung *hospitâlhûs* von lt. *hospitale* ‚Gasthaus, Herberge‘ mhd. hieß es in gewählter oder gelehrter Rede ebenfalls *hospitâl*, in volkstümlicher Kürzung dagegen *spitâl* oder mit deutscher Betonung *spittel*. Wir haben alle drei Bildungen beibehalten: Hospital, Spital und Spittel. Die Bedeutung hat sich allmählich spezialisiert zu ‚Krankenhaus‘.

Endlich sind noch zwei in der ahd. Zeit entlehnte Verba zu nennen: *mangôn* mit der Weiterbildung *mangolôn* mangeln von einem mlat., besonders in der Rechtssprache der leges barbarorum vorkommenden *mancare* aus *mancus* ‚verstümmelt‘ (vgl. ags. *gemancian* ‚verstümmeln‘ frz. *manquer*) und fälschen, ahd. *gifalscôn* ‚für falsch erklären‘ von mlat. *falsicare* = lt. *falsificare* von *falsus*, das mhd. als *vals*, gewöhnlich *valsch*[1] ‚falsch‘ entlehnt wurde; das Wort wurde später auch substantiviert in *âne valsch* ‚ohne Falsch‘.

Erst seit dem 12. Jahrh. belegt, und zwar zuerst in niederrheinischen Denkmälern, ist das Adjektivum *klâr* klar. Den süddeutschen Dichtern blieb es fremd bis auf Wolfram, der es mit Vorliebe für seinen Parzival verwendete. Nach ihm wurde es bald ein beliebtes Modewort in mannigfacher Bedeutung: ‚hell, lauter, rein, glänzend, herrlich‘ usw. Die Entlehnung dieses Wortes aus dem lat. *clarus* hatte ihre Veranlassung

---

1) Die Annahme, mhd. *valsch* sei durch das Verbum *velschen* ‚fälschen‘ lautlich beeinflußt, ist unnötig, das *lsch* aus *ls* recht gut rein lautlich entstehen konnte, wie in feilschen für feilsen von feil.

wahrscheinlich im Hof- und Titelwesen. Schon das lateinische Wort wurde ja mit Vorliebe, besonders in der Form des Superlativs in der Apposition (*vir clarissimus*). Personen beigelegt, welche durch Rang, Stand und Geburt hervorragten. Von dieser Gebrauchsweise aus hat sich das Wort wohl seine heute so bedeutende Stellung in unserer Sprache erobert.

Das griech.-lat. *synodus* ferner war schon ins Ahd. übergegangen *senôt*, aber nur in seiner ursprünglichen rein geistlichen Bedeutung ‚geistliche Versammlung'. Das mhd. *sent* bezeichnet dagegen jede beratende und richtende Versammlung, weltliche wie geistliche, Kirchensynode, Reichstag und Landtag, wobei wohl das lat. *senatus* mitwirkte. Es lebt in vergröberter Bedeutung noch fort im westfälischen Dialekt, wo Send noch heute der allein übliche Ausdruck für ‚Jahrmarkt' ist. Von diesem *sent* wurde das Adjektivum *sentbære* abgeleitet ‚berechtigt an dem Sende teilzunehmen'; dies wurde häufig in der Verbindung *die sentbæren vrien* gebraucht, und daraus wieder entwickelte sich das neue Wort *sempervrî* semperfrei d. i. vom höchsten Stande der Freien, die berechtigt sind am Reichstage teilzunehmen, also reichsunmittelbar. Später brachte man das Wort in falscher Gelehrsamkeit mit *semper* ‚immer' zusammen. — Sehr verschieden vom *sent* ist die *zent*, in der alten Gaueinteilung ein Gerichtsbezirk von ursprünglich hundert Ortschaften aus mlat. *centa* statt *centena*, wovon Zentgraf, Zentgericht, Zentmann.

Dieses Wort ist, wie die folgenden, erst im Mhd.

belegt. Sie bilden die jüngste Schicht der hierher gehörigen Lehnwörter. Constabel oder Konstabel, mhd. *constabel* und *cunstofeler* aus mlat. *conestabulus* (wovon auch frz. *connétable*) und *constabularius*, was beides aus *comes stabuli* zusammengezogen ist, eigentlich also ‚Oberstallmeister‘, dann ‚Befehlshaber der Lager- oder Festungswache‘; weiter spezialisiert zu ‚Befehlshaber eines Geschützes = Stückmeister, Kanonier‘. (Vgl. IV, 59, Anm.) Das später seit dem 16. Jahrh. häufig werdende Vize- vor Titeln tritt zuerst im mhd. *viztuom* mit Anlehnung an das verbreitete Suffix *-tuom* auf. Nhd. hat sich das Wort teils als Vizdom, teils als Eigenname Viztum erhalten. Das lateinische Grundwort ist *vicedomnus*, von *vice*, dem Abl. von *vicis* ‚an Stelle‘ also ‚Stellvertreter des Herrn‘. Die Übertragung dieses Vize- auf andere Titel s. IV, 113.

Mittelhochdeutsche Entlehnungen sind weiter: Glosse, mhd. *glose* aus gr.-lat. *glossa*, eigentlich ‚Sprache‘, dann seltenes, der Erklärung bedürftiges Wort (III, 354), zuerst gebraucht von Randerläuterungen zu den Rechtsbüchern Justinians; Bulle, mhd. *bulle* aus *bulla* ‚Wasserblase, Siegelkapsel, Siegel‘, endlich die Urkunde selbst, vgl. engl. *bill*. Das Verbum regieren aus *regere* wurde im späten 13. oder anfangenden 14. Jahrhundert als zierliches Schreiberwort auf Kanzleien gebildet für die Kunst der obrigkeitlichen Leitung; auch die Klosterschulen nahmen das Wort auf zur Bezeichnung der Schul- und Klassenleitung. Hierher gehört auch die mhd. Entlehnung *parlament* ‚Besprechung,

Versammlung' aus mlt. *parlamentum* von dem romanischen Verbum *parlare* ‚sprechen', einer Ableitung von *parabola* (vgl. IV, 169). Die Verkehrs- und Handelssprache wird bereichert durch das einzeln schon ahd. als *unza* belegte Unze aus *uncia*, ein Gewicht; Zentner, ahd. *zentenâri* aus dem Gen. *centenarii*, ‚eines Gewichts von 100 Pfund'; Quentchen *quentîn* auch *quintein* aus *quintinus*, eigentlich der ‚Fünfling', später der vierte Teil eines Lotes; Quart *diu quarte* oder *daz quart* aus mlt. *quarta* (näml. *pars*) oder *quartum* ‚vierter Teil eines Maßes'. Die gangbarste Münze während des Mittelalters war der Groschen, mhd. *gros grosse* aus mlat. *grossus* (nämlich denarius) ‚Dickpfennig'. Daneben gab es eine kleine Münze im Werte eines halben Denars, die mlt. *medalia* (aus lt. *metallea* ‚Metall') hieß; daher ahd. *medili*, mhd. *medele*, *melle* (Diez 208, Körting 6135).

Kapitel II.
Rittertum und Orient.

Neben die kirchliche trat mit dem Aufkommen des Rittertums eine rein weltliche Bildung, welche sich zunächst in Frankreich aus den Resten römisch-gallischer Kultur unter Mitwirkung christlicher Ideen entwickelte. Sie bestand nicht nur in einer Verfeinerung der Umgangsformen, in einer gesteigerten Verehrung der Frauen, in der Einführung des Minnedienstes, sondern vielmehr in einer Bereicherung des gesamten Lebens nach den verschiedensten Richtungen hin. Man nimmt häufig an, daß diese neue Bildung während des zweiten Kreuzzuges (1147—1149), auf welchem die französische Ritterschaft zuerst mit der deutschen in engere Berührung kam, den Fürsten und Edlen Deutschlands vermittelt worden sei. Indessen war die Zeit der Vereinigung beider Heere zu kurz und die Verhältnisse zu trübe und gespannt, als daß sich eine so gewaltige Einwirkung des französischen Wesens auf das deutsche aus diesem Kreuzzug allein oder auch nur vornehmlich erklären ließe.[1] Die Einflüsse müssen weit andauernder und

1) A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger I 2, möchte nur für Kriegführung und Waffenübung eine Beeinflussung der Deutschen durch die Franzosen während dieses Kreuzzuges annehmen.

kräftiger gewesen sein[1], welche eine solche Herrschaft des französischen Wesens herbeizuführen vermochten, wie sie tatsächlich in Deutschland während der Blütezeit des Mittelalters bestand.

Das Übergewicht des französischen Geistes machte sich zunächst auf wissenschaftlichem und kirchlichem Gebiete geltend. Bekannt ist die großartige Reform des Mönchswesens, die im 11. Jahrhundert vom Kloster Cluny ausging, und deren Ideen bestimmend auf die Weltgeschichte einwirkten. Bekannt ist ferner, daß auch die neue kirchliche Baukunst, der sogenannte gotische Stil, von Nordfrankreich aus über die Nachbarländer sich verbreitete. Auch die Wissenschaft hatte auf der Universität zu Paris eine Pflegestätte ersten Ranges gefunden, so daß Studenten und Kleriker aus aller Herren Ländern dorthin zogen, um die neue scholastische Theologie und Philosophie an der Quelle zu studieren. Mit diesem Übergewicht des französischen Geistes gerade in theologisch-kirchlicher Beziehung hängt es ohne Zweifel zusammen, daß der höchste geistliche Titel, den die Kirche kennt, durch die Vermittlung des Französischen zu uns gelangt ist. Die römische Kirche legte den Titel *papa* (aus griechischem *πάπας*) den höheren Geistlichen und Bischöfen bei, besonders dem Bischof von Rom, auf den Gregor VII. ihn im Jahre 1075 beschränkte (vgl. I 236). In den romanischen Sprachen erscheint das Wort für gewöhnlich ohne *s* am Schluß (frz. *pape*); doch gibt es

1) Lamprecht, Deutsche Geschichte III, S. 188.

gerade im Altfranzösischen auch eine Nebenform *papes* mit einem *s*, welches aus einer Analogiebildung erwachsen ist, ebenso wie in dieser Sprache u. a. *poete* zu *poetes*, *propheta* zu *prophetes* geworden ist. Diese Nebenform *papes* wurde zunächst von den Niederländern angenommen (ndl. *paus* aus *paves*) und drang dann von Nordwesten her nach Süddeutschland vor, wo sie zuerst bei Notker um 1000 als *bâbes* auftritt.[1] Durch den Antritt eines lediglich euphonischen *t*-Lautes (vgl. ,niemand, Palast') stellte sich dann unter manchen Schwankungen allmählich die jetzige Form Papst fest.

Aber nicht nur in den kirchlichen, sondern auch in den vornehmen weltlichen Kreisen brach sich der französische Einfluß bald Bahn. Deutsche Fürsten und Könige vermählten sich mit französischen Prinzessinnen (z. B. Heinrich III. schon 1043 mit Agnes von Poitiers, Friedrich I. mit Beatrix von Burgund), welche mit ihrem Gefolge französische Lebensführung, Kleidung und Komfort nach Deutschland übertrugen. Volkreiche Landschaften mit französischer Sprache (Lothringen, Champagne, Burgund) gehörten mit zum Verbande des deutschen Reiches. Das eigentliche Vermittlungsglied zwischen Frankreich und Deutschland bildeten aber — wie wir eben schon zu beobachten Gelegenheit hatten — die Niederlande und der Niederrhein von Köln an das

1) Eine direkte Entlehnung aus dem griechischen πάπας ins Deutsche ist unwahrscheinlich, da das Wort ein im Lateinischen und Romanischen allgemein übliches ist und im Deutschen erst verhältnismäßig spät auftritt.

linke Ufer abwärts, Landschaften, welche schon zur Zeit der fränkischen Monarchie ein in sich geschlossenes Kulturgebiet ausgemacht hatten.[1] Hier wohnte auf fruchtbarstem Ackerboden ein zahlreicher und begüterter Adel, dem es die Bürger der gewerbfleißigen Städte bald an Wohlhabenheit und Wehrhaftigkeit gleich taten.[2] Diese Gegenden und insonderheit die Zentrallandschaft Flandern waren und sind noch heute gemischtsprachig. Während aber die Sprachgrenze jetzt mitten durch Flandern und Brabant hindurchgeht, waren im Mittelalter die nationalen Gebiete weniger scharf gesondert, die beiden Sprachen gingen mehr durcheinander als nebeneinander. Die französischen Lebensformen bekamen nun seit Mitte des 12. Jahrhunderts in diesem gemischtsprachigen Gebiet entschieden das Übergewicht über die deutschen, wie das bei der älteren Kultur, der höheren Lebenskunst und dem gewandteren, beweglicheren Wesen der Franzosen, dem der deutsche Nachahmungs- und Bildungstrieb suchend entgegenkam, nur natürlich war.

Die französischen Kulturelemente drangen dann von den Niederlanden aus unaufhaltsam rheinaufwärts bis Basel und anderseits donauabwärts bis nach Österreich vor. Bei der deutschen Besiedelung dieses Landes[3] waren auch zahlreiche Vlamen beteiligt gewesen, deren Anregungen auf den fruchtbarsten Boden fielen, so

1) Wackernagel, Literaturgeschichte 127, Anm. 4
2) Wackernagel, Über altfranzösische Lieder und Leiche, S. 192.
3) Lamprecht III, S. 191.

daß die neue verfeinerte Lebensart sich nirgends in Deutschland üppiger entfaltete als dort. Während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezogen selbst die Bauern in Österreich ihre Kleidungsstücke mit Vorliebe aus den Niederlanden.[1] Auch galt es bei ihnen als besonders zierlich zu „vlæmen“; der junge Helmbrecht, der seinen Angehörigen als Ritter imponieren will, spricht, als ob er in Brabant geboren wäre. V. 717: Vil liebe sœte kindekîn, got lâte iuch iemer sælec sîn usw.

Während sich das nördliche Mitteldeutschland sowie das eigentliche Norddeutschland von diesen französischen Einflüssen im allgemeinen frei erhielt, lernte man im Westen und Süden sehr bald unterscheiden zwischen dem *curtois* von *court* aus lt. *cort-em* zu *cohors* ‚Hof‘ und dem *vilain* aus mlt. *villanus* von *villa* ‚Dorf‘, dem Manne der feinen Sitte und dem der alten bäurischen Ungelenkheit. So wie man früher kirchliche Ausdrücke übersetzt hatte, gab man jetzt diese beiden französischen Modewörter durch deutsche Ausdrücke wieder, nämlich durch älteres *hübisch* ‚hübsch‘, dem dann mit engerer Anlehnung an *hof* mhd. *höfisch*, *hövesch* an die Seite trat, und durch *dörper*, *dörpel* ‚Tölpel‘, eigentlich ‚Dorfbewohner‘. *Dörper* weist bezeichnenderweise flämische Form auf, wie das ebenfalls höfische Wort ‚Wappen‘ (gleich hochdeutschem ‚Waffen‘). Denselben Gegensatz kennzeichnet das in der Rhein-

1) Wackernagel, Über altfranzösische Lieder und Leiche, S. 194.

gegend zur Ritterzeit aufkommende Beiwort altfränkisch mhd. *altfrensch* für solche Leute, die am alten fränkischen Wesen festhielten gegenüber den neumodischen höfischen Sitten, die von Frankreich her eindrangen. Die französische Sprache selbst wurde bald überall an den Höfen und auf den Burgen gesprochen oder doch verstanden, und sich die französischen gereimten Ritterromane vorlesen zu lassen, gehörte zu den Lieblingsunterhaltungen der adligen Gesellschaft. Die ritterlichen Sänger, welche diese Dichtungen nachahmten und deutsch bearbeiteten, durchsetzten ihre Sprache aufs stärkste mit französischen Ausdrücken und Redewendungen, und zwar taten das nicht nur solche, die französisch dachten und fühlten wie Gottfried von Straßburg, dessen ‚Tristan' von französischen Modewörtern und Kunstausdrücken stellenweise geradezu wimmelt, sondern auch solche mit echt deutscher Gesinnung; Wolfram z. B. überbietet im Gebrauch französischer Modewörter noch Gottfried. Auch im mündlichen Verkehr suchte man der deutschen Rede durch eingemischte französische Redefloskeln einen modernen, gebildeten Anstrich zu geben. Der Dichter Thomasin von Zirkläre lobt dies Bestreben in der Vorrede zu seinem ‚welschen Gast'. Wenn ein Dichter seine deutsche Rede mit der welschen ‚streifele', so lerne ein deutscher Mann, der vielleicht nicht welschen kann, der spæhen (klugen) wörter harte vil. Ja selbst Leute aus geringem Stande, die etwas auf sich hielten, lernten nicht bloß das vlæmen, sondern auch das Einflechten welscher Ausdrücke.

Unter solchen Umständen befremdet die an sich ja höchst verwunderliche Tatsache weniger, daß nämlich das Französische sogar auf die deutsche Wortbildung einen nicht geringen Einfluß gewann. Es ist nämlich eine auch sonst beobachtete Tatsache, daß, wenn eine Sprache aus einer andern Wörter in größerer Menge entlehnt, sie auch formative Elemente, wie Endungen und dgl. übernimmt. Dies geschah schon in der römischen Zeit mit dem lt. Suffix *-arius*, das deutsch zu *-āri*, dem jetzigen -er wurde (I, 206). Dem entsprechend wurden in der höfischen Zeit mehrere Suffixe aus dem Französischen von uns übernommen und bald zu sehr bedeutsamen Elementen auch unserer Wortbildung.[1] Die in zahlreichen Lehnwörtern wie *partîe, melodîe* vorkommende französische Ableitungssilbe *ie* (lat. *ia*) erhielt im Sprachgefühl bald die kollektive Bedeutung einer Gesamtheit oder einer wiederholten, dauernden Tätigkeit, ging in dieser Funktion bald auf deutsche Wörter über, wie *jagerîe, zouberîe*[2], und verwandelte sich gemäß dem nhd. Diphthongisierungsgesetze zu der weitverbreiteten Bildungssilbe -ei (Partei, Pfarrei, Bäckerei, Raserei, Türkei).[3] Von jenem Suffix -ei wurden dann sogar Verba auf -eien abgeleitet, z. B. prophezeien. Ähnlich ging es mit der romanischen Infinitivendung *-ier*, deutsch -ieren, die zunächst in zahl-

1) Skutsch bei Hinneberg, Kultur der Gegenwart I, Teil VIII, S. 420 (die lateinische Sprache). —
2) Grimm, Gramm. II, 96.
3) Die Weiterentwicklung s. III, 80.

reichen, dem Französischen entlehnten Verben, wie *jubilieren, parrieren, tjostieren* turnieren, studieren (afrz. *estudier*) auftrat, aber nicht als bloßes Zeichen des Infinitivs, sondern als stammhaft aufgefaßt und daher durch alle Formen des Verbs hindurch beibehalten wurde. Sie griff dann rasch um sich, wurde auch zur Eindeutschung lateinischer Verba benutzt, regieren (*regere*), diktieren (*dictare*), formieren (*formare*) und an deutsche Nominalstämme gehängt, um neue Verba zu bilden: stolzieren, halbieren, glasieren, hofieren, schallieren = Schall machen, im 17. Jahrh. *skallieren*, bei Goethe 13, 190 *skalieren* = lärmend schmähen.[1]

Noch ein anderes romanisches Suffix, das afrz. -*teit* oder -*tet*, das im Nhd. eine große Verbreitung gewonnen hat, tritt in seinen Anfängen schon im Mhd. auf. Im Tristan lesen wir von der *môrâliteit* (s. u. S. 133), aus ostfrz. *moraliteit*. Dasselbe Suffix haben *triniteit* Trinität und *magesteit* Majestät. Es ist das lat. Suffix *tāt-em*, das in den kirchlichen Entlehnungen *trinitât*, *caritât*, *magestât* auch die lat. Form gewahrt hat. Unser nhd. Suffix -tät ist wahrscheinlich nichts anderes als die ostfrz.-pikardische Form -*tet*.[2] Die Weiterentwicklung s. III, 81.

Zum bloßen Bildungsmittel ist, wenn auch erst in neuerer Zeit, ein selbständiges französisches Wort geworden, das im Mhd. noch als solches gefühlt und

1) Die Weiterentwicklung s. III, 81 f.
2) Kassewitz, Die frz. Wörter im Mhd. (1890) S. 61.

gebraucht wurde. Das altfrz. *ley* (jetzt *loi* ‚Gesetz‘ aus lat. *legem*) ‚Art und Weise‘ ging in das Mhd. besonders als Genetiv Pluralis *leie* über. Man sagte z. B. aller leie liute für echt deutsches aller hande. Diese Verbindung ist später zu dem einen Worte ‚allerlei‘ zusammengewachsen; ebenso ‚mancherlei, zweierlei, solcherlei‘ usw.

Das sind Wortbildungselemente. Die Wörter selbst, die damals aus dem Französischen ins Deutsche eindrangen, wenn auch zum Teil nur vorübergehend, sind ungemein zahlreich. Denn da die Lebensformen der besseren Gesellschaft einen französischen Anstrich erhielten, so wurde auch die Sprache des Komforts, des Luxus, der feinen Geselligkeit, der höfischen Künste und Vergnügungen stark französiert.[1] So z. B. die Namen der Zeugstoffe (z. B. *velours, doublêt, ferrân*)[2] und der Kleidungsstücke (z. B. *surkôt, sukkenîe, kursît, schaprûn, ribbalîn, tabard, treie, warkus, garnasch, schapel*); der allgemeine Ausdruck Habit, mhd. *habît* mit Nebenform *abît*, für geistliche und weltliche Amtstracht ist jedenfalls auch zunächst aus dem Französischen *habit*, nicht aus dem Lateinischen habitus übernommen worden. Eine besondere Mode, die sich vom 12. bis in das 16. Jahrhundert erhielt, war die

---

1) Eine chronologische Übersicht über das Eindringen der französischen Ausdrücke in die ritterliche Dichtung der Deutschen gibt Steiner in Bartsch, Germanistische Studien 2, 239 ff., eine Lautanalyse und begriffliche Zusammenstellung Kassewitz, Die frz. Wörter im Mhd., Straßburger Dissertation 1890.

2) Schultz, Höfisches Leben I, 332 ff.

des Teilens der Kleidung in zwei verschieden gefärbte Hälften. Das nannten die Franzosen, die Erfinder dieser glänzenden Modetorheit, *mi-partir* (aus *demi-*). Die Deutschen übersetzten das Wort mit *halbieren*, z. B. scharlachrôt unde brûn was sîn mantel gehalbiert (Wigamur 4685). Aus einem bloßen Schneiderausdruck ist halbieren dann bei uns zu einem Worte von allgemeiner Bedeutung geworden. Von Schmucksachen ist die *bratsche* zu nennen, die Vorläuferin unserer Brosche (III, 141), von frz. *broche* ‚Holznadel'.[1]

Die Tänze und Reihen, welche Ritter und Bauern traten und sprangen (S. 137 f.), sind zum Teil unerklärt, tragen aber alle französisches Gepräge (*govenanz, ridewanz*[2], *fulafranz, virlei, heierlei* usw.).[3] Liest man ferner im fünften Gesang von Gottfrieds Tristan die Schilderung der Jagd, so staunt man über die Fülle der französischen Kunstausdrücke, welche allein beim kunstgerechten Zerlegen des geschossenen Hirsches dem höfisch gebildeten Weidmann geläufig waren (*quartier* Vierteil, *panze* Magen, *pas* aus *passus* Bedeutung unklar, *furkîe* Gabelung der Eingeweide des Hirsches an einer *furke* Gabel, *lumbel* wohl Lendenbraten, schweizerisch noch heute *lummel*, *curîe* aus *cureé*, das Füttern der Hunde mit Teilen des Eingeweides, *teilieren* aus *tailler* ein=

1) Heyne, Körperpflege 345. — Diez I, 87.

2) Das von dem Österreicher Neithart gebrauchte *ridewanz* stammt möglicherweise aus dem Slavischen; *reydowák* ist ein tschechischer Tanz.

3) Wackernagel, Über altfranz. Lieder u. Leiche S. 194, Anm. 2. — Schultz I, 549.

teilen, *cuire* Haut aus *cuir*, *prîsanten* präsentieren, *allez avant*); sollte es rehtiu jägerîe sein, so mußte eben das ganze, genau ausgebildete französische Jagdzeremoniell peinlich innegehalten werden. Auch für die Bezeichnung von Lokalitäten werden gern französische Modewörter gebraucht: *planiure* ‚Ebene', *forest* ‚Wald' (S. 112), *riviere* ‚Bezirk', *fontâne* ‚Quelle', *curt* ‚Hof', *frontiere* ‚Grenze'[1], *rivage* ‚Ufer', *ville* ‚Dorf'.

Kurz, die ganze Sprechweise der guten Gesellschaft und aller derer, welche auf ‚hövescheit' Anspruch machten, durchsetzte sich rasch mit französischen Wörtern. Im Ursprungslande dieser französischen Beeinflussung, in den Niederlanden, hat sich noch mehr von dieser importierten Massenware erhalten als bei uns, z. B. *dossen* = *endosser* ankleiden, *sein* = *signe*, *kous* = *chausse* Strumpf, *fork* Gabel, *inprenten* = *empreindre*, *prooi* = *proie* Beute, *hort* = *heurt* Stoß, *fout* = *faute* Fehler, *veinzen* = *feindre* heucheln, *toets* = *touche* Probe, *peinzen* = *penser* nachsinnen, *preutsch* = *preux* stolz. Die hochdeutsche Sprache hat das meiste davon wieder ausgemerzt, aber eine Menge dieses französischen Sprachgutes ist doch auch in ihr für immer hängen geblieben, und das soll jetzt in aller Kürze vorgeführt werden.

Die deutsche ritterliche Gesellschaft lernte seit dem 12. Jahrhundert von der französischen das Ideal des guten Benehmens, des höfischen Anstandes, besonders den Damen gegenüber, kennen. Man nannte ein solches

1) Noch bei Fronsperger, Kriegsbuch 1596, Frontir', daneben deutsch ‚Anstoß'. S. u. Grenze.

zeitgemäßes Auftreten nach der Franzoysir[1] zucht gebâren (Ulrich von dem Türlin, Wilhelm S. 123. 146). Neben *höresch* gebrauchte man für dieses Gebaren, so wie für alles Echte, Lautere, Zierliche und Schöne das französische *fin* aus mlt. *finus*, lateinischem *finitus*, das die Bedeutung ‚vollendet, vollkommen' bekommen hatte. Das Wort ist um 1200 als *fîn* fein in unsere Sprache gekommen.[2] Die Belehrung über das feine Benehmen nannte man *morâliteit* (Gottfried, Tristan 202, 10. 14), die also eine Anstandslehre und ganz etwas anderes war als unsere Moralität. Ein neuer modischer Ausdruck für die Art und Weise des Betragens und Gebarens ist *maniere*[3] Manier (*manière* vom lat. *manuarius* ‚zu den Händen gehörig', eigentlich Bewegung der Hände, dann überhaupt Gebärdenspiel). Die Grußformeln waren selbstverständlich innerhalb der höfischen Gesellschaft großenteils französisch geworden, z. B. *byen sey venûz* sei willkommen, *deus sal* oder *deus adjût* Gott helfe, *dê benîe* Gott segne; davon haben sich erhalten nur *merzi* (mhd. genâde) in der

1) Mhd. *Franzois*, *Franzoise*, auch schon *Franzôse* ist frz. *François*, die alte Form für *Français* aus mlt. *Franciensis* von *Francia* Land der Franken.

2) Allerdings findet sich schon im 10. Jahrhundert das ahd. Adverbium *fînlîho = tenere*; das Wort hat aber damals noch keine weitere Verbreitung gewonnen.

3) Das Wort soll nach Kluge erst seit 1500 übernommen sein, ist aber schon mhd. bezeugt, Lexer I 2032. Auch die Aussprache beweist, daß es zu einer Zeit entlehnt wurde, wo im Frz. das *i* noch betont, das *e* noch tonlos war und das *r* noch deutlich ausgesprochen wurde; ebenso Revier (S. 162). Vgl. Pauls Grundriß I², 908 u.

Bedeutung ‚danke!' und *adê* Ade, das aber in jener Zeit nur vereinzelt auftritt. Die weitere Entwicklung s. IV, 456.

Neben den französischen Gruß wurde gern auch ein französischer Titel gestellt, wie z. B. *barûn* = *baron*,[1] *cunt* = *comte*, *schahtelakunt* = *cunt a chatel* ‚Burggraf', *kastelân*, *schahtelân* und *schatelan* = *chastelain*, *dàmoisêle* = *demoiselle*, *dameisel* = *damoisaulx* und *garzûn* = *garçon* beides ‚Edelknabe'. In Heinrichs von Freiberg Tristan, der Fortsetzung von Gottfrieds Gedicht, grüßt der Ritter den Knappen mit den Worten: „*deus sal, curteis kumpân*", worauf dieser erwidert: „*merzi, gentil sir*". Von diesen von „Feinheit" strotzenden Worten hat sich eins bis auf unsere Tage erhalten: Kumpan[2], mhd. *kompân* = *kumpân* aus afrz. *compaing*, mlat. *companio* ‚Brotgenosse', was seinerseits eine Übersetzung von altgermanischen Ausdrücken ist, wie gileibo (zu ‚Laib'), gimazzo (zu maz ‚Speise'), beides also ‚Tischgenosse'. Unsere Sprache hat sich von jeher in der Bezeichnung engster Genossenschaft nicht genug tun können (vgl. gajuko, gimacho, gespan, gisindo, Gefährte)[3] und begierig nach Mitteln gegriffen, ihren darauf bezüglichen Wortschatz aufzufrischen. Das Wort

---

1) Unser ‚Baron' ist nicht aus dem mhd. *barûn*, sondern aus dem neufranzösischen *baron* geflossen. S. IV, S. 178.

2) Unter „Kumpanen" verstand man speziell Leute, welche, ohne ein eigentliches Amt zu bekleiden, sich dauernd in der Gesellschaft des Herrn befanden, den persönlichen Adjutanten unserer Fürsten vergleichbar. Auch Beisitzer einer städtischen Behörde wurden so genannt. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. S. 181.

3) Lamprecht, Deutsche Geschichte III, 182.

‚Kumpan' war in unserer Sprache bereits im Verschwinden und hatte schon einen archaistischen Anstrich bekommen, ist aber im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erneuert worden; es hat jetzt allerdings gar keinen höfischen Anstrich mehr, sondern im Gegenteil einen derben, etwas knotigen Beigeschmack, namentlich in der Verbindung ‚ein sauberer Kumpan'. Neben *kumpân* wurde auch die erweiterte frz. Form *compagnon* als Fremdwort *kompânjûn* aufgenommen, während *compagnie* als *kumpâgnîe* Bürgerrecht erhielt, indem es eine Gesellschaft, Genossenschaft jeder Art bezeichnete, auch eine fröhlich zechende Kumpanei. Für Handelsgenossenschaft wurde dann das Wort im 16. J. (III, 238), für militärische Abteilung im 17. J. (III 28) neu entlehnt. Die Gesamtheit des Gefolges eines Herren hieß afrz. *masnie* aus lat. *mansio* ‚Haus', die ‚Bleibe', Wohnung, Herberge, wovon auch *maison*. Aus *masnie* wurde mhd. *massenîe* oder *messenîe*, nhd. Massenei, Messenei oder Massonei, ein allerdings nur noch selten und mit stark altertümelndem Anstrich gebrauchtes Wort.

Eine ganz eigenartige Massenei war die Tafelrunde, mhd. *tavelrunde*, eine wörtliche Übersetzung des frz. *table ronde* statt zu erwartendem ‚Rundtafel' oder ‚runde Tafel'. Das Wort wurde zunächst in den Ritterromanen gebraucht von der Tischgesellschaft des sagenhaften Königs Artus, der durch die Rundtafel alle Rangunterschiede unter seinen Paladinen verwischen wollte, dann von jeder an einem runden Tische speisenden

oder trinkenden Gesellschaft. Im 18. Jahrhundert wurde das Wort aus dem Mhd. in die nhd. Schrift- und Umgangssprache als Tafelrunde aufgenommen. Der Begriff der Rundtafel ist dabei zurückgetreten. Das Wort bezeichnet eine ständig zusammen speisende, in sich geschlossene Gesellschaft von gleichen Lebensanschauungen und Gewohnheiten.

Die ritterlichen Kreise jener Zeit pflegten überhaupt unter sich den Begriff einer gewissen aristokratischen Gleichheit. Außer der Ritterpflicht und der Ritterehre erkannten sie höchstens den Fürsten, den Prinzen (mhd. *prinze* frz. *prince* aus lt. *princeps*) als über sich stehend an. Dagegen schlossen sie sich sehr bald nach unten ab und bezeichneten seit dem 13. Jahrh. die große Masse des nichtritterlichen Volkes mit dem französischen Worte *poble* (schon im Straßburger Eide *poblo* aus *populus*), welches mhd. zu *povel* (zuerst Parz. 350, 29) und unter dem Einflusse der gelehrten frz. Neubildung *peuple* dann weiter zu Pöbel wurde, anfangs ohne den verächtlichen Nebensinn, den wir jetzt mit dem Wort verbinden. Von der ndd. Form *popel* wurde das Adj. poplig abgeleitet im Sinne von ärmlich, gewöhnlich, minderwertig. — Der unebenbürtige Nachkomme eines Edlen hieß afrz. *bastard,* woraus mhd. *bastart* Bastard wurde. Das frz. Wort ist eine Ableitung aus mlat.-roman. *bastum* ‚Packsattel‘; *bastard* bedeutet also ‚Kind des Packsattels‘. Denn die Sättel dienen noch heute den Maultiertreibern in Spanien und der Provence als Kissen, und wie es in solchen

Wirtshäusern zuzugehen pflegte, zeigt u. a. die Geschichte im Don Quixote 1, 16.[1]

Unter den geselligen Vergnügungen der höfischen Kreise nahm, wie wir gesehen haben, der neue französische Tanz eine Hauptstelle ein. Der altgermanische Tanz, der von Musik, oft auch von Gesang begleitet war, hieß ‚Leich'; er hatte in der Regel einen feierlichen, sakralen Charakter.[2] Altheimisch war auch der ‚Reihen' oder ‚Reigen' (ahd. noch nicht belegt, mhd. *reie*), den die Bauern und ländlichen Dirnen zur schönen Sommerzeit auf dem Dorfanger um die Linde sprangen, wobei es oft sehr wild und ausgelassen zuging. Nun begannen sie auch im Winter in der spilstuben zu hovetanzen[3],

1) Ganz ähnlich bedeutet ‚Bankert' das auf der Bank in der Wirtsstube erzeugte Kind. — Meyer-Lübke in der Zeitschrift: Wörter und Sachen I (1909) 36 f. bestreitet die Herleitung des Bastards vom Packsattel. Bastard sei vielmehr das Kind eines vornehmen Herrn, der wohl bekannt sei und sein Kind auch keineswegs verleugne, und der es sicher in bequemerer Weise erzeugt habe, als auf dem Packsattel. Das germanische Suffix *-ard* deute vielmehr auf fränkische Herkunft des ganzen Wortes, oder man müsse Zusammenhang mit *bastum* ‚Stock' (frz. *bâton*) annehmen, wobei dann irgendeine uns nicht bekannte rechtssymbolische Handlung zugrunde liegen würde(?). Allein das Wort *bastard* für ‚uneheliches Kind' konnte sehr wohl aus dem Wortschatz der niederen Stände in den der höheren übergehen und dabei den verächtlichen Sinn, den es ursprünglich hatte, abstreifen. Körting, Lat.-Romanisches Wörterbuch (1907) S. 147 behält also mit Recht die im Texte gegebene Deutung bei und zieht außer Bankert auch das frz. *fils de char* zur Vergleichung heran ‚Wagenkind', denn im Wagen gab es Bänke.

2) Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Anfang des Mittelalters (1918) I, 29 ff. 33.

3) Schultz, Höfisches Leben 547.

d. h. den höfischen Tanz der Ritter[1] nachzuahmen. So wurde neben dem Reien der Tanz volkstümlich und damit das Wort in unserer Sprache dauernd eingebürgert. Denn das frz. *danse, danser,* aus welchem schon im Anfang des 12. Jahrhunderts mhd. *tanz, tanzen*[2] hervorging zum Ersatz für das ältere Lehnwort *salzôn* (I 231) geht seinerseits auf ein altgermanisches *dansôn* ,ziehen, sich ausdehnen' zurück, wozu auch unser ,gedunsen' gehört. — Von der Unzahl romanischer Tanznamen, die es im Mittelalter gab (s. o. S. 131), hat sich nur einer erhalten, der *virlei*, der auf frz. *virelai* ,Ringellied' beruht, sich aber bald zum *virlefei* und weiter *virlefanz* erweiterte, und zwar mit Anlehnung an ein altes mitteldeutsches Wort für Kreisel *firl* und an das echt deutsche alevanz ,Schalkheit, Possen'. Auch in der Bedeutung glich es sich diesem Worte an und bezeichnete später statt eines lustigen Springtanzes albernes Gebaren und geckenhafte Torheit oder auch persönlich genommen (Goethe, Faust 11670) einen Firlefanz, d. h. einen albernen Hansnarren.

Zum Tanz gehörte nicht nur Gesang, sondern auch Musik. Diese spielte in den feinen Häusern der ritterlichen Zeit überhaupt eine große Rolle. Fürstliche Hofhaltungen konnten eine zahlreiche Musikkapelle nicht

1) Dieser, ein Tanz zu zweien mit Musikbegleitung, kommt zuerst vor im Ruodlieb IX, 25—61.

2) Das *t* statt *d* in tanzen erklärt Kluge, (et. Wörterb.) sehr wahrscheinlich durch Verhochdeutschung eines ndl.-fläm. *dansen*, womit zugleich die Zwischenstation angegeben ist, über die das Wort zu uns gekommen ist.

entbehren[1]; nicht nur bei Tafel, sondern auch auf Reisen, ja beim Kirchgange ließ man sich aufspielen. Aber von den zahlreichen Namen mittelalterlicher französischer Musikinstrumente (z. B. *citole*[2], *rubebe*, *flaios*, *douçaine*, *gresles*, *timbre*, *armonîe*, *ravenne* usw.) haben sich nur wenig eerhalten: die Flöte, mhd. *vloite* aus afrz. *flaüte* (frz. *flûte*), das auf lat. *flatus* ‚Blasen‘ zurückgeht[3], die Posaune, mhd. *busîne* oder *busûne* aus afrz. *busine*, das von lat. *bucina* aus gr. *βυκάνη* ‚Trompete‘ stammt, und die jetzt durch die mit Daumenloch versehene Oboe verdrängte Schalmei, mhd. *schalmîe*, afrz. *chalemie* (frz. *chalumeau*), aus mlat. *calamella*, *calamaula*, einer Zusammensetzung von lat. *calamus* ‚Rohr‘ und griech. *αὐλός* ‚Flöte‘.

Dem neuen höfischen Minnedienst entstammt das mhd. *blunt* aus frz. *blond*, das freilich selbst altgermanischer Herkunft ist. Es wurde um 1200 von den ritterlichen Dichtern als ein zunächst nur selten gebrauchtes Wort entlehnt und diente als ein feines modisches Schmuckwort zum Preise der Frauenhaare an Stelle des heimischen, aber gewöhnlichen *val* (fahl). Unser jetziges blond ist eine erst um 1650 erfolgte Neuentlehnung, anfangs mit französischer Aussprache (III, 145).

Der höfischen Ausbildung des Jagdzeremoniells

1) Schultz, Höf. Leben I, 563.
2) Mhd. *zitôle* aus afrz. *citole* vertritt die Stelle des mhd. nicht belegten ahd *cithara* oder *zitera* (S. 106).
3) Unser volkstümlicher Ausdruck Fladuse oder Fladduse für Schmeichelei, früher Flöte duse, ist entstanden aus frz. *flûte douce* ‚süße Flöte‘.

(S. 131 f.) verdankt das Neuhochdeutsche ebenfalls drei Ausdrücke: Ziemer, mhd. *zimere* aus frz. *cimier* ‚Helmzier'; der Bedeutungswandel erklärt sich durch die bereits in Frankreich vollzogene Übertragung des ‚Haarschmucks' auf den langen Haarbüschel am Zeugungsgliede des Hirsches, dann auf dieses selbst und die es umgebenden Fleischteile[1]. Zweitens das seit dem 12. Jahrh. eingebürgerte birschen, mhd. *birsen* aus afrz. *berser*, mlat. *bersare* ‚mit dem Pfeil jagen oder schießen' (vgl. die italienischen *bersaglieri*)[2]. Endlich Koppel von frz. *couple* (aus mlat. *cupla*, lat. *copula*), was eigentlich den Leitriemen für zwei Jagdhunde, die nebeneinander gehen müssen, dann die so verbundenen Hunde selbst bezeichnet; aus dem von *copula* abgeleiteten *copulare* stammt dann koppeln oder kuppeln und alles, was damit zusammenhängt.

Eine andere Ergötzlichkeit bildete das Spiel. Das in Deutschland seit alter Zeit heimische Würfelspiel (I 232) fand trotz aller dagegen erlassenen Gesetze weitere Ausbildung und neue Bezeichnungen. Von den romanischen Benennungen der sechs Nummern haben sich erhalten die Eins als Aß aus lat. *as*, daneben auch Eß, Äß,

1) So Lembcke, Studien zur deutschen Waidmannssprache, in der Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 12, 259 f.

2) Das Wort stammt wohl vom mlat. *bersa* ‚Zaun eines Wildparks' (vielleicht aus kelt. *bersa* ‚Schutzzaun') und bedeutet dann eigentlich ‚in einem Wildpark jagen'. Schrader, Reallexikon 386. — Körting, Lat.-Rom. Wörterb. 155 setzt *bersare*-*versare* das Geschoß, zielend hin- und herziehen, dann schießen; das wäre dieselbe Bedeutungsentwicklung, die auch *tirer* durchgemacht hat.

mhd. *esse* aus mlat. *assis*, einer Nebenform von *as*, wovon auch it. *asse*, und die Zwei als Daus oder Taus, mhd. *dûs* oder *tûs*, afrz. *doues* (aus lat. *duos*). Das Würfelspiel selbst nannte man auch Doppel, mhd. *toppel* aus frz. *doublet* ‚Pasch im Würfelspiel'; das davon abgeleitete Verbum doppeln ist noch jetzt gebräuchlich. Der Glückswurf hieß frz. *chance* ‚Glücksfall, Wagnis' aus mlat. *cadentia* ‚das Fallen', daraus wurde mhd. *schanze* ‚Glückswurf, glücklicher Zufall, Wechselfall'. Dieses Wort ist jetzt noch erhalten in der im 16. Jahrhundert zuerst belegten Redensart ‚in die Schanze schlagen' die also mit der militärischen ‚Schanze' nichts zu tun hat, sondern s. v. w. ‚aufs Spiel setzen' ist.

Da die Franzosen von jeher Meister im Zubereiten der Speisen und Herrichtung von guten Diners waren, so mußte selbstverständlich auch die deutsche Küche von der französischen sehr stark beeinflußt werden. Demgemäß finden wir in den höfischen Epen eine Menge französischer Bezeichnungen für Speisen und Getränke, die zum Teil noch nicht erklärt sind, z. B. *gramangir*, *blamensier*[1], *pittit mangier*, *flementschier*, *gastel* = Wecke, *agraz* = saure Brühe, *klâret*, *sinôpel*, *piment* (vgl. die Entlehnung aus dem Lateinischen S. 62). Dauernd erhalten haben sich von all diesen Herrlichkeiten nur die Morsellen, eigentlich ‚Leckerbissen',

1) Aus *blanc manger* ‚Weißessen'. Das Rezept dazu s. bei Schultz I² 392: Reismehl, Schmalz, Zucker und dicke Mandelmilch; diese letztere diente nicht nur als Krankenkost, sondern galt auch mit Reis zusammen als ein vorzügliches Herrenessen zur Fastenzeit, Schultz I, 202.

mhd. *mursel* aus afrz. *morsel*, mlt. *morsellus* zu lt. *morsus* ‚Bissen‘, die *salse* mlt. *salsa*, (frz. *salse* ‚gesalzene Brühe‘) und zwar in der modernen, erst im 16. Jahrhundert (III 148) aufgekommenen Form Sauce und die Pastete, die im Mittelalter ganz außerordentlich beliebt war und aus Huhn, Reh, Kaninchen, Fasanen u. dgl. hergestellt wurde.[1] Der Name, mhd. *pastête*, stammt unter Einwirkung des afrz. *pastede* (woraus später *pastee*, *patée* wurde) von mlat. *pastata*, dieses wieder von *pastare* ‚Teig kneten‘, das seinerseits auf lat. *pasta* ‚Teig‘, gr. *πάστη* zu *πάσσω* ‚streuen‘ zurückgeht.

Wir haben bis jetzt die heitere Seite des Lebens betrachtet. Die eigentliche Aufgabe des Rittertums bildeten aber Kampf und Krieg. Wer statt auf dem Felde der Ehre seinen Mann zu stehen daheim bei der Gattin oder Geliebten blieb, der „verlag sich“ und verfiel als „verlegen“ der allgemeinen Mißachtung. Zum ernsten Kampfe machten sich die Ritter durch Waffenübungen geschickt, die nicht ohne Gefahr waren — Verwundungen, ja Tötungen kamen dabei nicht selten vor[2] —, die sich aber andererseits bald zu den größten und glänzendsten Festen des Mittelalters ausgestalteten. Das Zeremoniell, wie es bei diesen Übungen und Festen spätestens seit Mitte des 12. Jahrhunderts auch in Deutschland üblich wurde, war durchaus französischen Ursprungs; der im Jahre 1066 getötete Godefroi de

1) Schultz I, 390.
2) Schultz II, 115.

Preuilly soll die Turniere, d. h. die Turniergesetze und -gebräuche erfunden haben.[1] Daher waren die Kunstausdrücke bei diesen Scheingefechten auch in Deutschland durchgängig französisch. Die Rufer hießen *kreiûrer krîer* (von *crier*), die Knappen *garzûne* (*garçon*), der Einzelkampf *tjost* (*jouste*, zu *iuxta*), das Reitermanöver *buhurt* (*behourd*), das Aufeinanderprallen der Kämpfer *poynder* oder *puneiz* (*poindre*, *poigneis* von lt. *pungere*), die Lanzensplitter *trunzûne* (*tronçon*), der wilde Massenkampf *malîe* (*meslée*); *baneken* (afrz. *banoier*) war der allgemeine Ausdruck für ‚Leibesübungen anstellen'.

Von diesen Sport- und Kampfkunstworten haben eine ganze Anzahl in unserer Sprache bleibendes Bürgerrecht und erweiterte Bedeutung gewonnen. Aus afrz. *tournoyer*[2] ‚sich oder das Roß im Kreise drehen' wurde mhd. *turnieren*, turnieren, aus dem dazu gehörigen Substantivum *tournoi* wurde *turnei*, der Turnei, das also der ältere Ausdruck ist für das erst im 14. Jahrhundert aus dem Verbum neugebildete Turnier. Ebenfalls aus dem Verbum leitete Moscherosch im 17. Jahrhundert das Substantivum Turner („ein frischer junger Gesell, der sich in ritterlichen Taten übt") ab, und daraus erst bildete Vater Jahn das neue Verbum turnen, das sich bei der allgemeinen Begeisterung für

---

1) Schultz II, 107. 112.

2) Das lt. Verbum *tornare*, frz. *tourner* ‚drechseln, im Kreise laufen lassen, drehen' stammt von gr. *τόρνος*, lt. *tornus* Dreheisen, Schnurzirkel zum Ziehen eines Kreises, endlich die Kreislinie selbst. Daher auch Turnus (IV, 135) und Tour (III, 185).

die Sache bald einbürgerte. Die Turniere mußten an einem geeigneten Orte stattfinden, in einem offenen, ebenen Gefilde, welches den Reitergeschwadern kein Hindernis entgegenstellte, und, wenn möglich, vor den Mauern einer Stadt, von deren Zinnen und Türmen die anwesenden Damen herniederschauten. Dieses Gefilde hieß der Plan, mhd. *plân* oder *plânîe* aus frz. *plan, plane* von lt. *planum* ‚Ebene', oder der Platz, mhd. *platz* aus *place*, mlt. *placea*, zurückgehend auf gr.-lat. *platea* von πλατύς ‚breit'; die diesen Platz abschließende Schranke hieß Barre (mhd. und frz. *barre* Querstange, Schlagbaum), oder, wenn es eine Schnur war, Litze, mhd. *litze* aus afrz. *lice* ‚Schranke, Rennbahn', zurückgehend auf lat. *licium* ‚Faden'.

Beim Anreiten bediente man sich der kunstmäßigen Gangart des Galoppierens, mhd. *galopieren, walopieren*, wozu das Subst. *walap* aus nordfrz. *walap* gehört; seit dem 16. Jahrh. drang Galopp aus frz. *galop* durch. Dies stammt seinerseits entweder vom got. *gahlaupan* ‚laufen' oder von *walh-hlaup* ‚welscher Lauf': jedenfalls ist ‚Galopp' ein rückgeflossenes Lehnwort. Der Anlauf geschah mit *hurt* (aus frz. *heurt* ‚Stoß') oder *hurticlîche* ‚mit Stoßkraft'; daher hurtig ‚schnell'. *Feilieren* oder *vælen* (aus *faillir*, lat. *fallere*), den Gegner nicht treffen, wurde dabei sorgfältig vermieden. Dies ist der Ausgangspunkt unseres fehlen, welches mit seinen Ableitungen sich einen so ausgedehnten Geltungsbereich erobert hat. Zu dem Verbum gehört das Subst. afrz. *la faille*, woraus

mhd. die *væle, væl*, jetzt der Fehl in Zusammensetzungen wie Fehltritt, Fehlschuß, fehlschlagen. Als selbständiges Wort ist jetzt nur noch das jüngere Fehler (im 16. J. *fäler*) üblich, das ursprünglich den Fehlschuß im Gegensatz zu Treffer bezeichnete, dann aber Fehl samt seinen Bedeutungen ‚Mangel, Versehen' in sich aufnahm. Das gänzliche Besiegen des Gegners hieß frz. *desconfire*, mhd. *en-schumphieren*, daneben spätmhd. *schimpfieren*, unser schimpfieren mit der durch Anlehnung an ‚Schimpf' hervorgerufenen Bedeutung ‚verhöhnen'. Wer sich unter der siegenden Partei am meisten hervorgetan hatte, erhielt einen Siegeslohn, etwa einen Sperber, einen Habicht, zwei Windhunde, ein schönes Pferd oder einen sprechenden Papagei (vgl. S. 156), einmal (im Titurel 1410) außer einem Schapel die Küsse von achtzig Mädchen![1] Dieser Lohn und die ehrende Anerkennung, die sich daran knüpfte, hieß afrz. und danach mhd. *pris* (lat. *pretium*); das dazu gehörende Verbum ist afrz. *priser* ‚schätzen, rühmen' aus lt. *pretiare*, mhd. *prîsen* preisen.

An solchen großen Turniertagen, wie etwa bei dem berühmten Maifest Friedrich Barbarossas zu Mainz 1184 reichte die Stadt bei weitem nicht zur Beherbergung der Gäste aus. Dann entstand vor ihren Mauern eine zweite Stadt aus blumen- und laubgeschmückten Zelten, in denen die große Menge der Ritter während der Festtage herbergte. Ein solches Zelt, wie es von den

1) Schultz I, 121.

Fürsten und Herren auch im Kriege gebraucht wurde, von oft überraschender Größe und Pracht hieß schon im 3. Jahrhundert n. Chr. lat. *papilio* (eigentlich ‚Schmetterling‘); daraus wurde frz. *pavillon*, mhd. *pavilûn*, während wir mit einer gewissen gelehrten Pedanterie wieder zu der französischen Form Pavillon gegriffen haben (III, 126).

Was ferner die Ausrüstung des Ritters betrifft, so finden wir auf diesem Gebiete ebenfalls eine große Fülle von französischen Ausdrücken im Mhd. Ich führe an: *glarîe* ‚Speerspitze‘ (aus *glaive*, lat. *gladius*)[1], *kolze*, *golze* ‚Eisenhose‘ (aus *calce*, lat. *calceus*), *schinelier* ‚Knieschutz‘ (aus *genouillière*), *spaldeniere* ‚Schulterstücke‘ (aus *espalde*, lat. *spatula*), *hersenier* ‚Kettenkapuze‘, *zimier* (*cimier*) ‚Helmschmuck‘, *goufe* oder *koiphe* ‚Kopfbedeckung unter dem Helm‘ (*coife*)[2], *brâzel* ‚Armschiene‘ (*brachel*), *finteile* ‚Mund- und Wangenschutz‘ (*ventaille*, lat. *ventaculum*), *barbier* (*barbière*) ‚Wangen- und Bartschutz‘, *cuvertiure* ‚Pferdedecke‘ (*couverture*), *grôpiere* (*croupière*) ‚Teil der Pferdedecke‘, *testier* oder *tehtier* (*testière*) ‚Kopfschutz des Pferdes‘.

Diese Wörter sind jetzt wieder aus unserer Sprache verschwunden, aber eine nicht geringe Anzahl anderer hat sich erhalten. Die altgermanischen Helden nannten

---

1) Von demselben afrz. *glaive* oder *glaie* stammt der mhd. Name der Schwertlilie *gleie*, *gloie*, *gleienbluome* oder *glègekrût*. Z. f. d. W. 6, 182.

2) Ein anderes Wort ist ahd. *chuppha* (Graff IV, 355) = *capitio*, *mitra*, also eine kegelförmige Kopfbedeckung, mhd. *gupfe*, verwandt mit ‚Gipfel‘.

ihre Gesamtrüstung „Streit- oder Sturmgewand“, die kurtoisen Chevaliers der höfischen Zeit Harnisch [1], mhd. *harnas, harnasch* aus afrz. *harnas, harnais*, das durch mittelengl. *harnes* aus keltischem *haiarnaez* ‚Eisengerät‘ hervorgegangen ist. Jene zogen in den Streit mit Speeren, Halsbergen und Schilden, diese mit Lanzen (*lanze* aus *lance*, lat. *lancea*), Koller (*kollier, koller* aus *collier* zu lat. *collum*) und Tartschen. Mit dem letzten Ausdruck, mhd. *tartsche*, gaben sie freilich der deutschen Sprache nur ein altes Eigentum zurück; denn frz. *targe* beruht auf einem gleichlautenden altenglischen Wort, diesem aber entspricht im Nhd. gemäß dem Gesetze der Lautverschiebung das Gewerkwort ‚Zarge‘ (ahd. *zarga*, mhd. *zarge*), welches die Seiteneinfassung eine Gerätes, z. B. einer Geige oder eines Siebes, bezeichnet. Tartsche bedeutete also zunächst den eisernen Rand, der den Schild umgab und auf dessen Festigkeit alles ankam.[2] Die Tartsche trug in der Mitte einen halbkugelförmigen Metallbeschlag, den Buckel aus afrz. *bocle*, jetzt *boucle*, lat. *buccula* der ‚Backen‘ ‚Deminutiv von *bucca* ‚aufgeblasener Mund‘.[3] Der Helm behielt

1) Schultz II, 30.

2) Eine andere Erklärung leitet das romanische Wort aus dem arabischen *ad-daraka* ab. Prutz, Kulturgeschichte S. 413.

3) Heyne schließt aus der Notiz eines Glossars des 15. Jahrhunderts: „puckel auf dem ruck“ = gibbus, daß die Bezeichnung des menschlichen Rückenauswuchses als ‚Buckel‘ nur eine witzige Übertragung des Schildbuckels auf den menschlichen Körper sei. Kluge dagegen hält wohl mit Recht den menschlichen Buckel für eine echtgermanische Substantivbildung zu ‚biegen‘.

zwar seinen deutschen Namen, aber die Haube erhielt nach ihrer beckenförmigen Gestalt den Zusatz *becken-* (frz. *bacinet*, mlat. *bacinetum* ‚Helm' s. I, 225), woraus dann *beckel-* und weiter Bickel-, Pickelhaube entstand, was seit 1842 zur volkstümlichen Bezeichnung des preußisch-deutschen Helms wurde; dem Sprachbewußtsein liegt der Gedanke an das ‚Becken' jetzt freilich völlig fern, ihm schwebt vielmehr die stechende Spitze vor. Da die aus Ringen bestehende Halsberge noch zu schwach erschien, verstärkte man sie nach außen und nach innen. Darüber legte man zum besseren Schutz der Brust Eisenstücke, welche man im Anschluß an das frz. *plate* mit dem schon für die Glatze der Geistlichen (S. 8) und später für das Baugewerke (S. 73) entlehnten Ausdruck Platte (mhd. *plate*) bezeichnete. Unter dem Panzerhemd aber zog man einen mit Werg stark gefütterten Rock an, der afrz. *gambais*[1], mhd. *wambais* hieß, ein Ausdruck, der sehr bald als Wams in die Bedeutung eines dicken, festen Männerrockes überhaupt überging.

Sobald der Ritter die Lanze in Gebrauch nahm, befestigte er eine Fahne daran, die sein Wappenbild trug. Deren alter Name war *gundfano* ‚Streitfahne', woraus frz. *gonfanon* geworden ist. Jetzt kam für dieses altgermanische Wort ein moderner französischer

---

1) Das romanische *wambais* geht zurück auf byzant. *βάμβαξ* ‚Baumwolle', woraus mlt. *bambasium* ‚gesteppter Rock unter dem Panzer'. Baumwollenpanzer trugen auch afrikanische Völkerschaften.

Ausdruck auf, der ebenfalls aus deutscher Wurzel entsprossen ist. Schon bei Paulus Diakonus 1, 20 findet sich die Glosse: vexillum quod *bandum* apellant. Das germanische *bandum*, das auch im gotischen *bandva* ‚Zeichen' auftritt und wohl zu ‚Band, binden' gehört, wurde dann weitergebildet zu mlat. *banderīa*, frz. *bannière* ‚Fahnenstreifen', woraus mhd. *baniere*, später *banner*, nhd. Banner und Banier, später Panier geworden ist.

Ein Befestigungsausdruck war ursprünglich der uns jetzt so friedlich anmutende Erker, mhd. *ärker*, *erker*. Er bezeichnete die käsekorbartigen Vorkragungen an Türmen, Toren und Mauern, die zur Abwehr der Stürmenden mit Schießscharten und Gußlöchern versehen waren. Das führt auf das nordfranzösische *arquiere* ‚Schießscharte' als Grundwort, das seinerseits auf lt. *arcus* ‚Bogen' zurückgeht. Das Wort Erker wurde dann auf vorspringende Ausbauten, die friedlichen Zwecken dienten, übertragen.[1]

Turniere und Krieg genügten dem kampfeslustigen Sinn der Ritter oft noch nicht. Sie machten es dann wie Herr Iwein bei Hartmann von der Aue (527 ff.); sie ritten aus, indem sie einen suchten, der mit ihnen stritte: „wer dann den andern erschlägt, den hält man

1) Diese Deutung von ‚Erker' stammt von G. Baist in der Z. f. d. W. X, 211. Die frühere Deutung von mlt. Plural *arcora* zu *arcus* Bogen ist unwahrscheinlich, weil zwischen ‚Zimmerwölbung, Komplex von Bogen' — das heißt *arcora* — und ‚vorspringender Ausbau' — das heißt Erker — kaum ein Übergang denkbar ist.

für einen Mann, und er wird würdiger denn zuvor". Herr Iwein bezeichnet seine Fahrt dem unhöfischen Mohren gegenüber als ein Suchen nach *âventiure*. Dies Wort, frz. *aventure* aus mlat. *aventura* für *adventura*, bezeichnet wunderbare Erlebnisse, gefährliche Wagnisse, mit einem Worte Abenteuer.[1] Besonders berühmt war z. B. der Mairitt, den Ulrich von Lichtenstein zu Ehren seiner Herrin veranstaltete, und auf dem er als Venus gekleidet mit weißem Gewande und fliegenden Zöpfen in vier Wochen 307 Speere verstach. Solche Abenteuerritte irrender Ritter hatten nämlich den Zweck, der angebeteten Frau möglichst viele Zeugen ihrer Tapferkeit zuzusenden. Der Besiegte mußte *sianze* ‚Sicherheit‘ (frz. *fiance* aus lt. *fidentia*) geloben und sich der ihm vom Sieger bezeichneten Dame zerrissen und zerhauen, blutig und wund, wie er war, vorstellen.[2] Aber das Wort *âventiure* bekam auch eine literarische Bedeutung. Denn auch die Schilderung solcher Taten in der Poesie erhielt diesen Namen, der sich dann weiter für die einzelnen Abschnitte der epischen Dichtungen festsetzte, zuerst in der vom höfischen Geiste stark beeinflußten Redaktion C des Nibelungenliedes. Etwa

1) Die Volksetymologie lehnte das unverständliche Wort an Abend, Affe und teuer an. Es wurde *abendteuer* und *affenteuer* geschrieben. Die Nebenform *ebenteuer* ist aus mlat. *eventura* entstanden. Zwischen Mittel- und Neuhochdeutsch sprang das Geschlecht vom fem. zum neutr. um, wohl unter der Einwirkung einerseits von Feuer, Ungeheuer, andrerseits von Erlebnis, Ereignis. Doch erhielt sich das alte Femin. vereinzelt bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

2) Schultz II, 157.

gleichzeitig kam in der deutschen ritterlichen Dichtung auch der romanische Ausdruck *rim, rime* aus gr.-lat. *rhythmus*, mhd. *rîm* (zuerst in Heinrich von Veldekes Servatius um 1170), Reim auf, der zuerst ‚Vers' bedeutete und erst seit Opitz 1624 die heutige Bedeutung des älteren Gebände oder Band annahm.[1] Statt reimen hieß es mhd. *rîme binden.*

Durch die Rittergedichte kam auch der Glaube an die keltisch-romanischen Schicksalsgöttinnen nach Deutschland, welche lat. *fata* ‚Schicksalsgöttin' (3. Jahrh., eig. Plur. von *fatum*) frz. *faie*, Plural *faies* hießen. Die Verbindung zwischen Rittertum und Feenwesen (vgl. z. B. die schöne Melusine) ist französisch. Im deutschen Volksaberglauben gab es keine übernatürlichen Wesen, die genau den französischen *faies* entsprochen hätten. Den Elementargeistern *waltminnen, merwîp* mangelte das Feine, menschlich Anziehende der *faies*.[2] Die deutschen höfischen Dichter nahmen sie daher gern in ihre Gedichte und stellten sie mit deutschen elbischen Geistern, Waldminnen, Meerweibern, Elbinnen u. dgl. zusammen. Die mhd. Sprache machte aus frz. *faie, feie, fei* auch *feine* mit Anlehnung an das Adjektivum fein! Daher unser Fei. Die Weiterentwicklung s. IV, 456.

Das Kriegswesen betreffen, abgesehen von den

1) Götze: Reim, Vers, Strophe in den Neuen Jahrb. XX (1917), erste Abt. S. 141 f., aus W. Braune, Heidelberger Akademie — Mit dem ahd. *rîm* ‚Reihe, Reihenfolge, Zahl' hat nach dem Obigen unser Reim nichts zu tun.
2) Walz, Zeitschr. f. d. W. 14 (1913) S. 191

schon erwähnten Waffen der Ritter, noch einige andere Entlehnungen. Seit dem 12. Jahrhundert kam neben den Lehnsheeren das Söldnertum auf[1] und mit ihm seit etwa 1200 das Wort Sold aus frz. *solde* (nfrz. *sou*) aus mlt. *soldus*, it. *soldo* lt. *solidus* ‚dicht fest‘, also eigentlich ‚Dickpfennig‘ im Gegensatz zum Brakteaten. Der Lohn für Kriegsdienst wurde in guten Goldmünzen (*solidi*) bezahlt. Ableitungen davon sind die Bezeichnungen der Soldempfänger mlt. *soldinerius* und *solidarius*, mhd. *soldenære* und *soldier*, Söldner.

Ein gemeiner Krieger zu Fuß hieß afrz. *serjant* ‚der Dienende‘ aus lt. *servientem*, mhd. *serjant* oder *sarjant*, der Vorläufer unseres Sergeanten (IV, 46). Diese geworbenen Mietstruppen mußten in Abteilungen gegliedert werden; eine solche taktische Einheit hieß mlat. *rupta* (zu *rumpo*, also eigentlich Bruchteil, Abteilung) oder *rutta*, davon stammt afrz. *rote* und daraus wieder mhd. *rotte*, Rotte. Unter diesem Ausdruck verstand man aber auch entlassene Mietstruppen, die im 12. und 13. Jahrhundert oft sengend und brennend und unter Greueln aller Art Frankreich und Deutschland durchzogen.[2] Daher bekam das Wort ‚Rotte‘ einen üblen Nebensinn ‚eine Bande Räuber, Aufrührer‘; so häufig in der Lutherschen Bibel und bei Schiller die „raubende Rotte“. Denselben Nebensinn hatte nicht selten auch *ruptarius*, eine Weiterbildung von *rupta*, welches ohne französische Vermittlung durch *rutarius* im Beginn

1) Steinhausen S. 247.
2) Schultz II, 194.

der neuhochdeutschen Sprachperiode zu Ruter, Reuter wurde; der ‚Reuter' hat also mit ‚Reiter' von Hause aus gar nichts gemein, aber da die Reuter häufig zu Pferd waren, so wurden beide Wörter später vermischt. Aus der Grundbedeutung ‚Befehlshaber einer kleinen Kriegerschaar' entwickelte sich die weitere ‚Wegelagerer, Straßenräuber'. In diesem Sinne ist das Wort von den Niederlanden aus in die deutsche Sprache gedrungen. Es wird jetzt als altertümliche Nebenform von Reiter empfunden. Während der Oberfeldherr houbetmann oder meister hieß[1], bürgerte sich für gewisse untergeordnete Führerstellungen, besonders bei den geistlichen Ritterorden, das Wort Komtur ‚Befehlshaber und Verwalter eines gewissen Gebietes' ein; es geht durch mhd. *komedûr* auf afrz. *commendeor* und weiter auf mlat. *commendator* zurück, von *commendare*, das im Mlat. ‚befehlen' bedeutet.

Von entscheidender Bedeutung in den Schlachten des Mittelalters war die große Schlacht- oder Sturmfahne. Ging sie verloren, so floh das Heer auseinander, senkte man sie, so bot man damit die Kapitulation an. Der Fahnenträger, ein ausgewählter Ritter, saß anfangs zu Roß. Damit die Fahne jedoch über weitere Strecken hin sichtbar und zugleich sicherer wäre, trafen zuerst die Mailänder eine andere Einrichtung. Sie bauten einen Fahnenwagen, auf den ein mächtiger Mast mit der Fahne gestellt wurde (zuerst erwähnt im Jahre

---

1) Schultz II, 225.

1038).[1] Dieser stets von Ochsen — Pferde hätten zu leicht gescheut — gezogene Wagen, das Kleinod des Heeres in der Schlacht, hieß bei den Lombarden *carroccio* aus lat. *carruca*[2] und bei den deutschen Dichtern demgemäß *karrotsche*, auch *karrutsche*, *karrâsche*, *karrâtsch*. Im Nhd. wurde dann aus frz. *carrosse* Karosse neu entlehnt (III, 182). Andere brauchten die Umschreibung *lampartische van* (lombardische Fahne, Moritz von Craon 738), wieder andere, besonders die Chronisten, bedienten sich des französischen Ausdrucks *estendard* von *extendere* ‚entrollen‘, der eigentlich nur die Fahne selbst benannte, aber auch auf den ganzen Wagen ausgedehnt wurde. In volkstümlicher Umdeutung wurde daraus ein *stanthart*, ein ‚Stehfest‘. So wird das Wort schon in einer mittelalterlichen lateinischen Quelle gedeutet (bei Schultz II, 282): „Solange das Feldzeichen aufgerichtet bleibt, weiß das Volk gewiß, daß es eine Zufluchtstelle hat. Hierher werden die Kranken, die Verwundeten, die in der Schlacht gefallenen erlauchten Krieger gebracht. Und weil es so fest gefügt als ein Wahrzeichen für das Kriegsvolk steht, darum heißt es Standarte.“

Etwas später als die ritterlichen Kampfspiele entwickelten sich die Waffenübungen der wehrhaften Bürgerschaften, bei denen das Schießen die Hauptrolle spielte. Diese Schießübungen und die sich daran anschließenden Schützenfeste gelangten erst im 14. Jahrhundert zu voller

1) Schultz II, 228.
2) Vgl. *carrus* ‚Karre‘ I 50.

Entwicklung, begannen aber schon mit der Ausbildung des Städtewesens im zwölften. An Stelle des Bogens trat bald die weit wirksamere Armbrust, die schon im Beginn des 13. Jahrhunderts eingebürgert war. Sie konnte nicht vom Reiter gehandhabt werden, da man sie beim Spannen auf die Erde stemmen und mit dem Fuß in den an der Mündung befindlichen Bügel treten mußte, sie ist recht eigentlich die bürgerliche Waffe. In den Kreuzzügen wurde sie gegen die Ungläubigen von besonderen Schützenkorps (arbalestiers) verwandt[1], und noch auf dem lateranischen Konzil von 1139 wurde der mit dem Bannfluch bedroht, der diese neue gefährliche Waffe gegen katholische Christen anwendete — wohl der erste Versuch eines internationalen Verbotes des Gebrauches gewisser Waffen, das selbstverständlich wirkungslos blieb. Das Wort Armbrust ist durch eine starke etymologische Umdeutung zustande gekommen. Der Name dieser Schußwaffe war nämlich das schon bei Vegetius im 4. Jahrhundert vorkommende *arcubalista*, eine Zusammensetzung von lat. *arcus* und gr.-lat. *ballista* (I 80), also ‚Bogenwurfmaschine'; daraus wurde mlt. durch Kürzung *arbalista*, afrz. *arbaleste*, dann *daz armbrust* mit Anlehnung an *arm* und *brust;* das letztere hatte dann im Nhd. die Verwandlung des Neutrums in ein Femininum zur Folge. Aus dem it. *balestra* machten wir im 15. Jahrhundert Balester ‚Kugelarmbrust'.

1) Prutz S. 183.
2) Schultz II, 202. — Nach Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 413, haben die Kreuzzüge zur Verbreitung der neuen Schußwaffe im Abendlande wesentlich beigetragen.

Bei den Wettschießen brauchte man natürlich ein Ziel und als Belohnung ein sogenanntes Schützenkleinod. In Frankreich und den Niederlanden und von dort ausgehend im nördlichen und westlichen Deutschland bediente man sich zu beiden Zwecken mit Vorliebe des indischen Papageis.[1] Dieser Name bezeichnet im Mittelalter noch nicht den wirklichen Vogel — dafür blieb der alte Name Sittich (oben S. 89) —, sondern nur den Schützenvogel. Er lautet mhd. *papegân*[2] aus frz. *papegai, papegaut,* it. *pappagallo,* katalanisch *papagall,* was auf ein mlt. *papagallus* hinweist. Das ist nichts anderes als ‚Pfaffen'- oder ‚Bischofshahn', also eine Benennung ähnlich wie ‚Dompfaff' oder ‚Kardinal'.[3] Die Ähnlichkeit zwischen einem Papagei und einem Bischof liegt in der Buntheit der äußeren Erscheinung. Wie der Vogel schön grün und rot ist — noch jetzt zeigen unsere Schützenvögel mit Vorliebe diese Farben —, so erglänzte nicht nur die kirchliche Tracht der höheren Geistlichkeit, sondern auch ihre außerkirchliche Kleidung von strahlender Buntheit, die im 13. und 14. Jahrhundert immer mehr zunahm. Unter dem Einfluß des orientalischen Kunsthandwerks wurde der priesterliche Ornat

1) Abschließend hat hierüber und zugleich über den Ursprung des Wortes ‚Papagei' Jakobs gehandelt: Die Schützenkleinodien und Papageienschießen 1887.

2) Zuerst bei Gottfried von Straßburg 10, 199: Isôt was gestreichet als ein papegân

3) Eine andere Erklärung ist die von der arab. Benennung *babaghā.* Möglich, daß die romanischen Völker das arabische Wort hörten und sich dann durch *papagallus* verdeutlichten.

mit allerhand phantastischen Ornamenten und Tiergestalten bestickt, darunter auch nicht selten mit bunten Papageien.[1] Die aus dem sonnigen Süden stammende glänzende Farbenpracht gefiel dem mittelalterlichen Menschen ganz außerordentlich. Ihr Typus war eben der Papagei. Der ältere ‚Sittich‘ ist von diesem neuen, glänzenden Eindringling mit der Zeit fast gänzlich aus dem Felde geschlagen worden und hat sich nur in Zusammensetzungen wie ‚Wellensittich, sittichgrün‘ erhalten.[2]

Aber nicht nur das Kriegs- und Waffenwesen, sondern auch die Gewerbe vervollkommneten sich in den niederländischen Städten unter französischem Einflusse, und so werden die lateinischen Gewerkworte, die wir oben kennen gelernt haben, durch französische vermehrt. Das erst um 1250 aufkommende Form, mhd. *forme,* ist wohl wegen seines verhältnismäßig späten Auftretens eher auf frz. *forme* als auf lt. *forma* zurückzuführen. Es heißt ‚Gestalt, Bild‘ und bezeichnet speziell als Gewerkwort das Muster, nach dem oder die Fassung, in der etwas gemacht wird. Ein anderes Gewerkwort von sehr umfassender Bedeutung und weitem Geltungsbereich ist prüfen, *prüeven* aus *prover* (lat. *probare,* vgl. *probieren* S. 105), welches seit dem

1) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 45. — Schultz, Höfisches Leben I, S. 349, bildet einen Seidenstoff aus der Zeit Heinrichs II. ab, der grüne Papageien auf violettem Grunde zeigt.

2) Eine Parallele zu dem ‚Pfaffenhahn‘ bildet ein italienischer Name des Vogels: *parochetto* ‚Pfarrerchen‘, woraus frz. *perroquet*, engl. *parrot*.

Ende des 11. Jahrhunderts allgemein verbreitet ist mit der Grundbedeutung des nachdenkenden Erwägens und Kennenlernens, die sich dann nach verschiedenen Seiten hin differenziert: beweisen, zählen, schildern, rüsten, schmücken usw.[1] Auch der Ranzen des wandernden Handwerkers ist hierher zu stellen, das Felleisen, mhd. *velîs* aus *valise*[2], bisweilen auch schon *velîsen* mit Anlehnung an Fell und Eisen. Ferner der Firnis, *firnîs* aus *vernis*, mlat. *vernisium* (eigentlich ‚Glasur' zu *vitrinus* ‚gläsern')[3] und die Franse, mhd. *franze*. Das Grundwort ist lat. *fimbria* ‚Saum, Franse', das über *frimbia* mlt. zu *fringia*, it. zu *frangia*, frz. *frange* wurde. Ferner kam eine feinere Art von Bettdecken, nämlich gefütterte oder gesteppte, von Frankreich nach Deutschland, der sogenannte *kulter*, jetzt noch dialektisch als Kolter erhalten; das Wort ist das afrz. *coultre*, welches wieder auf lat. *culcitra* ‚Matratze, Polster' zurückgeht.

1) In den beiden letzten Bedeutungen liegt vielleicht eine Mischung von *probare* und *praebere* vor, wie in *provenda* I 249. — ‚Prüfen' ist die allein aus *probare* hervorgegangene mitteldeutsche Form, die in Oberdeutschland im 16. Jahrh. noch unbekannt war und von den Glossaren zu Luthers Bibelübersetzung durch ‚merken, erkennen, versuchen, erkunden' erklärt wurde. S. Götze in den Neuen Jahrbb. 1901, S. 310.

2) Diez leitet dieses rätselhafte Wort nicht ohne Wahrscheinlichkeit von dem bei Plautus nicht seltenen und sicher vulgärlateinischen *vidulus* ‚Reiseranzen' mittles des Suffixes *-itia* ab, also aus *vidulitia*. Übergangsstufen sind dann gewesen *valligia, velligia*. Körting, Lat.-Rom. Wörterb. S. 1017

3) Diez 339 *vernice*.

Das Maurer- und Zimmergewerke bereicherte sich durch das Wort Palast, in welchem das lateinische *palatium* zum zweiten Male rezipiert wurde (das erste Mal s. I 130), diesmal durch französisches *palais* hindurch. Es tritt seit dem Ende des 11. Jahrhunderts auf und bezeichnet mhd. als *palas* oder *palast* ursprünglich ein größeres, einzeln stehendes Gebäude in der Burg, das nur einen Raum zu Festlichkeiten und Schmausereien enthielt. Im Mittelalter lag gewöhnlich der Ton auf der ersten Silbe, unserer heutigen Betonung wurde durch die Gelehrsamkeit zum Siege verholfen. Ein vorspringendes, ausgebautes Fenster ferner heißt noch jetzt bisweilen Bai (s. Hi.), mhd. *beie,* und kommt vom frz. *baie* her, welches dieselbe Bedeutung hat (s. Kap. III Seemannssprache). Zum Bauwesen gehört auch Erker o. S. 149, zum Zimmergewerke die Benennung des Gesellen an, der die Arbeit zu beaufsichtigen und zu leiten hat; ein solcher hieß ‚der Sprecher‘ *parlierer, parlier* von *parlieren* (frz. *parler*), daraus ist nhd. Polier geworden in mißverstandener Anlehnung an ‚polieren‘. Im bayrisch-tirolischen Dialekt heißt es noch Palier oder Pallier.

Für ‚Metall‘ besaß unsere alte Sprache ein vorzügliches Wort in *gesmîde* (zu ‚schmieden‘), das sich jetzt nur noch in dem beschränkten Sinne eines Schmuckstückes aus Metall, eines ‚Geschmeides‘ erhalten hat. Sonst ist es durch das seit dem 14. Jahrhundert aufkommende *metall* aus *métal* von gr.-lat. *metallum*

,Stollen in der Erde, Grube, dann das darin Gefundene' verdrängt worden. Daß die Deutschen auch die Kunst, kostbare Schmucksachen aus Edelmetallen und Edelsteinen zu fertigen, von den Romanen erlernt haben, bezeugt die Übernahme des Wortes Juwel neben dem heimischen ,Kleinod'. Allerdings ist das Wort erst seit 1507 belegt, aber es muß schon früher entlehnt worden sein, weil sein Mutterwort, das afrz. *juel* oder *joel* aus *iocellus* ,kleiner Scherz', zur Zeit der Entlehnung noch reines *j* und nicht den Quetschlaut des nfrz. *joyau* gehabt haben muß (vgl. Joppe S. 193 und Jacke). Das *w* beweist, daß das Wort seinen Weg über Nordfrankreich und die Niederlande genommen hat, wie es denn auch zuerst im Kölnischen bei uns auftritt. Aus der Sphäre der Metallarbeiten ist auch das Konterfei hervorgegangen, mhd. *kunterfeit* im 16. Jahrh. (bei Fronsperger ,Kriegßbuch' Kontrafeit) aus frz. *contrefait,* mlat. *contrafactum,* eig. das ,Gegengebildete, Nachgemachte'; es war ursprünglich Gewerkwort der Schmelzkunde und wurde von Legierungen oder Nachbildungen edler Metalle durch unedle gebraucht, dann übertragen auf Nachbildungen jeder Art.

Auf dem Metzgergewerk beruht die Entlehnung eines in den romanischen Sprachen weitverbreiteten Wortes für ,Tiermagen, Bauch, Wanst'. Aus dem lt. *pantex* wurde frz. *pance,* dann *panse,* it. *pancia* (gespr. *pantscha*); daraus wurde mhd. *panze,* nd. *panse,* dialektisch *pantsch, bansch,* die Panse, der Pansen (vgl. den Jagdausdruck S. 131).

Endlich erhielt auch die Sprache des Rechtes und der Verwaltung, die, wie wir gesehen haben, hauptsächlich aus dem Lateinischen geflossen ist, jetzt einen ansehnlichen Zufluß vielgebrauchter Wörter aus dem Französischen. Die mhd. Bezeichnung des Oberhofmeisters als *seneschalt* Seneschall ist zunächst aus dem frz. *sénéchal* hervorgegangen. Dieses aber beruht auf deutsch-mlt. *seni-scalcus;* so heißt in der lex Alem. ein über zwölf Knechte als Aufseher des Hauses gesetzter Diener. Die Wurzel *sen* ‚alt‘ ist indogermanisch, lt. *sen-ex,* got. *sin-ista* der älteste, das *i* zeigt auch die mhd. Nebenform *sine-schalt.* Dagegen wurde Vasall (mhd. und frz. *vassal,* mlt. *vasallus*)[1] im Mittelalter noch als Fremdwort gefühlt, wenn es sich auch in lateinischen Urkunden auf deutschem Boden massenhaft findet. Die französischen Substantiva *parte* und *partie* aber wurden schon jetzt zu vollständig deutschen Wörtern mhd. *parte* und *partîe* Part und Partei mit den Bedeutungen Teil, Anteil, Gerichtspartei, Heeresabteilung, auch Streifzug einer solchen. Unser ‚Partie‘ ist dann am Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Französischen neu entlehnt worden (IV, 262). Aus *parte* wurde durch Zusammensetzung mit der deutschen Präposition *wider* das neue Wort *widerparte* Widerpart ‚Gegenpartei, Feindschaft‘ gebildet. Der vierte Teil hieß Quartier, mhd. und frz. *quartier,*

1) *Vasallus* rührt von dem keltischen *gwâsawl* ‚dienend‘ her, das abgekürzte *vassus* von kelt. *gwâs* ‚junger Mann, Diener‘. Diez I, 439.

von lt. *quartarius*, ein Wort, das namentlich auf der Jagd, in der Wappenkunde, in der Stadtverwaltung gebraucht wurde (die Weiterentwicklung s. IV, 11). Zu einer Einteilungsbezeichnung wurde auch das neue höfische (S. 133 A.) Wort Revier, mhd. *riviere* aus lt. *riparia*, frz. *rivière*. Es bedeutet seiner Herkunft von *ripa* gemäß ursprünglich ‚Ufergelände‘ und wurde dann teils auf den Fluß selbst übertragen, wie im Neufranzösischen und im mhd. *rivier*, teils wurde vom ‚Ufer‘ ganz abgesehen, und es blieb nur ‚Bezirk, Landstrich‘. Endlich gehört in diese Sphäre noch quitt (um 1200) mhd. zuerst *quît*, woraus frühnhd. *queit*, später *quit* aus frz. *quitte*; das Grundwort ist lat. *quietus* ‚ruhig‘, das aber schon in der lex Salica in der Bedeutung ‚los und ledig‘ vorkommt; denselben Ursprung hat engl. *quite* ‚gänzlich‘. Eine volkstümliche Entlehnung ist mhd. *kumber* (12. Jahrhundert) aus altfr. *combre* Verschlag, Verhau (mlt. *combrus*[1] Aufschüttung), wozu *encombre* Bauschutt, *encombrer* versperren. Auch das deutsche *kumber* bedeutete anfangs ‚Bauschutt‘, dann allgemein ‚Hinderung‘, ging dann in die Rechtssprache über ‚Beschlagnahme‘ und aus dieser in die allgemeine: ‚Beschädigung, Belastung, Bedrängnis, Gram, Kummer‘ (it. *incombro* ‚Hindernis‘.

Aber nicht allein mit Frankreich, sondern auch mit Italien entwickelte sich während dieser Periode ein sehr

---

1) *Combrus* bedeutet eigentlich ‚Zusammengetragenes‘ und ist wohl keltischen Ursprungs von Wurzel *ber* ‚tragen‘.

lebhafter Verkehr. Italien war schon damals das Land der Sehnsucht für die Nordländer, es war das Durchgangsland für die Pilgerscharen und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, es war endlich das Land der großen Politik, um welches die Hauptmächte der Welt in entscheidendem Ringen begriffen waren. Unablässig strömten deutsche Heere über die Alpen, unaufhörlich kämpften und fielen deutsche Krieger auf den Schlachtfeldern Italiens und vor den Mauern seiner Städte, und immer von neuem wieder staunten die Nordländer über die Pracht und den Reichtum südlicher Natur.[1] Sie sahen dort die Zypresse, gr.-lat. *cyparissus*, ital. *cipresso*, mhd. *der cipres*, die schon in einer früheren Periode als *cupferboum* entlehnt war (S. 101)[2], sie bewunderten die prächtigen roten Blüten des Granatbaumes und genossen seine weichkernigen kühlenden Früchte (mhd. *granâtapfel* aus ital. *granato*, lat. *granatum malum* ,gekörnter, d. h. vielkörniger Apfel'),

1) In den Maremmen Süditaliens lernten sie auch eine ihnen fremde Rindviehart kennen, den wilden, störrigen, aber starken und arbeitstüchtigen Büffel aus frz. *buffle*, dies aus spätlt. *bufalus*, it. *bufalo*. Das Grundwort ist gr. *βούβαλος*, das aber eine afrikanische Gazellenart bezeichnet. Wegen des Anklangs an *βοῦς* benannte man seit Martial und Plinius mit diesem Worte die für die Tierkämpfe eingeführten germanischen Ure und Wisente und übertrug es später auf die um 600 in Italien erscheinenden Büffel, deren erste vermutlich ein Geschenk des Avarenchans an den Longobardenkönig Agilulf waren (Schrader, Reallexikon 691). Auch in Nordeuropa wurde das Tier bisweilen gezeigt. Schultz I, 451. Aus lat. *bubalus* wurde mhd. *büffel*.

2) Die Zypresse hat ihren Namen so wenig von der Insel Zypern erhalten, wie diese von ihr. Hehn[8] 293.

sie lernten die Olive kennen (mhd. *olive, oliboum*. ital.=lat. *oliva*), deren Produkt ihnen schon längst durch den Handel zugekommen war (S. 20). Auch eine neue Art des schon früher (I, 172) bekannt gewordenen Kopfkohls kam jetzt über die Alpen nach Deutschland, der Wirsing, mhd. *wirz*.[1] Der Name stammt vom lombardischen *versa* und dieses wieder vom vulgärlat. *virdia* für *viridia* ‚grüne Gewächse', daher auch ‚Werschkohl' im bayrischen Dialekt. Daß er aus Oberitalien zu uns gekommen ist, bezeugen auch die Benennungen ‚Welschkohl, Mailänder Kohl, Savoyekohl, frz. chou de Savoie', worauf der am Mittelrhein gebräuchliche Ausdruck Sawau zurückgeht. — Den Senf ferner kannten die Deutschen längst (I, 172) und verwendeten im Mittelalter nicht nur seinen Samen als Gewürz, sondern auch sein Kraut als Gemüse oder Salat. Die Kunst aber, ihn mit Most anzumachen, sahen sie den Italienern ab, die das so zubereitete Gewürz *mostarda* (von *mustum*) nannten; mhd. wurde *musthart, mostert*, nhd. Mostert oder Mostricht daraus. Eingemachte Speisen nannten die Italiener *composto* d. i. ‚Zusammengesetztes', mhd. wurde dies zu *kumpost* Kompost, worunter besonders das in Fässer eingelegte Sauerkraut verstanden wurde. Seit Anfang des 19. Jahrh. sagt man statt dessen Kompott (III, 150), während Kompost als gärtnerischer Ausdruck für Dungerde blieb (III, 198).

Was sodann Handwerk und Gewerbe betrifft, so lernten die Deutschen in Italien mehrere vorher un=

1) Z. f. d. W. 197.

bekannte Arten der Fußbekleidung kennen. Das südliche Klima macht schwere und grobe Schuhe, wie sie die Deutschen trugen, in der heißen Jahreszeit zu einer drückenden Last. Die Italiener besaßen dagegen ein leichteres Schuhzeug, das aber zugleich durch hohes Beinleder die Unterschenkel schützte. Die Benediktinermönche, die nach ihrer Regel für gewöhnlich caligae zu tragen hatten, bedienten sich jenes namentlich bei Reisen und Arbeiten im Freien zur Sommerzeit und nannten solche Fußbekleidung daher *aestivale* (von *aestas* ‚Sommer'). Als dann auch weltliche Herren an dieser bequemen und praktischen Tracht Geschmack zu finden anfingen, wurde aus dem gelehrten Klosterwort ein volkstümliches *stivale*, das die Deutschen mit der Sache als *stivâl*, Stiefel übernahmen. Der feine vornehme Stiefel stand anfangs im Gegensatz zum bäurischen Bundschuh, wurde aber bald wegen seiner praktischen Brauchbarkeit auch von den niederen Ständen angenommen. Ein anderes hohes und bequemes Schuhwerk, mehr für ältere Leute, war das ital.-frz. *botte*, eigentlich ‚Bütte', das die Deutschen als *botschuoch*[1] übernahmen; in gewöhnlicher Rede noch jetzt die Botten. Endlich hatten die Italiener noch einen feinen, oft lebhaft rot gefärbten Gesellschaftsschuh, den *calzo* von *calceus* (frz. *chausse*). Auch diesen nahmen die Deutschen in Gebrauch als *kolze*, *golze*. Wurden diese Schuhe an den Waden mit Zierklammern geschlossen,

1) Verdeutlichender Zusatz; vgl. 60, A. 2.

so hießen sie *spargolzen.*[1] Mit solchem modischen Schuhwerk angetan liebten es die Italiener schon damals, in der Abendkühle auf den wohlgepflasterten Straßen und Plätzen ihrer Städte zu flanieren. Die Deutschen taten es ihnen nach und machten aus dem ital. *spaziare* (aus lt. *spatiari* ‚sich ergehen') seit dem 13. Jahrh. ein neues feines Modewort: *spatzieren* spazieren. Dem wackern Philipp von Zesen mißfiel es später als Fremdwort derartig, daß er es durch ein neugebildetes ‚lustwandeln' zu verdrängen suchte. Auch hier haben wir wieder die Erscheinung, daß das Lehnwort der gewöhnlichen, die Übersetzung der gewählten Rede angehört (vgl. oben S. 3).

Aus dem Italienischen ist auch die Bezeichnung des Grabstichels oder Stahlstempels Punzen, Bunzen oder Bunzel, mhd. *punze* aus *punzone* d. i. lat. *punctionem* ‚das Stechen' entnommen, wovon in neuerer Zeit das Verbum punzen abgeleitet wurde ‚feine Stickerei in Leder anfertigen'. Von Kunstarbeiten verschiedener Art rührt wohl auch das im 12. Jahrh. entlehnte Verbum tasten d. i. ‚prüfend befühlen' her, von it. *tastare* aus mlt. *taxitare*, einer Weiterbildung von *taxare*, das bei Gellius II, 6, 5 ebenfalls schon ‚befühlen' heißt.[2]

Die Städte Italiens wimmelten seit dem 12. Jahrhundert von Leuten, die ihre eigenen Gedanken über

---

1) Meier Helmbrecht 223. — Über die verschiedenen Schuharten s. Heyne, Körperpflege 286 ff.

2) Meyer-Lübke, Germ.-rom. Monatsschr. 1909, S. 636 erklärt das *st* in *tastare* durch Einwirkung des bedeutungsverwandten *gustare* auf *tactare* oder *taxitare*.

Gott, Kirche und Dogma zu haben wagten. Papst Innocenz III. sah sich genötigt, auf dem großen lateranischen Konzil von 1215 gegen diese Abgefallenen einschneidende Maßregeln anzuordnen, die dann bekanntlich zur Inquisition weiter fortgebildet wurden. Neben den Albigensern und Waldensern war im 11. und 12. Jahrh. die verbreitetste Sekte die der Katharer (gr.-lat. *cathari*), eigentlich ‚die Reinen' d. h. die Besitzer der reinen Lehre. Die Italiener machten sich die fremde Bezeichnung durch Umformung zu *gazari* mundrecht. Die Deutschen gestalteten dies zu Ketzer um (seit Anf. 13. J. belegt).[1] Beide Worte, das italienische wie das deutsche, sind, wie die starke Umwandlung der Laute zeigt, nicht gelehrte sondern volksmäßige Entlehnungen. Die Ketzer erfreuten sich offenbar einer ähnlichen Volkstümlichkeit, wie sie etwa der Teufel von jeher genoß. Oft mochte man auf den Straßen der Städte das ominöse Wort als Schimpf- und Scheltwort hören.

An die Kriegszüge und Kämpfe in Italien erinnern zwei Lehnwörter: Panzer aus *panciera,* eigentlich der Teil der Rüstung, welcher den Bauch (*pancia* S. 160) deckt, und Scharmützel aus *scaramuccio*, von it. *schermire* ‚fechten', das seinerseits zur Zeit der Völkerwanderung aus dem deutschen *skirman* ‚schirmen, fechten' hervorgegangen war. Das *-el* des deutschen

1) Die Annahme einer unmittelbaren Entlehnung des deutschen Wortes aus dem Griechischen (also auf gelehrtem Wege) scheint mir weder sprachlich noch sachlich wahrscheinlich. Wechsel zwischen *g* und *k* findet sich auch in *garât* (S. 171) und Gant (S. 169, A. 1).

Lehnwortes ist die oberdeutsche Deminutivendung; damit war der Charakter des Scharmützels als eines kleinen Gefechts glücklich gekennzeichnet.

Italien war ferner im Mittelalter das für den Welthandel am günstigsten gelegene Land, und die Bürger der italienischen Seestädte, namentlich die von Pisa, Amalfi, Genua und Venedig bewiesen sich schon früh als tatkräftige und geschäftskundige Kaufleute. Aber auch die Binnenstädte Oberitaliens und Toskanas gelangten damals durch Handel und Gewerbe auf eine Höhe des Reichtums, die sie später nie wieder erlangt haben. Daher kam es, daß die Italiener auch die technischen Formen und Hilfsmittel des Handelsverkehrs ausbildeten, welche dann in der ganzen Welt üblich wurden, wie z. B. die Buchführung, das Bankwesen, den Wechselverkehr. Seit dem 13. Jahrh. durften die lombardischen Kaufleute auch in Frankreich nach bestimmten Rechten und Gesetzen Handel und Geldgeschäfte treiben. Sie errichteten dort die ersten Leihhäuser, die von den Franzosen *maisons de lombard* oder kurz *lombard* genannt wurden, ein Ausdruck, der als Lombard (Leihbank) mit der Ableitung lombardieren (verpfänden, beleihen) dann später ins Nhd. Aufnahme fand.

Aber schon im 12. und 13. Jahrhundert gelangten einige Geschäfts- und Geldausdrücke aus dem Italienischen in das Deutsche. Bei den Versteigerungen war der übliche Ruf des Auktionators *in quanto* ‚bis wie hoch?‘, nämlich ‚bietet ihr?‘ Daraus ging ein neues Substantivum *incanto* ‚Versteigerung‘ hervor,

welches auch ins Französische und Englische (*cant*) eindrang, bei uns aber bezeichnenderweise nur in Oberdeutschland, wo der italienische Handel den stärksten Einfluß ausübte, als Gant gebräuchlich wurde. Wenn wir ferner von einem schlechten Krempel oder von allem möglichen Krempel sprechen, so denken wir nicht daran, daß wir hiermit ein mittelalterliches, aus dem Italienischen stammendes Handelswort gebrauchen. Mhd. *grempeln* ‚Kleinhandel treiben', *grempler* ‚Trödler', daneben *krempeln*, *kremper*, ferner *grempel*, z. B. *grempelmarkt* ‚Trödelmarkt', *grempelwerk* ‚Trödelware' — das alles stammt wahrscheinlich aus dem ital. *crompare*, einer volkstümlichen Umgestaltung des schriftitalienischen *comprare* ‚kaufen' aus lt *comparare* ‚sich verschaffen'. — Ein Handels- und Gewerbewort ist ursprünglich auch Tasche, schon ahd. *tasca* aus gleichlautendem italienischem Worte.[1] Das letztere geht nach einer allerdings unsicheren Erklärung durch *taxicare* auf *taxare* zurück und bedeutet, wenn dies richtig ist, eigentlich den festgesetzten Tagelohn, den man im Beutel trägt, dann diesen selbst. Danach wäre also *Tasche* und *Taxe* (IV, 110) etymologisch gleichen Ursprungs, wie sich auch ihre Grundbedeutung dann nahe berührt.[2] Endlich ist noch eine neue Münzsorte anzu-

1) Heyne führt umgekehrt ital. *tasca* auf das deutsche Wort, welches dunkeln Ursprungs sei, zurück. Das im Text angegebene Verhältnis ist aber um so wahrscheinlicher, weil Tasche ein lediglich oberdeutsches Wort ist, wie Gant.

2) Auch die feinste Dame nimmt keinen Anstand, ihr Töchterchen eine ‚Plaudertasche' zu nennen, wie sie auch,

führen, der Dukaten, mhd. *ducâte* aus ital. *ducato*, mlat. *ducatus*. Das Wort heißt eigentlich ‚Herzogtum‘; es wurde dann auf die Münze übertragen, die, wie man sagt, zuerst der König Roger II. von Sizilien in seiner Eigenschaft als Herzog von Apulien im Jahre 1140 schlagen ließ, und zwar mit der Umschrift: sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus.

Die italienischen Kaufleute waren also die Vermittler des Welthandels zwischen dem Morgen- und Abendlande. Den eigentlichen Mittel- und Knotenpunkt desselben bildete aber während der ersten Hälfte des Mittelalters die große, auf der Scheide beider Welten unvergleichlich günstig gelegene Kaiserstadt Byzanz oder Konstantinopel, welcher auch noch während der Kreuzzüge die Vermittlung zwischen den Kreuzfahrern und den Muhammedanern großenteils zufiel. Die Italiener standen schon früh mit Konstantinopel in engem Handelsverkehr; die Amalfitaner z. B. hatten dort eine blühende Kaufmannsniederlassung.[1] So gelangten die Waren des Ostens zum großen Teil erst durch griechische in italienische Hände, und durch diese dann weiter über die Alpen nach Frankreich und Deutschland. Belege für diesen Weg des Güteraustausches bietet natürlich auch die Sprache. Die kostbare Südfrucht der Dattel,

---

ohne zu erröten, von ‚alten Schachteln, Tuten‘ oder mit Angleichung ‚von alten Tunten und Tanten‘ redet. Sie ahnt ja nicht, daß ‚Tasche, Schachtel, Tute‘ verhüllende Bezeichnungen des weiblichen Geschlechtsgliedes sind.

1) Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge S. 354, 399.

welche in Südeuropa nur ausnahmsweise reift und daher bereits im späteren Altertum massenhaft aus dem Orient importiert wurde, zeigt durch die griechische Benennung *δάκτυλος* ‚Finger‘ (wegen der fingerartigen Gestalt ihrer Blätter) den Weg, auf dem sie nach Europa gelangt ist. Ins Deutsche ist das Wort zunächst in einer älteren Form Dachtel, ahd. *dahtilboum*, mhd. *tahtel* aus dem lateinischen *dactylus* übernommen (s. S. 85, Anm. 1; über das *cht* s. I 17), hat sich in dieser aber nur als volkstümlich spottende Bezeichnung einer Ohrfeige (auch diese eine Südfrucht!) oder Kopfnuß erhalten. Die jüngere, jetzt allgemein übliche Form (mhd. *tatel*) ist uns durch das italienische *datillo* vermittelt. Die Byzantiner benutzten ferner die hörnchenförmig gebogene Frucht des Johannisbrotbaumes in getrocknetem Zustand als Gewicht für Gold, Juwelen, Perlen u. dgl. Ein solches Hörnchen hieß bei ihnen *κεράτιον*; dies Gewicht übernahmen die Italiener als *carato* und weiter die Franzosen als *carat*, die Deutschen als *garât* mit Betonung der Stammsilbe, während im Nhd. unter französischem Einfluß Karat gesagt wird mit dem Ton auf der letzten. Auf der anderen Seite entlehnten auch die Araber das *κεράτιον* als *qîrât*, und diese Form ging ins Portugiesische über: *quirate*.

Ganz ähnlich ist es zugegangen mit dem Reis.[1] Diese für den Orient wichtigste Getreideart stammt aus Indien und kommt schon in den Veden vor, wo sie den Namen

1) Oppel, Der Reis. Bremen 1890.

vrīhi[1] trägt. Sie gelangte dann aus den feuchten Niederungen des Ganges und Indus zu den Persern und den andern iranischen Völkern, welche das Wort ihren Lautgesetzen gemäß in *brîzi, vrîzi* umgestalteten. Die klassischen Völker bauten den Reis nicht an, erhielten ihn aber seit Alexander dem Großen auf dem bekannten Handelswege und gebrauchten ihn zu medizinischen Zwecken. Die Byzantiner lernten ihn auch als Nahrungsmittel schätzen. Sie wandelten das *b* des Anlautes in *v* zurück und vokalisierten dies dann zu *o*. So entstand griechisch *ὄρυζον*, das später sein anlautendes *o* verlor. In dieser Form gelangte das Wort als *riso* samt der Sache zu den Italienern. Von ihnen kam beides zu den Franzosen *riz* und zu uns, mhd. *rîs* Reis.

Andrerseits entlehnten die Araber dem griechischen Worte ihr *aroz* und brachten das ihnen unentbehrlich gewordene Volksnahrungsmittel nicht nur als Handelsgut nach Europa, sondern verpflanzten es auch überall dahin, wo sie sich selbst als Herren des Landes niederließen. Besonders in Spanien in den Flußniederungen des Guadiana und Guadalquivir, sowie in den fetten Marschgegenden Valencias gedieh der Reis vortrefflich. Die christlichen Bewohner der iberischen

1) Möglicherweise ist sskr. *vrīhi* identisch mit dem alten Namen für Roggen *βρίζα* (I, 33; gespr. *vriza*). Die arischen Indogermanen haben dann den Namen des ihnen früher in den sarmatischen und kaspischen Ebenen bekannt gewordenen Roggens später in Indien auf den ihnen dort entgegentretenden Reis übertragen. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen 449.

Halbinsel lernten also von den Arabern seine Kultur und benannten ihn daher auch mit dem arabischen Worte, span. *arroz*. Als die Spanier dann im Beginn der neueren Zeit die Herrschaft über Mailand erlangten, pflanzten sie den Reis auch dort an, und bald verbreitete er sich von da aus über die ganze Halbinsel, soweit Klima und Bodenbeschaffenheit seinen Anbau ermöglichten. Das bereits seit lange durch den Handel dorthin gelangte Wort *riso* konnte aber durch das spanische *arroz* nicht mehr verdrängt werden. So steht das Wort ‚Reis‘ da als ein glänzendes Zeugnis der Handelsgröße und Machtstellung der alten Kaiserstadt am Bosporus, von der aus es sich in zwiefacher Form über die ganze Welt verbreitet hat.

Fast die gleiche Geschichte wie der Reis hat der ebenfalls schon früh zu Heilzwecken verwendete Kampfer gehabt. Auch bei diesem in China und der indischen Inselwelt aus harzigen Lorbeerbäumen hergestellten Handelsprodukt weisen die Benennungen auf einen doppelten Weg des Importes hin, nur daß hier die arabische nicht aus der griechischen, sondern beide aus einer gemeinsamen Quelle geflossen sind. Das Grundwort ist das indische *kapur* ‚Harz, Pech‘. Daraus wurde über hebräisches *kopher* hinweg einerseits griechisches *καφουρά* und daraus italienisches *cafura*, andrerseits arabisches *alkafor*, dessen Artikel *al* in dem spanischen *alcanfor* festwuchs. Das spanische Wort mit dem eingeschobenen Nasal gelangte dann ebenfalls nach Italien als *canfora*, und hieraus machten die

Franzosen *camphre,* wir Kampfer. In den beiden italienischen Benennungen treffen also die beiden Ströme, der griechische und der arabisch-spanische, zusammen.

Auch zwei Erzeugnisse der Kunstweberei sind auf diesem Wege über Byzanz und Italien zu uns gelangt, ein feiner, vom Indus *(sindhu)* benannter Stoff, der gr. *σινδών*, mlt. *sindalum, cendalum,* it. *zendale,* mhd. *zindâl* Zindel heißt, und ein besonders schweres Seidenzeug, das lange Zeit nur von Konstantinopel aus eingeführt wurde, bis man seit dem 12. Jahrhundert es auch in Italien herstellte, und zwar bald nach der heutigen Art. Im Griechischen führte es den Namen *ἑξάμιτος*[1]) ‚sechsfädig'. Daraus wurde mlt. *examitum* und mit volkstümlicher Kürzung *samitum,* it. *sciamito,* afrz. *samit,* mhd. *samît* Samt.

Im Laufe der Zeit verlor Konstantinopel seine herrschende Stellung im Welthandel. Die beiden großen Kulturwelten des Abend- und des Morgenlandes traten je länger desto mehr in direkte Berührung miteinander. Schon lange vor den Kreuzzügen hatten diese unmittelbaren Beziehungen zwischen beiden Zivilisationskreisen ihren Anfang genommen. Denn seit Beginn des 8. Jahrhunderts beherrschten die Araber Spanien und Südfrankreich, seit dem 9. Sizilien, dazu noch die Inseln des Mittelländischen Meeres. Sie richteten sich in diesen herrlichen Landschaften häuslich ein, ver-

1) Eine andere Ableitung direkt von einem arabischen Worte *sàmi* ‚syrischer Stoff' scheint weniger für sich zu haben.

pflanzten, soweit es sich irgend lohnte, die ihnen von Asien her unentbehrlichen Nutzpflanzen in die neuen Wohnsitze und nahmen auch die ihnen geläufigen, hochentwickelten Kunstfertigkeiten mit dorthin.[1] Von diesen südeuropäischen Landstrichen aus traten sie dann in dauernden, keineswegs immer kriegerischen Verkehr mit den benachbarten romanischen Nationen, welche sich ihrerseits die Gelegenheit, Neues und Nützliches kennen und gebrauchen zu lernen, nicht entgehen ließen. Seit dem 11. Jahrhundert begannen die Christen freilich gegen die arabischen Besitzungen in Südeuropa in bedrohlicher Weise erobernd vorzudringen. Dagegen entwickelte sich der direkte Handel nach der syrischen Küste immer reger, wobei sich die italienischen Handelsherren zugleich immer mehr von der byzantinischen Vermittlung frei machten. Die Produkte Indiens, Arabiens, Persiens, Chinas und der malaiischen Inselwelt wurden auf den althergebrachten großen Karawanenstraßen oder zu Schiff auf dem Euphrat zunächst in die beiden wichtigen Handelszentren Bagdad und Damaskus und von dort auf zahlreichen kleineren Handelswegen an die syrische Küste gebracht. Dort erschienen dann die Schiffe der Pisaner, Genuesen und besonders der Venetianer, um diese Schätze, vermehrt noch durch die Erzeugnisse des syrischen Gewerbfleißes, nach dem Westen zu verfrachten, wo sie teuer bezahlt und bald auch, so gut es ging, nachgeahmt wurden.[2]

1) Hehn S. 498. — Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. S. 47.
2) Prutz S. 45. 60. 359 f. 362 f.

Durch die Kreuzzüge ist also diese ganze Güter- und Warenbewegung nicht geschaffen, aber allerdings wesentlich erweitert und verstärkt worden. Tyrus und Accon wurden durch sie zu Welthandelsplätzen, und die abendländischen Kaufleute gingen von diesen Küstenorten aus bald selbst nach Damaskus, um dort ihre Vorräte einzukaufen. Von Genua und Venedig, wo der fondaco dei Tedeschi den Mittelpunkt für die zahlreichen, in die Lagunenstadt reisenden deutschen Kaufleute bildete, wurden dann die Waren nach Deutschland und von dort weiter nach dem Norden und Osten geführt. Niederdeutsche und niederrheinische Küstenleute, Friesen und Holländer beteiligten sich zwar als Seefahrer, Pilger und Kämpfer an den Kreuzzügen, aber in Handelsgeschäften suchten sie den Osten noch nicht auf. Vielmehr gingen die italienischen Kaufleute mit ihren Waren von den wichtigen Messen in der Champagne, die sie zu besuchen pflegten, weiter in die benachbarten Niederlande, um dort die orientalischen Waren gegen Tuche und Wollenstoffe zu vertauschen. Später wurde, wie wir sehen werden, auch ein regelmäßiger Schiffsverkehr dorthin eingerichtet. Der orientalische Welthandel lag also fast ausschließlich in den Händen der romanischen Nationen, der Venetianer, Pisaner, Genuesen, aber auch die Südfranzosen von Marseille, Montpellier und anderen Orten beteiligten sich in wachsendem Maße daran.

Doch nicht nur der Handel, sondern auch das Zusammenleben der Sieger und der Besiegten in den er-

oberten Landschaften Syriens öffnete dem Einfluß der höheren Zivilisation des Orients auf die in geistiger wie in materieller Beziehung noch weniger weit entwickelten Abendländer Tür und Tor. Diejenigen Pilger und Kreuzfahrer allerdings, die sich nur vorübergehend im Lande aufhielten und keinen anderen Zweck verfolgten, als durch Bekämpfung der Heiden ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun und sich dabei nach Kräften durch Beute zu bereichern, um alsbald wieder heimzukehren, waren nicht imstande, die orientalische Zivilisation dem Abendlande zu vermitteln. Wohl aber die Menge derjenigen, die sich dauernd als Kolonisten in den eroberten Ländern niederließen. Diese mußten in ihrem eigenen Interesse auf friedliches Nebeneinanderleben und gutes Einvernehmen mit den muhamedanischen Nachbarn bedacht sein, und schon das Klima und die Natur ihrer neuen Heimat mußte ihre äußere Lebenshaltung der der ursprünglichen Besitzer des Landes angleichen. Sie mußten z. B. bald die Erfahrung machen, daß die syrisch-arabische Art, sich zu kleiden und zu wohnen, im Morgenlande weit bequemer und zuträglicher war als die heimische.

Unter diesen fränkischen Kolonisten in Syrien und Palästina hatten nun ebenfalls die romanischen Elemente, und zwar besonders die Franzosen, so sehr das Übergewicht, daß die französische Sprache bald zum internationalen Verständigungsmittel aller Franken untereinander wurde. Im Verkehr mit den Arabern dagegen mußte man sich namentlich anfangs eines Dolmetschers

bedienen, der arab. *tardjumān* ‚Ausleger‘ hieß. Daraus wurde mlt. *dragumanus*, it. *dragomanno*[1], Dragoman. Daneben gab es noch die nach Namen wie *Sige-mund* gebildete Form, mlt. *drogamundus*, woraus im 11. Jahrhundert die Gestalt des Meisters *Tragemunt* oder *Trougemunt* entstand, eines länderkundigen Pilgers oder Reisenden, dem 72 Sprachen bekannt waren. Eine dritte Form bildete sich mit Anklang an den Namen der Türken (mlt. *Turca*), nämlich it. *turcimanno*. Dies erscheint in den Reisebeschreibungen des 15. und 16. Jahrhunders als Trutschelmann, Trützelmann, Drutzelmann.

Aus der beherrschenden Stellung der romanischen Nationen in der merkantilen und wirtschaftlichen Ausbeutung des Morgenlandes ergibt sich, daß die Deutschen die orientalischen Kulturgüter fast ausschließlich durch romanische Vermittlung kennen lernten. Diese Tatsache spiegelt sich nun auch in der Sprache wieder. Von keinem einzigen Lehnworte dieser Periode läßt sich nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, daß es unmittelbar aus einer orientalischen Sprache ins Deutsche gelangt sei. Alle Lehnwörter aus diesen Sprachen, speziell aus dem Arabischen, sind uns vielmehr erst durch das Romanische, wozu auch das Mittellateinische zu rechnen ist, vermittelt worden. Diese Vermittlung beschränkt sich aber keineswegs auf die Periode der Kreuzzüge; denn was einmal in die

1) Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge 442.

romanischen Sprachen Eingang gefunden hatte, das konnte auch erst später seinen Weg bis zu uns finden, und so drang auch in den auf die Kreuzzüge folgenden Jahrhunderten noch vielfach orientalisches Sprachgut bis in unsere Sprache vor. Doch beschränken wir uns zunächst auf diejenigen Wörter, welche während der Blütezeit des Mittelalters selbst rezipiert worden sind.

Richten wir unsern Blick zunächst auf die Naturerzeugnisse, so sind die beiden wichtigsten nicht von den Kreuzfahrern aus dem Osten geholt, sondern von den Arabern nach dem Westen gebracht worden. Von dem einen dieser Produkte, der Baumwolle, haben wir erst später zu reden. Das andere ist der Zucker. Ihn haben bereits die Araber an den europäischen Küsten des Mittelmeers, besonders in Sizilien und Unteritalien, angebaut. Als die Zuckerkultur dann hier zurückgegangen war, erhielt sie durch die Kreuzzüge und das Muster des syrischen Zuckerbaues einen neuen Aufschwung.[1] Erst jetzt, durch den Handel der italienischen Städte, drang der Zucker als Versüßungsmittel in weitere Kreise.[2] Im Altertum kannte man den Zucker noch nicht; man verstand die Speisen nur mit Honig zu süßen. Nearchos, der Admiral Alexanders d. Gr., brachte zuerst die Kunde, daß es in Indien Rohre gebe, die ohne Bienen Honig hervorbrächten. Im

1) Kaiser Friedrich II. ließ 1239 aus Tyrus Leute kommen, welche die gesunkene Zuckerfabrikation in Sizilien wieder in Schwung bringen sollten. Prutz S. 320. 407. — Lippmann, Geschichte des Zuckers, Leipzig 1890.

2) Schrader, Reallexikon 1000.

ersten Jahrhundert n. Chr. finden wir dann bei Dioskorides und Plinius die Notiz, daß sich Honig im Rohr einer in Indien und Arabien vorkommenden Pflanze finde, welche *saccharon* heiße. Aus diesem auf das sanskritische *sarkarā* (eig. Gries, Kies) zurückgehenden *saccharon* ist unser ‚Zucker' aber nicht unmittelbar abgeleitet, sondern aus dem arabischen, derselben indischen Quelle entstammenden *sukkar,* und zwar durch Vermittlung des mlat. *zucura, zuccarum,* woraus schon im Ahd. *zucura* geworden ist. Das spanische *azucar* hat, wie so oft, den arabischen Artikel *al (assokkar)* bewahrt. Zu seiner vollen wirtschaftlichen Bedeutung gelangte der Zucker allerdings noch nicht im Mittelalter, sondern erst seit seiner Verpflanzung nach Westindien im Anfang des sechzehnten und seit der Ausnutzung des Rübenzuckers in unserm Jahrhundert.[1] Der Zucker und die Baumwolle gehören zu den Hauptträgern des Welthandels, und beide verdankt Europa den Arabern. Diese verstanden auch aus dem aufgelösten flüssigen Zuckerstoffe ein wohlschmeckendes und heilsames Getränk herzustellen, das sie *scharāb* ‚Getränk' schlechthin nannten, von derselben Wurzel ‚trinken', von der auch ‚Sorbet' und ‚Scherbet' herrühren. Im Mlat. wurde aus *scharāb siropus,* frz. *sirop,* it. *siroppo,* mhd. *syrop,* Sirup, die Benennung eines schwerflüssigen, süßen Heiltranks, der aus allerlei Kräutern und Gewürzen hergestellt und von den Ärzten verordnet wurde.[2]

1) Hehn 259.
2) Heyne, Körperpflege 195.

Den Arabern gelang es ferner, den Krokus, der vorher im Abendlande nicht recht gedeihen wollte (S. 85), in Europa zu akklimatisieren und in beträchtlichen Mengen anzubauen. Von ihnen stammen die Krokusfelder am Mittelmeer, die in Spanien noch jetzt einen Ertrag von 100000 Kilo jährlich ergeben, von ihnen auch der neue Name ar. *zafarān* von *ásfar* ‚gelb‘, spanisch wieder mit festgewachsenem Artikel *azafran*, it. *zafferano*, frz. und mhd. *safran*, unser Safran, der die alte, ebenfalls orientalische Bezeichnung ‚Krokus‘ verdrängte. Für besser als der in Europa selbst gebaute Safran galt jedoch stets der aus dem Orient importierte[1], und dieser Import wurde durch die Kreuzzüge ungemein gehoben. Die gelbe Farbe des Safrans wurde besonders bei den Damen ebenso beliebt, wie sie es im Altertum gewesen war. Man benutzte ihn als Schminke, und als man sogar anfing die Kopfbänder (gebénde) und Schleier safrangelb zu färben, erregte dieser Unfug bei den frommen Leuten das allergrößte Ärgernis; es wurde von Erscheinungen verstorbener Frauen berichtet, welche klagten, daß sie wegen ihres überflüssigen Putzes und besonders wegen des Safrans in der Hölle büßen müßten.[2] — Auch eine andere Pflanze, die zur Erzeugung eines gelben und roten Farbstoffes diente, wurde von den Arabern nach Europa gebracht und hier im großen kultiviert, die Färberdiestel, die noch jetzt im südwestlichen Deutschland angebaut und

1) Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 407.
2) Schultz I, 242. Prutz S. 411.

auch zur Bereitung der feinsten roten Schminke verwandt wird. Freilich ist ihre Kultur durch die künstliche Herstellung ähnlicher Farbstoffe zurückgedrängt worden. Die Araber nannten diese Pflanze *uzfur;* daraus machten die Byzantiner *ὄσφουρ*, die Italiener mit Anlehnung an *fiore* ‚Blume' *asfiori,* die Deutschen mit Anlehnung an *safran* Saflor. Ein zweites Saflor, mhd. *safer,* it. *zaffera,* bezeichnet blauen Glasfluß aus Kobalt, soll aber ebenfalls zu dem ar. *ásfar* ‚gelb' gehören, weil das Mineral graugelblich aussieht.

Einen andern blauen Farbstoff gewährte der orientalische Stein, den die Perser *lāzward,* die Araber *lāzvard* nannten, und der im Mittelalter als *lapis lazuli* zu den europäischen Kulturvölkern gelangte. Aus dem mlt. *lasurium, lazurium* wurde mhd. *lâsûr, lâzûr,* Lasur, eigentlich Blaustein, dann die aus ihm gewonnene Farbe[1], dann jede Übermalung mit durchsichtiger Farbe. Neben dieser Form tritt in den romanischen Sprachen auch eine mit weggefallenem Anlaut auf, man hielt nämlich das *l* für den Artikel: it. *azzurro,* frz. *azur;* dieses Azur und das von ihm gebildete Adjekt. azurn fand als schmückende Bezeichnung des tiefen Himmelblaus im achzehnten Jahrhundert Eingang in die deutsche Dichtersprache, ist seitdem aber wieder ziemlich aus der Mode gekommen und mit dem Beigeschmack des Gezierten behaftet worden.

---

1) Über die Benennung dieser Farbe als ‚ultramarin' s. III, 217.

Durch die Kreuzzüge wurde auch eine Pflaumensorte in kultivierter Gestalt nach Deutschland gebracht, die vorher hier nur wild wuchs. Die alte blühende Handelsstadt Damaskus war von jeher durch ihren Obstbau berühmt, und speziell durch ihre Pflaumenzucht. Bei Plinius erscheint *prunum damascenum* als die edelste der Pflaumensorten, und spätere Edikte und Schriftsteller sprechen einfach von *Damascena*. Aus diesem Namen machten die Engländer ihr *damson* oder *damasc plum*, und auch in Deutschland kommen um 1600 ‚Damaskin, Damastpflaumen' vor; die Volkssprache aber gestaltete das Wort zu Zwetsche oder Quetsche um. Die starke Entstellung[1], sowie die zahlreichen mundartlichen Varianten des Wortes beweisen, daß es sich lange Zeit im Munde der Leute bewegt hatte, ehe es literarisch fixiert wurde, so daß wir seine volkstümliche Entlehnung bereits in die Zeit der späteren Kreuzzüge setzen dürfen, wenn es auch erst im 16. Jahrh. in deutschen Wörterbüchern als ‚Quetschken' oder ‚Zwetschgen' auftritt.

1) Der Lautübergang muß etwa folgender gewesen sein: *damaskin*, *dmaskin*, daraus einerseits im siebenbürgischen Dialekt Maschen oder Mäschen. Andrerseits sprang die der deutschen Zunge unaussprechbare Anlautverbindung *dm* in *dw* um: *dwaskin*, weiter *zwaskin* (wie *zwere* aus *getwere*, *zwehele* aus *twehele*, *zwerch* aus *dwerch*) Zwetsche oder (wie *quer* aus *twer*, *querch* neben *zwerch*) Quetschke, Quetsche. — Die im Text gegebene Herleitung wird vertreten von Schmeller, Kluge, Hehn 371 und Schrader Reallexikon 629 (vgl. auch Lexer im D. W. s. v. Quetsche). Andere (Jahrb. des Vereins für niederd. Sprachforschung 1886, 97 ff. und Heyne, Wörterbuch s. v. Quetsche 2) bringen das Wort mit *queck* zusammen und denken an den kriechenden Wurzelstock.

Auch ein neues Gemüse ist im Zeitalter der Kreuzzüge in unsern Garten und in unsere Küche gelangt, der Spinat, mhd. *spinât* oder *spinâz*. Das eine geht auf mlat. *spinatus* (davon frz. *epinard*), das andere auf *spinaceus* (davon it. *spinace*) zurück.[1] Das lateinische Wort erscheint zuerst bei Albertus Magnus (1193—1280) als *spinachium* und stammt in letzter Linie aus dem arabischen *isfinādj*, wurde aber durch Volksetymologie mit *spina* ‚Dorn' zusammengebracht, weil die Blätter des Spinats spitz sind. Aus der Bezeichnung älterer Botaniker als olus Hispanicum kann man vielleicht schließen, daß das Gewächs zuerst von den Arabern nach Spanien verpflanzt worden ist und sich von dort aus verbreitet hat. Doch können es die Kreuzfahrer auch direkt eingeführt haben. Jedenfalls hat der Spinat bei uns ältere Gartenpflanzen derselben Gattung, wie die Melde und Beete verdrängt. — Durch die arabische Medizin ist auch der Name des als Salat und als Heilpflanze verwerteten Gurkenkrautes aufgekommen, lt. *borago*, frz. *bourrache*, it. *borragine*, woraus mhd. *borraze*, *borretsch*, nhd. Borretsch, um 1500 auch Burrich, wurde. Dem lateinischen Worte liegt das arabische *abû-radsch* ‚Vater des Schweißes' zugrunde.[2]

---

1) Das in Glossaren des 15. Jahrh. vorkommende Binetsch (Dief. nov. gloss. 345^b) hat denselben Ursprung wie Spinat.

2) So Baist bei Kluge. Nach Hi. soll das spätlt. *borago* auf lt. *burra* ‚zottiges Gewand' zurückgehn, weil die Blätter haarig sind.

Groß ist ferner die Zahl der Gewürzpflanzen, welche uns der Orient in dieser Periode sandte. Der Zimmt oder Zimmet, schon ahd. *cinment* mit Antritt von *t*, mhd. ebenso *zinment*, aber auch *cinnamomîn, zinemîn*. Die würzige und vielbegehrte Rinde des Zimmtbaumes, die man im Altertum zum Räuchern, Salben, Würzen des Weins sowie zu Medikamenten, im Mittelalter außerdem zur Speisewürzung gebrauchte — der Skt. Galler Klosterkoch würzte sogar Fische mit Zimmt —, ist wohl schon vor den Kreuzzügen auf dem Handelswege nach Deutschland gekommen, und zwar von recht weit her. Denn das mlat. Wort *cinnamonium* geht durch das lat. *cinnamum*, griechische *κίνναμον* und hebräische *qinnâmôn* bis auf das Malayische zurück, wo *kaj manis* ‚süßes Holz' bedeutet. Durch die Kreuzzüge bekam der Handel mit Zimmt einen neuen Aufschwung, und damit tritt auch eine neue Bezeichnung auf; von der Röhrenform, in welcher der Zimmt in den Handel gebracht wurde, hieß er mlat. und it. *canella* (Dem. zu *canna* ‚Rohr'), mhd. *kanêl*, Kaneel.[1] — Aus Indien stammt der Ingwer. Sein Name lautet indisch *singabêra* (eigentlich ‚horngestaltet'), wurde griech. *ζιγγίβερις*, lat. *zingiberi* und später *gingiber*. Daher die beiden mhd. Formen: *zinzebraten* d. i. *cibus zinziberatus* ‚mit Ingwer gewürzte Speise' (Titurel 604) und *gingibere, ingiber, ingber*.

1) Schrader, Reallexikon 990.

Noch beliebter als der Ingwer waren zwei auf den Molukken heimische, sehr stark schmeckende Gewürzpflanzen, die Nelke und die Muskatnuß. Die Nelke trägt einen deutschen Namen; sie wurde von ihrer Gestalt Nägelein (mhd. *negellîn*) d. i. ‚kleiner Nagel‘ benannt, was die Niederländer zu *neil, nêl* zusammenzogen und mit ihrer Deminutivbildung versahen: *nêlikîn* = ‚Nägelchen‘. Von der Gewürznelke benannte man dann die Blume, die im Altertum unbeachtet geblieben war, während der Renaissancezeit aber in Italien in Kultur genommen wurde und sich dann rasch als Modeblume über Mitteleuropa verbreitete. Die Muskatnuß erhielt ihren Namen *μοσχοκάρυον* ‚Moschusnuß‘ in Byzanz, weil man ihren Geruch mit dem des Moschus verglich. Dies wurde mlat. in *nux moschata* übersetzt, woraus mhd. *nuzmuscâta, muskât* wurde. Aus dieser Frucht, aus Nelken, Ingwer und anderen Gewürzen bereitete man die mittelalterlichen Bowlen, das pîment (S. 62), sinôpel und den lûtertranc. Gewisse starke, gewürzige Südweine nannte man nach ihr Muskateller, mhd. *muscatel* aus mlt. *muscatellum* (*vinum*) d. i. ‚muskatartiger Wein‘, später nach *vinum muscatum* Muskat oder Muskatwein. Den Moschus[1] selbst, d. h. den wohlriechenden Saft aus dem Beutel des in Zentralasien lebenden Bisamtieres, nannte man damals noch Bisam, schon ahd. *bisamo*, welches durch lat. *bisamum* auf hebräisch *besem*

1) Über das erst im 17. Jahrh. aufkommende Wort Moschus und seinen Ursprung s. IV, 327.

‚Wohlgeruch, Salbe' zurückgeht. — Einen moschusartigen Geruch hat auch die auf dem Meere schwimmend gefundene, vom Pottfische stammende Masse, die man im Mittelalter *amber* nannte, jetzt mit gelehrter lateinischer Bezeichnung Ambra. Diese Masse, welche teils zu medizinischen Zwecken teils zur Bereitung von Wohlgerüchen diente, wurde von den indischen Gewässern her durch die Araber in den Handel gebracht; deshalb stammt auch das Wort aus dem arabischen *anbar*.

Zur Würzung der Speisen diente eine kleine Zwiebel, die schon ahd. *asclouh*, jetzt Aschlauch oder Schalotte heißt.[1] Dies Wort, lt. (*caepa*) *ascalonia*, mlat. *ascalonium*, rührt von dem Namen der Stadt Askalon in Palästina her, den die Deutschen sich durch Zusatz des einheimischen *louch* (Lauch) verdeutlichten. — Als Gewürz- und Arzneipflanze führten die Araber ferner die ingwerähnlich schmeckende und riechende Zitwerwurzel ein, ahd. *zitawar*, mhd. *zitwer* aus mlt. *zedoarium* nach arab. *zedwâr*. — Auch der Galgant, ahd. und mhd. *galgan* oder *galgant*, gr.-mlt. *galanga*, eine im Mittelalter allgemein gebrauchte, gewürzige Arzneipflanze mit aromatischer Wurzel, wurde von den Arabern aus Indien importiert; das Wort ist das arab. *chalandschān*. — Einen anderen Weg schlug das schon im Mittelalter sogenannte *gummi arabicum* ‚arabisches Gummi' ein, das aus dem Süden nilabwärts

1) Ob wir freilich heute unter dieser Bezeichnung dieselbe Zwiebelart verstehen, wie das Mittelalter, ist zweifelhaft. Fischer-Benzon 138. Björkman Z. f. d. W. 6, 177.

über Kairo nach Europa kam. Sein Name ist ursprünglich ägyptisches *kamï*, woraus griech. *κόμμι*, mlat. und mhd. *gummi* Gummi wurde.

Die Kenntnis des Tierreichs erweiterte sich ebenfalls. Das Kamel hatte allerdings auffallenderweise schon seit alter Zeit eine germanische Bezeichnung, got. *ulbandus* und noch mhd. *olbente*, welche jedenfalls von Verwechslung mit dem Elefanten herrührte (1, 53). Allein die Kunde von dem Tiere war vor den Kreuzzügen sehr unsicher und verblaßt. Durch diese wurde zu der oberflächlichen Kenntnis von Hörensagen die sinnliche Anschauung gefügt, und zwar auf doppeltem Wege. Die deutschen Kreuzfahrer lernten das Kamel zunächst im byzantinischen Reich kennen und behielten seinen griechischen Namen *κάμηλος* aus ar. *dschamal* (hebr. *gāmāl*) bei. Das *i* der zweiten Silbe in byzantinischer Aussprache erzeugte den Umlaut[1]; so wurde mhd. *kemel, kemmel, kembel* und mit verdeutlichendem Zusatz (vgl. Tigertier S. 60 A. 2, 90) *kemeltier* daraus; das letzte hat sich bis ins 16. Jahrhundert als Kämeltier erhalten. In der Schweiz sagt man *Chämbel*; so gibt es in Zürich noch heute ein Zunfthaus „zum Chämbel". Außerdem aber wurde das Kamel auch als eine interessante Merkwürdigkeit zunächst in Südeuropa eingeführt. In San Rossore bei Pisa besteht noch jetzt

1) Baist bei Kluge führt deutsches *kemel* direkt auf ein arabisches *gemel* zurück. Das ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil dies dann das einzige arabische Wort wäre, das ohne romanische Vermittlung direkt ins Deutsche übergegangen wäre (vgl. S. 178).

das schon im Mittelalter gegründete Kamelgestüt, aus dem die nach Deutschland auf die Jahrmärkte und in die Menagerien geführten Exemplare stammen, und schon Kaiser Friedrich II. erschien 1235 zu Kolmar mit einer Menge Kamele.[1] Diese importierten Tiere gingen unter dem lateinischen Namen *camēlus*, und diese gelehrte Bezeichnung hat durch die Luthersche Bibelübersetzung und durch die Kraft der sinnlichen Anschauung, die ihr beigegeben war, den Sieg über das nur von Hörensagen bekannte ‚Kämeltier' und das veraltete *olbente* davongetragen.

Auch die seit der Völkerwanderung in Mitteleuropa übliche Falkenjagd, deren Ursprung wahrscheinlich bei den türkischen Völkern der turanischen Steppen zu suchen ist, erhielt durch orientalisch-arabische Einflüsse manche Verbesserungen. Kaiser Friedrich II., der Herr von Sizilien, schrieb bekanntlich eine eigene Schrift über diesen höfischen Sport, den die feine Welt bis zur Einführung der Feuerwaffen aufs eifrigste betrieb. Er bezeichnet darin z. B. die Falkenkappe (*capella* S. 16) als eine arabische Erfindung. Ein sprachlicher Zeuge dieser Beeinflussung ist der Sackerfalk, mhd. *sackers*, der nichts mit lat. *sacer* zu tun hat, sondern nichts anderes ist, als das arabische *sakr* ‚Jagdfalk', das seinerseits wohl aus dem türk. *tschakir* entstellt ist.[2]

Von den Naturerzeugnissen kommen wir zu den Produkten des Gewerbfleißes. Als Meister in

1) Schultz I, 451.
2) Schrader, Reallexikon 211.

der Färberei haben wir die Araber bereits oben bei Besprechung des Safran und des Lazur kennen gelernt. Eine größere Bedeutung noch hatte ihre Kunststickerei und Weberei. Die arabischen Gewebe und Teppiche aus kostbaren Stoffen, mit Goldfäden und Perlen gestickt, wurden anfangs nur vereinzelt, seit den Kreuzzügen aber massenhaft als Handelsartikel oder als Beutestücke in das Abendland gebracht und zur Ausschmückung der Fürstensitze, der Kirchen, der Altäre gern verwandt. Vornehme Herren und Damen und besonders auch die Bischöfe und Priester benutzten diese Stoffe als Staatskleidung und Amtstracht. Die phantastische, orientalische Ornamentik auf diesen Prachtstücken, die verschlungenen Arabesken, die auf ihnen dargestellten seltenen und fabelhaften Tiere, Löwen, Elefanten, Einhörner, Greife, erregten Staunen und Wohlgefallen.[1] Die Schätze unserer alten Dome, z. B. derer zu Halberstadt und zu Aachen, haben noch heute solche orientalische Gewänder aufzuweisen. Diese Kunstarbeiten suchte man dann im Abendlande auch nachzuahmen. In Deutschland stand das Kunsthandwerk im 13. Jahrh. ganz unter der Herrschaft des orientalischen Vorbildes.

Auch in der deutschen Sprache tritt dieser Einfluß hervor. Der Barchent oder Berkan, mhd. *barchant* oder ursprünglicher *barkân* aus mlt. *barracanus*, ist ein ziemlich grober Stoff, den die Araber *barrakân* nannten (eigentlich ein langes, schwarzes Gewand). Der Schar-

1) Vgl. oben bei Papagei S. 156. Prutz S. 45. 409. 433.

lach ist ein hochrotes feines Wollenzeug, dann die rote Farbe allein; das Wort ist dem deutschen *lachen* (Laken) angeglichen, heißt mhd. noch *scarlât* und geht durch mlat. *scarlatum* auf persisches *sakarlāt* zurück. Auch die violette Farbe wurde den Deutschen durch den Import kostbarer orientalischer Stoffe näher gerückt. Obwohl sie zu den Grundfarben gehört und im Regenbogen sichtbar ist, war sie doch in der alten Zeit unbezeichnet geblieben. Jetzt tritt, zuerst in der ahd. Prosa, dann bei den höfischen Dichtern die Bezeichnung *brûn* dafür auf. Mit *brûn* wird im Ahd. *purpureus* wiedergegeben. Bei den Epikern wird von *braunem Scharlach* geredet; Tristan trägt ein Gewand *vil brûner danne ein vîolate* (afrz. *violat* veilchenfarbener Kleiderstoff); auch die Zusammensetzung *purperbrûn* findet sich. Eine Übertragung der Bezeichnung der braunen Farbe auf die violette ist bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Farben nicht denkbar, und so wird wohl Götzes[1] Vermutung richtig sein, daß das neue Braun = Violett mit dem alten Braun nichts zu tun hat, daß wir in ihm vielmehr ein Lehnwort aus lateinischem *prunum* ‚Pflaume' zu sehen haben, das nach der Lautverschiebung aufgenommen ist. Die Farbe der Pflaume ist ja blaurot. Je länger, je mehr empfand man dann den Doppelsinn des Wortes braun lästig und nahm daher im 16. Jahrhundert Violett (III, 216), im 18. Lila (s. u.) für blaßviolett auf.

---

1) Götze, Wege des Geistes in der Sprache (1918) S. 20.

In Damaskus webte man ferner einen Stoff aus gebleichtem Garn, dessen Muster sich nicht durch Farben, sondern durch die verschiedene Fadenlage abhoben. Er hieß von dieser Stadt teils nach it. *damasco* mhd. *damasch*, teils nach it. *damasto* Damast. Ebenso wie Damaskus war auch der andere große Handelsmittelpunkt des Orients, die Hauptstadt des Kalifats, Bagdad, durch seine Webekunst berühmt. Da diese Stadt bei den Abendländern *Baldac*, it. *Baldacco* hieß, so nannten die italienischen Kaufleute den feinen Goldbrokat, der von dorther stammte, *baldacchino*; daher mhd. *baldekîn* ‚seidener, mit Goldfäden durchwirkter, kostbarer Stoff'. Insbesondere aber hieß *baldacchino* ein aus solchem feinen, gewirkten Stoff gefertigter Traghimmel, welchen der orientalische Herrscher als Zeichen seiner Würde über sein Haupt halten ließ. Einen Prachthimmel der Art schenkte schon Harun al Raschid Karl dem Großen, und durch die Kreuzzüge und den Orienthandel wurden diese tragbaren Throndecken im Abendlande weiter verbreitet, wo sie namentlich auch bei kirchlichen Aufzügen über dem die Monstranz führenden Geistlichen getragen wurden und noch getragen werden. Die Form Baldachin statt des älteren *baldekin* haben wir erst im 17. Jahrhundert von den Italienern übernommen.

Auch ein noch jetzt gebräuchliches Kleidungsstück hat seinen Namen aus dem Arabischen erhalten. Dort ist *dschubba* die Bezeichnung eines langen weiten Männerrockes. Dieser Ausdruck ist uns auf zwiefachem

Wege und daher in zwiefacher Gestalt zugekommen, durch das französische *jupe*, dessen *j* damals noch nicht wie heute sibiliert war, als mhd. *juppe* Joppe und durch das italienische *giubba* als mhd. *schûbe* Schaube. Die Joppe hat im Laufe der Zeit ihre Länge und Weite verloren, ist aber Männerkleid geblieben, die Schaube dagegen ist lang und weit geblieben, aber schließlich Frauenkleid geworden.

Meister ist der Orient ferner von jeher gewesen in der Anfertigung feiner, leichter Schuhwaren; nirgends kauft man Pantoffeln, Babuschen u. dgl. so billig und gut, wie in orientalischen Werkstätten und Bazaren. Die Araber brachten diese Technik mit nach Spanien, wo sich in und um Kordoba die Fabrikation von Schuhwaren aus feinstem, buntgefärbtem Ziegenleder im Großen entwickelte. Die Spanier bezeichneten daher dieses Leder mit arabischer Ableitungssilbe als *cordoban* (arab. *kortobani*), die Franzosen als *cordouan*. In Deutschland finden wir schon im Ruodlieb *curduanelli* ‚Corduanschuhe‘ (XIII, 118); das französische Wort war also schon im 11. Jahrhundert ins Deutsche übernommen. Es lautete später im Mhd. *korduwân*. Korduan, wovon dann *kordewanier* = Korduaner in der allgemeinen Bedeutung ‚Schuster‘ abgeleitet wurde, die auch das it. *cordovaniere* und das frz. *cordonnier* zeigt. Das letztere ist bekanntlich die herrschende Bezeichnung für den Schuhmacher geworden.

Wie alle Orientalen, so liebten auch die Araber während der heißen Stunden des Tages ihre Siesta

über alles. Sie ruhten dann auf einem Polsterbett, das verschiedene Bezeichnungen führte, z. B. *matrah*. Die Spanier ließen auch hier wieder den Artikel festwachsen: *almadraque*, während die Italiener *materasso*, die Franzosen *materas*, jetzt *matelas* daraus machten. Im Mlat. erscheint das Wort als *matratium* und hieraus wurde mhd. *matraz* Matratze. — Die orientalische Musik endlich ist vertreten durch das persische *tambûr*, woher arab. *tonbûr*, eine Art Zither. Dies wurde frz. zu *tambour*, woraus mhd. *tambûr*, *támber* ‚Handtrommel'.[1] Das Deminutiv davon hieß frz. *tambourin*, daher mhd. *tamburîn* ‚kleine Handtrommel', dann auch ‚Stickrahmen'.

Aber nicht nur Naturerzeugnisse, Fabrikate und Gebrauchsgegenstände aller Art hat uns der Orient geliefert, sondern auch das ehrwürdigste und geistreichste aller Spiele hat vom fernen Osten her seinen Eroberungszug um die Welt angetreten. Lange vor Beginn unserer Zeitrechnung in Indien erfunden[2], gelangte es nach Persien und bekam dort seinen Namen *schâh*, Schach d. i. König, Königsspiel, weil der König die Hauptfigur ist, um die sich alles dreht. Von den Persern erhielten es unter Beibehaltung des Namens die Araber, die es mit nach Süditalien

---

1) Unser ‚Tambour' = Trommler ist erst eine Entlehnung des 17. Jahrhunderts aus demselben frz. Worte. Im Mhd. sagte man *tambûrer* dafür.

2) Die Stellung der Figuren ist das Bild einer altindischen Schlachtordnung.

und Spanien brachten. Wenn man nun annimmt, daß es in Mitteleuropa erst durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer bekannt geworden sei, wenn das Grimmsche Wörterbuch das allerdings auffallende *ch* des deutschen Wortes durch unmittelbare Übernahme aus dem Arabischen zu erklären sucht, so widerspricht dem die Tatsache, daß das Spiel beispielsweise bereits im Ruodlieb, etwa ein halbes Jahrhundert vor dem ersten Kreuzzug, nicht bloß beiläufig erwähnt wird, sondern eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Dort spielt erst der Kanzler, dann der König selbst mit dem Helden des Gedichtes. Dieser möchte aus Bescheidenheit zuerst überhaupt nicht spielen, und dann aus Klugheit lieber verlieren als gewinnen. Der König aber wünscht von ihm die ignotos tractus (unbekannten Züge) zu lernen; er setzt eine Summe, ohne jedoch zu gestatten, daß sein Gegner die gleiche dagegen setze, und händigt sie ihm ein, nachdem er dreimal verloren hat. Darauf spielt eine ganze Gruppe von principes gleichzeitig mit Ruodlieb, um ihren König zu rächen, indem sie ebenfalls Pfänder setzen ohne den Gegensatz anzunehmen. Da sie sich aber durch ihre gegenseitigen Ratschläge hemmen, so verlieren auch sie, und Ruodlieb streicht nach einigem Sträuben die gesetzte Pfandsumme ein. Der König schließt die Episode mit den Worten: „Ich meine, daß du das Spiel immerdar lieben mußt, durch das dein Schuhwerk so schön geflickt ist.“ Daraus geht also hervor, daß das Schach schon lange vor dem ersten Kreuzzug an den Höfen

Deutschlands eine beliebte Unterhaltung war, daß man es um Geld zu spielen pflegte und Wert darauf legte, sich darin weiter auszubilden.[1]

Es ist damit erwiesen, daß das Spiel nicht erst durch die Kreuzfahrer sondern bereits durch die Araber nach Europa gebracht worden ist. Von Südfrankreich und Süditalien aus war es schon vor Beginn der Kreuzzüge nach Deutschland gelangt und führte hier bereits seinen Namen *scachorum ludus*. Dieser muß also aus dem Romanischen stammen, provenz. *escac*, it. *scacco*, und das *ch* dürfte bei der frühen Entlehnung sich ebenso erklären lassen, wie das in ‚Mönch' (I, 248). Bemerkenswert ist, daß die Benennung des Turmes *roch* gegenüber dem romanischen *roc* ebenfalls ein *ch* zeigt, das wohl ebenso zu erklären ist. Denn unmittelbar aus dem persisch-arabischen *rokh*, das eigentlich ein mit Bogenschützen besetztes Kriegskamel bezeichnet, kann das deutsche Wort nicht wohl stammen. Die übrigen Schachfiguren trugen deutsche Namen: König, Königin, die Alten (= Läufer), Ritter und die Venden (Fußkrieger, Bauern). Schachbrett und Schachspiel benannte man durch Zusammensetzung mit einem früheren Lehnwort mhd. *schâchzabel* (I 232), woraus durch populäre Angleichung und Entstellung später *schâfzabel*, ja sogar *schâfzagel* ‚Schafschwanz' wurde.

Bekannt ist, daß die Kenntnis dieses Spiels in der höfischen Zeit durchaus zur feinen Bildung gehörte,

1) Vgl. Ruodlieb IV, 187—229 und S. 104.

daß man es in diesen Kreisen von Jugend auf allgemein übte. Darum kann es nicht auffallen, daß es unsere Sprache noch durch zwei Lehnwörter bereichert hat. Das mhd. *schecke*, scheckigt, gestreift, geht wohl auf die italienische Pluralform *a scacchi* ‚schachfeldfarben würfelig‘ oder auf frz. *échec* ‚Schach‘ zurück, also eigentlich ‚wie das Schachbrett aussehend‘; wenigstens gibt es keine andere zureichende Erklärung für das Wort.[1] Sicher aber gehört dem Schachspiel an und hat dadurch seine weite Verbreitung gewonnen unser Adjektivum matt, das in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch romanische Vermittlung (frz. *mat*, it. *matto*) aus dem Persisch-Arabischen zu uns kam; dort war *schah mat* ‚der König ist tot‘, die Formel, mit der die Partie endigte. Das mhd. Wort *mat* wurde anfänglich nur als Ausruf im Schachspiel gebraucht. Seit dem 14. Jahrh. erweiterte es indessen unter dem fortdauernden Einfluß des frz. *mat* seine Sphäre. Es wurde aus einer Interjektion zum Adjektivum mit der Bedeutung ‚schwach, kraftlos, bewegungsunfähig‘. Auf den Ursprung aus dem Schachspiel weist noch die ältere Verbindung „schach und matt“ zurück, sowie die jetzt in der Umgangssprache übliche schachmatt. Das Wort ist mit dem Schachspiel zu allen Völkern gekommen und ein internationales Kulturwort geworden. — Auch das Würfelspiel hat aus dem Orient eine etwas bedenkliche

1) Das andere *schecke*, ahd. *sceccho* ‚enganliegender, gestreifter oder durchsteppter Leibrock‘ hat schwerlich etwas mit jenem Adjektiv zu tun (Lexer II, 677).

Bereicherung erhalten durch das mhd. noch seltene *hasehart* ‚Würfelspiel‘ aus afrz. *hazart*. Es wurde dann im 17. Jahrhundert nochmals aus frz. *hasard* Hasard entlehnt. Man leitet das Wort gewöhnlich vom arabischen *jasara* ‚würfeln‘ ab.[1]

Alle die bisher besprochenen Kultureinflüsse wirkten endlich auch auf die deutsche Seemannssprache ein, die wir zum Schluß dieses Kapitels im Zusammenhange betrachten.[2] Die Germanen kannten Mast und Segel, die Haupterfordernisse der damaligen Schiffahrt, bereits in vorchristlicher Zeit. Die erheblichen Verbesserungen, die ihnen durch die hochentwickelte römische Schiffahrt zukamen, haben wir I 100 kennen gelernt. Während des Mittelalters waren die Interessen der Deutschen nicht den nordischen Gewässern zugewandt, sondern dem Mittelländischen Meere, den südlichen Ländern und dem Orient. Dahin lockte sie die religiöse Begeisterung, dahin der Zug des Welthandels. So folgten denn die nordwestdeutschen Stämme dem Beispiel, das ihnen einige Jahrhunderte früher die normännischen Seefahrer gegeben hatten. Flandrer und Friesen fuhren um Portugal herum durch die Straße von Gibraltar nach Syrien und Palästina. Im Jahre 1217 z. B. erschien eine 300 Segel starke Flotte von Rheinländern und Friesen unter Führung der Grafen Georg von

1) Andere von dem Namen der Stadt Hezar oder Hazart in Palästina, wo der Sage nach das Würfelspiel erfunden sein soll. Schultz I, 531.

2) Darüber Schrader, Die Deutschen und das Meer, Heft 11 der Beihefte zur Zeitschr. des Allg. Sprachvereins.

Wied und Wilhelm von Holland in Lissabon, wurde von den Portugiesen und Spaniern zur Bekämpfung der spanischen Muselmänner verwandt und gelangte dann im Frühjahr des folgenden Jahres nach Akkon. Diese stattliche Verstärkung der Kreuzfahrer ermöglichte erst den Zug gegen Ägypten und die Eroberung von Damiette im November 1219.[1]

Unter diesen Umständen mußte die deutsche Seefahrt von der mittelländischen erheblich beeinflußt werden, was sich natürlich auch in der Sprache bemerkbar machte. Die Seemannssprache der romanischen Völker ist aber ihrerseits wieder bedeutend durch die der Byzantiner, später auch durch die der Araber beeinflußt worden. Alle diese Elemente finden wir daher unter den das Seewesen betreffenden Lehnwörtern des Mittelalters. **Kabel**, mhd. *kabel*, ‚dickes Schiffseil, Ankertau' aus frz. *câble* von spätlt. *capulum* ‚Fangseil' (Isid. 20, 16, 5); **Port**, mhd. *port* aus *portus* ‚Hafen' gehört jetzt nur noch der Dichtersprache an. Abgestorben sind *sentîne* ‚der untere Schiffsraum' aus *sentina* ‚Kielwasser'; *marnære* ‚Seemann' aus *marinarius*; *keibe* ‚Mastkorb' aus mlt. *gabia*, dessen Ursprung dunkel ist; *mantel* aus vulg.-lt. *amantes*, gr. *ἱμαντες* ‚Riemen', eine besondere Art von Tauen; *seitiez* ‚leichtes Schiff' aus afrz. *saitie*, mlt. *sagittia*; *ussier* ‚Boot zum Transportieren' aus afrz. *ussier*; *calant* ‚Schiff' aus frz.

1) S. S. 176. Vgl. Prutz S. 104; Kugler, Geschichte der Kreuzzüge S. 315 ff.

chalan[1]; *bûze* (schon ahd. *bûzo*) ‚leichtes Fahrzeug' aus mlt. *buza* dunklen Ursprungs; unser nhd. Buse ‚Boot zum Heringsfang' kommt nicht direkt von dem mhd. Wort her, sondern ist eine spätere Entlehnung aus ndl. *buis*, welches durch afrz. *busse* auf dasselbe mlat. Wort zurückgeht.

Ursprünglich griechisch, dann lateinisch sind besonders eine Reihe von Schiffsbezeichnungen: Barke aus dem aus griech. *βᾶρις* ‚Fahrzeug' entwickelten spätlt. *barca*[2], *barica*; Kocke, nd. Kogge, ein sehr weit verbreiteter Ausdruck für Handelsschiff[3], schon ahd. *kocho* aus mlat. *cocca* für *concha*, gr. *κόγχη* ‚Muschel'; endlich die aus dem griechischen *γαλέα*, *γαλέος* (Plin. nat. hist. 32, 50) ‚eine Art Haifisch' durch mlat. *galea*, mgriech. *γάλα* hervorgegangenen[4] zahlreichen mit *gal-* gebildeten Schiffsbezeichnungen. Aus mlt. *galea* und *galeida* gingen hervor mhd. *galîe*, *galê* und *galîde*. Seit dem 16. Jahrhundert wurden dann aus dem Italienischen entlehnt: Galeasse (frz. *galéasse* aus it. *galeazza*), Galeere (frz. *galère* aus it. *galera*), Galeone, Gallion (it. *galeone*, frz. *galion*),

1) *Chalan* stammt wohl aus *galandria*. Schultz II, 321.

2) So Diez I, 53. Wackernagels Deutung aus altn. *barkr* ist zwar von Heyne angenommen, aber ohne innere Wahrscheinlichkeit. — Das griech. *βᾶρις* geht auf koptisches *bari* ‚Nachen' zurück.

3) Schultz II, 327. Vgl. zu den Bezeichnungen der Schiffsarten auch Prutz 209 f.

4) So Baist bei Kluge, Körting Nr. 4128 — Eine ältere Deutung führt *gal-* auf *κᾶλον* ‚Holz', im Lakedämonischen auch ‚Schiff', zurück. Noch andere Deutungen bei Diez I, 196.

Galeote (it. *galeotta*). Das gr.-lat. *dromon* ‚Läufer‘, Bezeichnung des größten Kriegsschiffes, wurde einerseits durch ‚Rennholz‘ übersetzt, andrerseits durch Vermittlung des afrz. *dromon* entlehnt als *tremunt, treimunt* und dann volksetymologisch umgedeutet zu (mit Anlehnung an ‚tragen‘) *tragmunt, tragemunt.*[1] Einmal in der mhd. Literatur (Gudrun 1132) findet sich das griechische *γαλήνη* als Fremdwort *galînê* für Windstille.

Den Nordstern, der dem Schiffer in hellen Nächten die Richtung wies, nannte man außer mit seinen deutschen Namen ‚Meerstern‘ oder ‚Leitstern‘ auch *tremontâne* nach it. *tramontana* (Parziv. 715, 15, Titurel 2646). Die Sterne werden im Titurel 2633 beobachtet von drei Meistern der Kunst, die *in Arabîe gelêret* waren *mit spera cirkel schîben* d. i. mit dem Astrolabium. Auch wird hier zuerst die *nadel,* d. h. die Magnetnadel erwähnt. Wer diese Erfindung gemacht hat, welche die Schiffahrt erst von den Küsten loslöste und zu einer wirklichen Seeschiffahrt machte, steht nicht fest. Doch vermutet man nicht ohne Grund, daß sie in China gemacht und dann durch byzantinische Kaufleute zunächst den romanischen Völkern vermittelt worden ist. Jedenfalls stammt sie aus dem Orient. Doch hatte der Kompaß bis Anfang des 14. Jahrhunderts, wo Flavio Gioja in Amalfi den eigentlichen Schiffskompaß erfand[2], eine höchst primitive Form. Man steckte die Magnet-

1) Schultz II, 317. Lexer II, 1489. — Zur Endung *-munt* vgl. Traugemund S. 178.

2) Vermutlich brachte er die Windrose an dem Kompaß selbst an. Prutz S. 472.

nadel in ein Stück Kork oder einen Halm und ließ sie auf dem Wasser schwimmen. Daher nannten sie die Romanen *calamita* von *κάλαμος*, *calamus* ‚Rohr‘, woraus die Deutschen, welche dies nützliche Werkzeug von den Romanen empfingen, *diu kalamît* machten[1]; meistens freilich bedienten sie sich des deutschen Wortes ‚Nadel‘, während sie *magnête* nur für den Stein oder den sagenhaften Berg gebrauchten.

1) Diez I, 98. Andere nehmen eine Übertragung von dem das Wetter anzeigenden Laubfrosch (*καλαμίτης*) auf dem die Richtung anzeigenden Kompaß an. Schrader, Reall. 511.

Kapitel III.

Das ausgehende Mittelalter.

Das 14. und 15. Jahrhundert bildet den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. In sprachlicher Beziehung ist diese Periode die des Übergangs vom Mittel- zum Neuhochdeutschen; die Sprache dieser Zeit nennt man daher spätmittelhochdeutsch oder frühneuhochdeutsch. Neue Quellen der Kultur erschließen sich nicht während dieser Epoche, aber die alten fließen weiter und bringen manches neue Sach- und Sprachgut. Wir folgen am besten dem Gange, den unsere Betrachtung im vorigen Kapitel eingeschlagen hat, und beginnen demnach mit der Fortwirkung des Lateinischen.

An eigentlich geistlichen Wörtern sind nicht viel neue mehr zu dem in der vorhergehenden Zeit angehäuften Schatze hinzugekommen. Der Zufluß war ein so starker gewesen, daß er das vorhandene Bedürfnis fast vollständig gedeckt hatte. Zu den kirchlichen Geräten kommt seit etwa 1400 hinzu die Monstranz, ein mehr oder weniger prachtvoll ausgestattetes Gehäuse, um die Hostie (S. 24) aufzubewahren und dem Volke zu zeigen, mhd. *monstrancie, monstranze* aus mlat.

monstrantia, von *monstrare* ‚zeigen‘. Die Betonung auf der zweiten Silbe deutet auf den fremden Ursprung und die verhältnismäßige Neuheit der Entlehnung, die wohl erst stattfand, als die Monstranzen ansehnliche, kostbare Kunstwerke geworden waren und somit die Augen des Volkes mehr auf sich zogen als vorher.

Es war ferner nur natürlich, daß die im vierzehnten Jahrhundert aufkommende religiös-theologische Richtung der Mystik, eine durch den kirchlichen Verfall hervorgerufene Reaktion des religiösen Gefühlslebens, auch in der Sprache einen gewissen Niederschlag zurückließ. Die Vertreter dieser Richtung gingen über die verstandsmäßige äußere Lehre hinaus zum unmittelbaren inneren Anschauen, erstrebten das Absterben der Seele für die Welt und die Geburt oder Auferstehung Gottes im Menschen. Sie schrieben ihre Bücher und Traktate über Dinge des Glaubens und des inneren Lebens nicht, wie vorher üblich, in der Sprache der Gelehrten, die doch immer nur verhältnismäßig wenigen zugänglich war, sondern in der des Volkes und erlangten deshalb durch diese Schriften sowie durch ihre deutschen Predigten und Vorträge einen gewaltigen Einfluß auf die Laienwelt, namentlich auf die Frauen. Besonders die Nonnenklöster standen diesen Einwirkungen offen. Es gibt Tischreden oder *colâtzen*, *collâcien*[1]

1) Das Wort stammt vom lat. *collatio* d. i. ‚Gleichnis‘, dann überhaupt ‚Gespräch, Rede‘, wie auch aus *parabola* ‚Gleichnis‘ *parole* ‚Wort‘ wurde. Man las in den Klöstern abends das Buch des heiligen Cassianus (um 400): collationes patrum Sceticorum, welches Vorschriften für das

von Meister Eckart, Hermann von Fritzlar u. a., die eigens zum Vorlesen bei den Mahlzeiten der Nonnen geschrieben worden sind.[1] All die neuen Gefühle und Gedanken, all die Ergüsse der frommen Empfindung in deutsche Worte zu fassen, war keine Kleinigkeit. Eckart, Nikolaus von Basel, Tauler, Suso und wie sie alle heißen, hatten schwer mit dem Ausdruck zu ringen, aber sie eröffneten der Sprache, ähnlich wie die Bekehrer des 8. und 9. Jahrhunderts, neue Gebiete und machten sie auch für den abstrakten und philosophischen Ausdruck geschickt, was dann den Reformatoren, ja noch der Philosophie des 19. Jahrhunderts zugute kam.[2] Sie bildeten z. B. vermittelst der Ableitungssilben -heit und -ung zahlreiche neue abgezogene Begriffe, wie *nihtheit, inwendecheit, unwandelbærecheit, vernihtunge*. oder aus dem lat. *simplex simpelheit*. Aber auch zu lateinischen Ausdrücken griffen sie, um auszudrücken, wofür die deutsche Sprache noch keine Worte hatte. Von jubilieren ist bereits oben (S. 30) die Rede gewesen. Das mystische Versenken in Gottes Allmacht, Herrlichkeit und Liebe nannten sie spekulieren, meditieren, kontemplieren mit den dazu gehörigen Substantiven Spekulation, Meditation, Kontem-

---

mönchische Leben enthält. Danach erhielten die Mönche eine Erfrischung, Obst oder einen Trunk. Auf diese letztere ging das Wort *collatio* bald über und bürgerte sich im 16. Jahrh. im Deutschen als Kollation, gekürzt Collatz, in dem allgemeinen Sinne von Zwischenmahlzeit, Imbiß ein; dasselbe bedeutet frz. *collation*.

1) Wackernagel, Literaturgeschichte S. 426.

2) Koberstein, Literaturgeschichte I, 425 ff.

plation oder verdeutscht im Plur. *speculacien* (III, 341. D. W. X, 1, 2134), *contemplacien* d. h. beschauliche Betrachtung des Verhältnisses, in dem die eigene Seele zu Gott steht. Die Heimsuchungen Gottes an der menschlichen Seele bezeichneten sie mit dem Bibelworte *visitare* visitieren, die geistlichen Gesichte und Erscheinungen, die ihnen wurden, mit Vision, *visiôn, visiûn* aus *visio;* auch das Wort Phantasie *phantasîe* haben sie in unserer Sprache eingebürgert (s. III, 340 f.).

Im Zusammenhang mit der mystischen Bewegung steht der Drang nach einem allgemeinen Priestertum auch der Laien, das Streben nach der reinen unverfälschten Quelle der christlichen Religion, das Verlangen, die heiligen Schriften in der Muttersprache zu lesen, und infolgedessen die zunehmende Verbreitung deutscher Übersetzungen von ihnen.[1] Daher kam es, daß für die heilige Schrift ein neues Wort aufkam, welches mit den älteren Bezeichnungen (vgl. S. 6. 95) in erfolgreichen Wettbewerb trat. Aus dem griech.-lat. *biblía,* dem Plural von *βιβλίον* ‚Buch', den man aber, wie wir dies schon bei den Obstnamen beobachtet haben (I, 159), als Femin. Sing. ansah, wurde ein deutsches *biblie,* dann Bibel abgeleitet. Eine vulgäre Nebenform von Bibel ist das seit dem 15. Jahrh. zuerst im Niederdeutschen auftretende Fibel, die als ‚kleine Bibel' bezeichnet wurde und urspünglich nur Bibelabschnitte und Katechismus enthielt. Abgeleitet davon wurde nd.

1) Wackernagel, Literaturgeschichte S. 422.

Fibeliste, Fibliste, auch latinisiert Fiblista, soviel wie Abc=Schütze.

Andere geistliche Ausdrücke, die in dieser Zeit aufkamen, sind Pastor (14)[1]; Vikar, *vicâri, vicârier* Stellvertreter; Präbende für das ältere Pfründe (I, 249) aus mlt. *praebenda* (daher altnd. *prevenda*) ‚das zu Gewährende' = der dem Geistlichen zukommende Lebensunterhalt; *processje* aus dem Nominativ *processio,* und *processiône* Prozession (15) aus dem Akkusativ desselben Wortes; Brevier (15) *breviere* aus *breviarium* ‚kurzes Verzeichnis', dann Betformelbuch; Primiz, die erste Messe eines neugeweihten Priesters, aus lt. *primitiae* ‚Erstlinge der Früchte', ist literarisch erst im 19. Jahrh. belegt, im katholischen Süddeutschland aber sicher schon seit Ausgang des Mittelalters bekannt und gebräuchlich. Das interessanteste Wort aber ist ein neuer Ausdruck für die Hölle, der diese mittels einer weitverbreiteten Anschauungsweise als Wirtshaus, den Teufel also als der *helle wirt* (Parz. 119, 25) kennzeichnet; es ist der Nobiskrug. Die erste Hälfte des Wortes stammt aus der häufigen Verbindung *in abysso,* also ‚Krug d. i. Schenke im Abgrund'. Das Mittelalter dachte sich die Hölle als tief im Abgrund der Erde liegend. Daher heißt sie auch mhd. *daz abgründe,* eine Übersetzung von gr.=lt. *abyssus.* Das Wort ist ursprünglich niederdeutsch, zeigt durchaus populäres Gepräge und hat die Nebenformen *obiskrug*

---

1) Germania 28, 394 (III, 17).

(ohne *in*) und *nâbiskrug*. Es ist im 15. Jahrh. ins Hochdeutsche aufgenommen, dann als Literaturwort verschollen, in neuester Zeit aber wieder aufgenommen worden, z. B. von Heinrich Seidel in dem Märchen von den Monaten, die sich im Nobiskrug versammeln; hier hat das Wort die übertragene Bedeutung ‚entlegenes Wirtshaus, Grenzschenke‘.

Wie eng das geistliche Wesen mit dem Erwerbs- und Gewerksleben zusammenhing, läßt sich daraus abnehmen, daß auch in dieser Periode eine neue Getränkbezeichnung aus dem Klosterwesen hervorging, gerade wie in der vorigen ‚Bier‘. Der alte Ausdruck für dünnes Gesindebier Kofent stammt nämlich her vom mlt. *coventus* (daher auch frz. *couvent*) aus lateinischem *conventus*, eig. Zusammenkunft, dann Versammlung der Mönche, überhaupt Kloster. Er bezeichnet also das Bier, das der ‚Konvent‘ für gewöhnlich trank im Gegensatz zu dem stärkeren Bräu, das sich der Herr Abt genehmigte und seinen Gästen vorsetzte.

Neue Gewerksworte dieser Epoche sind Pulver (14), mhd. *pulver* ‚Staub, Asche‘, seit dem 15. Jahrh. auch ‚Schießpulver‘, aus der lt. Nebenform *pulver* von *pulvis*; Puppe (15) aus lt. *puppa* ‚Mädchen‘, zunächst von den umherziehenden Gauklern für ihre Marionettenfiguren gebraucht und dann übertragen auf die nach diesen hergestellten Kinderspielzeuge, die man früher *docke* nannte und in der Schweiz noch jetzt so nennt; das Verbum radieren (15) aus *radere*, vgl. III, 317: dem Fleischergewerke gehört an der Aus-

druck Kaldaunen, *kaldûne* aus mlat. *calduna* (von *calidus* ‚warm'), das die noch dampfenden Eingeweide frischgeschlachteter Tiere bezeichnet: der Lederfabrikation das Wort Sämischgerberei, Sämischleder, sämischgar. Diese neue Art der Gerberei mit Fettbehandlung der Häute, welche dem Leder lockere Weichheit und Waschfähigkeit gibt, tritt im 15. Jahrh. als *schemisch* und *semisch* auf, mlat. *semistinum*. Da dazu hauptsächlich Wild- und namentlich Gemsenleder genommen wird, da ferner das engl. *shamois* oder *shammy* ‚sämisch' offenbar dasselbe ist, wie *shamois* ‚Gemse', so stammt das Wort höchst wahrscheinlich von dem frz. *chamois* ‚Gemse' her.[1]

Besonders eigentümlich ist die Bedeutungsentwicklung zweier Wörter gewesen. Das lat. *focarius*, nämlich *follis*, ‚zum Herde gehöriger Blasebalg' wurde zu einem Gewerkwort der Schmiede: *focker*, *focher*, *föcher*, *fücher*, auch die *foche*. Man bezeichnete damit aber nicht bloß den Blasebalg, sondern auch ein aus nebeneinandergehefteten Gänsefedern hergestelltes Gerät zum Anfachen der Kohlen; im 17. Jahrh. entwickelte sich daraus Fächer in seiner heutigen Bedeutung als Luxuswedel der Damen, der zwar schon im 16. Jahrh. aus

1) So Heyne. Kluge ist geneigt, das Wort auf gleichbedeutendes russ. *zamscha* zurückzuführen. Hi. leitet es von tschechisch *zamisch* ab. Dann würde das Wort also zu den Lehnworten aus dem Osten ins IV. Kap. gehören. Doch dürfte nach dem oben dargelegten Sachverhalt das slawische Wort aus dem Französischen oder Deutschen herzuleiten sein.

Frankreich nach Deutschland kam, aber zuerst nur mit dem französischen Worte *éventail* benannt wurde. Die neue deutsche Benennung scheint dem Ziergeräte zuerst spottweise von wackern deutschen Hausfrauen beigelegt worden zu sein, die sich über das neumodische elegante Ding dadurch lustig machten, daß sie es mit dem alten ehrlichen Kohlenfächer verglichen.[1] Zu *focker* gehört der alte Haus- und Handwerksausdruck *fochen, fachen* ‚wehen, blasen', das jetzt nur noch in anfachen gebräuchlich ist. Von der Umbildung Fechel (17) rührt unser fächeln her.

Unter den im Mittelalter bekannten Edelsteinen haben wir oben S. 103 auch den Beryll gefunden. Diesen sowie den mit ihm häufig verwechselten Bergkristall legte man in kreisrunder Gestalt und konvex geschliffen in Reliquienkasten und Monstranzen ein, um den Inhalt sichtbar zu machen. Dabei machte man die Beobachtung, daß ein auf diese Art geschliffener Stein oder Kristall vergrößernd wirkt, und benutzte ihn daher seit etwa 1300 zur Anfertigung von Augengläsern, die man ‚Augenspiegel' oder auch nach dem Stein, woraus sie gemacht wurden, mhd. *der berille,* frühnhd. der Brill nannte. Unser heutiges Femininum die Brille ist aus dem Plural hervorgegangen, indem die beiden

1) Heyne, Wörterbuch s. v. — Hi. führt frühnhd. *fochen* direkt auf mlt. *focare* ‚entzünden' zurück. — Die Verschiebung des *k* zu *ch* in Focher und fochen läßt eine Entlehnung schon in der Römerzeit als möglich erscheinen. Das Wort würde dann in die Reihe Fackel, Kerze (I, 222), Kamin (I, 140) gehören.

Berylle zu einer Einheit zusammengefaßt wurden. Erst allmählich lernte man die Brillen aus Glas herzustellen. Auch in das Französische ging *berille* mit mouillierter Aussprache über; daraus wurde wieder das Verbum *briller* abgeleitet, dessen Partizipium Brillant den geschliffenen und stark fazettierten Beryll, dann auch den ähnlich geschliffenen Diamanten bezeichnet (IV, 223).

Von gelehrten Ausdrücken sind zu nennen Larve aus *larva* mit volkstümlicher Aussprache des *v* = *f* (vgl. I, 20), zunächst in der Bedeutung ‚Gespenst, Schreckgestalt', dann ‚schreckende Gesichtsmaske, Maske' überhaupt. Ferner Skrupel aus *scrupulus*, eigentlich ‚spitzes Steinchen', dann ‚Bedenklichkeit', Bestie seit dem 14. Jahrh. aus *bestia*, zunächst für die fremden wilden Tiere und Fabelwesen, die das spätere Mittelalter kannte und abbildete (Luther, 1. Maccab. 6, 37 von Elefanten), dann auch von Wölfen, Bären und andern einheimischen wilden Tieren, frühnhd. auch Scheltwort, wie schon *bestia* bei Plautus. In stark tadelndem Sinn wurden dann im 16. J. bestialisch und Bestialität davon abgeleitet. Das nd. Beest s. III, 61. Sodann die medizinischen Ausdrücke Doktor statt des älteren ‚Arzt' (I, 228), zuerst in einer Straßburger Zunftordnung von 1500 (vgl. III, 32), Puls (15) aus *pulsus* ‚Aderschlag', ein internationaler Ausdruck. Pestilenz (14), mitteld. *pestilencie* mit der Ableitung pestilenzisch (15), pestilentialisch (16), später durch Pest (17) ersetzt, und Lakritze *lackeritze*, welches durch mlat. *liquiritia* auf gr.-lt. *γλυκύρριζα* ‚Süßwurzel' zurückgeht; denn

14*

durch das Einkochen des Saftes dieser Wurzel wird die Lakritze hergestellt. Die zahlreichen Formen und Umdeutungen des Wortes, z. B. ‚Leckerize‘ mit Anklang an ‚lecken‘ und ‚lecker‘, wobei auch Vermischungen mit ‚Latwerge‘ (S. 109) vorkommen, beweisen die Popularität und Beliebtheit dieser Volksarznei in Stangenform.

Einen bedeutenden Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens bringt die Gründung von Universitäten in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts: Prag wurde 1348, Wien 1365, Heidelberg 1385, Köln 1388, Erfurt 1392 und Leipzig 1409 gestiftet. Der Ausdruck Universität selbst erscheint erst im frühen 16. Jahrh., noch etwas früher um 1500 die Verdeutschung ‚hohe Schule‘. Aber der Student, mhd. *studente* von *student-em*, tritt schon gegen Ende des Mittelalters auf. Später wurde ihm durch ein anderes Wort Konkurrenz gemacht. Aus dem griech. *βύρσα* ‚Haut, Fell‘ ging ein romanisches Wort *bursa* hervor, welches infolge des wachsenden Handels- und Geldverkehrs in das Deutsche übernommen wurde und schon im Ahd. als *burissa* ‚Täschchen‘ belegt ist. Während des Mittelalters entwickelte sich im mhd. *burse* aus der Geldtasche die Bedeutung ‚gemeinschaftliche Kasse‘. Dann wurde auch die aus dieser gemeinsamen Kasse und in einer gemeinsamen Wohnung lebende Genossenschaft, auch die Wohnung selbst mit dem Worte *burse* bezeichnet. Solche ‚Bursen‘ kamen zuerst um 1250 in Paris auf, zunächst um den studierenden Weltgeistlichen

dieselben Vorteile zu gewähren, welche die Ordensgeistlichen durch ihr Zusammenleben genossen, und verbreiteten sich, weil sie sich als praktisch erwiesen, rasch zu den anderen Universitäten auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Die Kassen waren durch geistliche oder landesherrliche Stiftungen fundiert. Das einzelne Mitglied der Genossenschaft (mlt. *bursarius*) hatte daher freien Unterhalt und Wohnung. In Deutschland verstand man im 15. Jahrh. unter die *burs* oder die Bursch eine in einem Hause unter Aufsicht eines Magisters lebende Schar von Studenten. Im 16. Jahrh. wurde die Bedeutung erweitert zu einer Rotte junger Leute überhaupt, besonders mit Beziehung auf gemeinsame Trinkgelage, aber auch von Kriegsleuten, Zigeunern u. dgl., also etwa gleich ‚Bande'. Der einzelne aus solcher Schar hieß Bursant oder Burschgesell, bis im 17. Jahrh. aus dem als Plural aufgefaßten ‚die Bursch' ein neuer Singular der Bursch gebildet wurde. Damit bezeichnet man jeden jungen Mann nicht vornehmen Standes, z. B. den Handwerks-, Jäger-, Offizierburschen, besonders aber den Studenten im Gegensatz zum ‚Philister'. Dies letztere ist neuerdings wieder abgekommen; der Student ist jetzt vornehmer als der Bursch. Beim weiblichen Geschlecht hat das Wort ‚Frauenzimmer' genau die gleiche Entwicklung vom Ort durch den Kollektivbegriff zum Einzelwesen gemacht. Die Aufnahme in eine Burse war natürlich eine große Vergünstigung und pekuniäre Erleichterung; daher heißt frz. *la bourse* jetzt ‚Freistelle, Freitisch, Stipendium'.

In den Niederlanden dagegen, zuerst in Brügge, wurde das Wort auf das Haus übertragen, wohin sich die Kaufleute begaben, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Besonders berühmt und viel besucht war das Institut in Amsterdam. Statt *burse* sagte man im Ndl. *beurs* oder *börs*, eine Aussprache, die im 17. Jahrh. auch ins Hochdeutsche übertragen wurde als Börse. Auch in der anderen Bedeutung ‚Geldbeutel‘ ist das französische Wort durch holländische Vermittlung zu uns gekommen.

Die ‚wilden Burschgesellen‘ schlugen nicht selten über die Schnur und mußten dann zitiert werden, um Vermahnung und Strafe zu empfangen. Die Beamten, deren sich die geistlichen Behörden zu solchen Vorladungen bedienten, hießen schon um 1350 im Mlat. *bedelli, bidelli, pedelli*, Pedell, frz. *bedeau* ‚Gerichtsbote‘. Der Ausdruck geht auf das ahd., von *bitten* ‚einladen‘ herstammende *bitil* zurück, ist mithin etymologisch nicht mit dem gleichbedeutenden ‚Büttel‘, ahd. *butil* von ‚bieten‘ verwandt. Der ‚Pedell‘ ist also ein rückgeflossenes Lehnwort, trotzdem aber jetzt leider durch den nichtssagenden ‚Schuldiener‘, verdrängt, den man neuerdings zu einem widersinnigen ‚Hausmeister‘ erhoben hat. Nur an den Universitäten gibt es bei akademischen Akten noch die altfeierlichen Pedelle in ihrer alten Amtstracht. — In den Kreisen der Studenten bildete sich bald ein besonderes Jargon aus, in welchem mit Vorliebe lateinische Wörter verwendet und popularisiert wurden. Auf diese Studentensprache, die sich dann

in der folgenden Periode reicher entwickelte, möchte ich die Aufnahme von Wörtern wie Vettel (15) aus *vetula*, simpel nebst *simpelheit* (15) aus *simplex* zurückführen. *Simpel* ist auch substantiviert worden: er ist ein Simpel. Über simpeln s. IV, 465.

Die Sprache der Regierung und Verwaltung bereicherte sich durch Provinz (14) zuerst am Niederrhein *provincie* in kirchlicher Bedeutung ‚Bezirk eines Erzbistums' aus *provincia*, Prozeß (14) in der Bedeutung ‚Erlaß, gerichtliche Entscheidung' aus mlt. *processus* ‚gerichtliche Handlung, Rechtstreit', Pön (14), mhd. *pên(e)* Buße, sei es kirchliche, sei es gerichtliche aus *poena*, in derselben Bedeutung Pönitenz, ahd. *pênitenz* aus *poenitentia*, das im Kirchenlatein unter Anlehnung an *poena* auch ‚Strafe' heißt. Finanzen, zuerst im 14. Jahrh. im Kölnischen als *finantie* in der Bedeutung ‚unredliche Geldgeschäfte, Wucher, Betrügerei' bezeugt; diese Form beweist zugleich, daß das mlat. *finantia* (von roman. *finare* ‚beendigen, bezahlen') ‚Terminzahlung, Schlußleistung' die Quelle des deutschen Wortes ist, nicht das frz. *finances*, unter dessen Einfluß es dann allerdings seine heutige Bedeutung und Verbreitung gewonnen hat. Ferner Protokoll aus mlat. *protocollum*, gr.-byz. *πρωτόκολλον*, das in der byzantinischen Gerichts- und Verwaltungssprache das den aus Papyrusrollen bestehenden Urkunden vorgeleimte Blatt (*πρῶτος* und *κόλλα* ‚Leim') bezeichnete. Auf diesem stand zu lesen, unter welchem kaiserlichen Hofschatzmeister und von wem die betreffende Papyrus-

rolle angefertigt war. Dann ging diese Bezeichnung auf das Schriftstück selbst über und wurde zuletzt im Sinne von Sitzungs- und Verhandlungsbericht jeder Art gebraucht. Das Inhaltsverzeichnis eines Aktenkonvoluts oder einer Schrift hieß Register (14) aus mlat. *registrum,* einer Nebenform von spätlt. ntr. plur. *regesta* ‚Verzeichnis', eigentlich ‚das Eingetragene' von lt. *regerere.* Das mlat. *registrum* bezeichnete aber auch die Schnur, welche zwischen die Blätter gelegt wurde, um eine Stelle rasch zu finden, und wurde dann auch auf andere Schnuren übertragen, z. B. auf das *registrum campanae,* das Zugseil der Glocke und auf die Schnur der Schiebevorrichtung, durch welche bei den Orgeln eine Pfeifenreihe in oder außer Gebrauch gesetzt wurde, und dann diese Pfeifenreihe, das Orgelregister selbst; von dort ging das Wort dann sogar auf die menschliche Stimme über.

Ein anderes Wort für Register, Urkunde war mhd. *der* oder *diu rotel* oder *rodel* von lat. *rotulus* oder *rotula,* eigentlich ‚Rädchen', dann ‚walzenförmig zusammengebogenes Stück Papier', in der Schweiz noch jetzt als ‚Schulrodel, Gantrodel' usw. erhalten. Bei uns wurde daraus, zuerst am Niederrhein, unter dem Einfluß des frz. *rôle,* älter *rolle,* Rolle (15), das zunächst ebenfalls die Bedeutung ‚Verzeichnis' hatte — wir reden ja noch von einer Stammrolle (Verzeichnis der Heerespflichtigen), Bürger-, Steuerrolle —, später aber seinen Sinn nach mannigfachen Seiten hin erweiterte (III, 298). Als Unterschrift setzte man unter

die Urkunden ein *datum* ‚gegeben‘ mit Angabe des Tages. Daraus entstand unser Substantivum Datum (14), wovon weiter datieren (15) abgeleitet wurde. In diesen Zusammenhang gehören auch Rubrik, mhd. *rubrik* ‚rote Tinte‘, dann ‚Aufschrift, Überschrift‘, aus lt. *rubrica* ‚rote Erde‘, bei den lateinischen Rechtsgelehrten seit dem 3. Jahrh. dann rotgeschriebener Titel eines Gesetzes, und Klausel (E. 14) aus *clausula*, das bereits im Mlat. aus der Bedeutung ‚Schlußsatz‘ in die von ‚Einschränkung, Ausnahme‘ übergegangen war. Rechts- und Verwaltungsworte des späten Mittelalters sind auch Gespons, spätmhd. *gespunse, gesponse* aus lt. *sponsus*, der oder die Verlobte (vgl. IV, 104). Ferner die alliterierende Formel null und nichtig (16) aus lt. *nullus*, it. *nullo*; früher (E. 15) mit italienischem Rechnungswort *nulla* ‚Nichts‘ und noch nicht gereimt: Nulla und unkräftig sein (E. 15, das Weitere s. III, 253). Endlich Polizei aus gr.-lt. *politīa* (πολιτεία) ‚Verfassung, Staatsverwaltung‘, mlt. *policīa*, Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Sicherheitsbehörde. Andere Staats- und Rechtswörter des 15. Jahrhunderts, wie Regent, Regiment, Rebell, Staat, Tribut, siehe Bd. IV, Kap. IX.

Ein militärischer Ausdruck ist *die trosse* (15) ‚Heergepäck‘ aus mlat. *trossa*, woraus auch frz. *trousse*, später der Troß; schon früher entlehnt war aus dem dazugehörigen *trossare* das Verbum *trossen* ‚packen‘. Dies *trossare* geht durch ital. *torciare*, mlat. *tortiare* auf lat. *tortus* ‚gedreht‘ zurück, also ‚drehen, winden,

zum Bündel schnüren' (Diez I, 417, Körting 9619). Unmilitärisch ist die gefährliche Mörderwaffe, die sich so leicht verbergen läßt, der Dolch, die seit etwa 1500 zuerst als Tolch auftritt und sich rasch verbreitet. Das Wort stammt nicht, wie man früher annahm, aus dem Slawischen, sondern geht auf das gr.-lat. *dolo*, eine Art Stockdegen, zurück. Es erscheint zuerst im Mndl. als *dol* und muß hier eine sehr alte Entlehnung sein.

Neben dem Einfluß des Lateinischen dauert der des Französischen fort. Ein noch mittelalterliches Wort ist *anvanz, alvanz, alfanz* aus dem afrz. Nominativ *enfanz*[1], eigentlich bloß ,junger Mann, Diener', dann in deteriorisierter Bedeutung ,hergelaufener Schalk', auch sachlich ,Possen, Betrug', daher bei Luther *alfanzen* und das noch jetzt in Wien übliche, aber auch sonst namentlich in der Schulsprache gebrauchte Alfanzereien (16) = Narreteien. Neben der vollen Form ist die abgekürzte *vanz* vorhanden gewesen, woher mhd. *vänzelîn, alvenzlîn* ,junger Schalk, junge Dirne', und dialektische Ableitungen fanzen, fenzeln ,Possen treiben, zum besten haben' (Hl.). Fant ,junger Mensch', wird in der Regel auf Fanz durch nd. Einfluß zurückgeführt, ist aber wohl das neben *enfanz* stehende frz. *entfant,* hat also einen andren Ursprung als nd. *vent* aus *vemnot* (IV, 442).

---

1) Hirts Abl. von it. *all'avanzo* ,zum Gewinn' erscheint gekünstelt.

Im übrigen bildet das niederrheinische Gebiet nach wie vor das Land der Vermittlung. Die größere Zahl der im 14. und 15. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnten Worte läßt sich auf deutschem Boden zuerst im Niederländischen und Kleveschen nachweisen. So z. B. ein rein volksmäßiges Wort wie Pfote, im Niederrheinischen des 14. Jahrh. *pōte,* aus einer Grundform *pauta*, die im provenc. *pauta* erhalten und im Altfrz. zu *poë* geworden ist; zu ihr steht das neufrz. *patte* in noch unaufgeklärter Beziehung. Das *pf* des Anlautes im Hochdeutschen beruht hier selbstverständlich nicht auf Lautverschiebung, sondern auf Analogiebildung; man war eben gewohnt, die niederdeutschen *p* durch *pf* zu ersetzen.

Betrachten wir die französischen Entlehnungen dieser Periode nach ihrer inhaltlichen Seite, so stoßen wir zuvörderst auf einige Nachzügler aus der höfischen Epoche. Zu dem ‚Prinzen' (S. 136) findet sich im 14. Jahrh. am Niederrhein eine *prinzin* ein, die es aber nicht zu einer langen Lebensdauer brachte. Sie mußte im 15. Jahrh. der französischen *princesse* weichen, die in derselben Gegend zuerst als ‚Printzesse', dann als ‚Prinzeß' auftauchte, um durch Anhängung von *-in* als Prinzessin vollständig deutsches Bürgerrecht zu erlangen. Sodann kehrte im 14. Jahrh. ein weitverbreiteter germanischer Kriegsausdruck in neuer ritterlich-höfischer Aufmachung zu uns zurück. Bei Tacitus (Ann. 2, 11) lesen wir von einem Bataver, namens *Chariovalda,* und derselbe Name kehrt im Nordischen

als *Harald* wieder. Im Ahd. muß das Wort *heriwalt* ‚der des Heeres waltende‘ gelautet und einen hohen Anführer bezeichnet haben. Doch verschwand dieser Titel wie so viele andere Kriegsausdrücke (*hadu, gunda, hilda* u. a.) früh, war jedoch vor seinem Absterben, wie ebenfalls sehr viele, in die romanischen Sprachen übergegangen: span. *haraldo,* it. *araldo.* Im Afrz. lautete er *héralt* (seit Ende des 12. J. belegt), und dies Wort ging nun ins Deutsche als *heralt* Herold zurück und wurde hier mannigfach durch Volksetymologie umgeformt, so zu *herholt, ehrenholt* (16. J.) u. dgl. Aus dem herrschenden Kriegsmanne war aber inzwischen ein friedlicher Bote oder ein Aufseher beim Turnier- und Wappenwesen geworden; von ihm erhielt das letztere auch seinen späteren Namen ‚Heraldik‘. Die Geschichte des Wortes ist also ähnlich der von ‚Banner‘ (S. 149), ‚Tartsche‘ (S. 147). Ein dritter Nachzügler aus der höfischen Zeit ist das Visier aus *visière* von *vis* (lt. *visum*) ‚Gesicht‘, also ‚Gesichtsschutz‘. In der Blütezeit des Rittertums sagte man dafür *barbiere* ‚Bartschutz‘ (S. 146).[1] Als Bezeichnungen modischer Tracht und Waffen darf man an diese höfischritterlichen Ausdrücke unmittelbar anschließen mhd. *bônit* aus afrz. *bonet* von *bon,* frz. *bonnet* ‚Mütze‘, so benannt von dem guten Stoff, aus dem die Kopfbedeckung gefertigt ist[2], und Degen (um 1500), älter Dagen,

1) Schultz II, 64 ff. — Das Verbum *visieren* ist auch schon mhd., was ‚modellieren, darstellen, schildern‘ bedeutet.
2) Heyne, Körperpflege S. 299.

dann Dägen, Dege, Deg, aus dem seinem Ursprunge nach unerklärten frz. *dague* (mlt. *dagua* zuerst um 1150 in Frankreich).

Der Einfluß der französischen Kochkunst macht sich in dieser Periode weniger geltend. Suppe (15) ist zwar ursprünglich nd. (*suppe, soppe*), aber durch afrz. *souppe* in der Bedeutung stark beeinflußt, vielleicht sogar neu daraus entlehnt worden; *souppe* selbst geht auf den nd. Wortstamm *sūp-*, hd. *sauf* zurück. Ein neues modisches Tisch- und Küchengerät ist der Teller (14), mhd. *teler*, *teiler* aus frz. *tailloir* ‚Vorlegebrett' oder it. *tagliere* ‚Hackbrett, Anrichteteller', einer Ableitung von frz. *tailler*, it. *tagliare*, schneiden (vgl. *tailleur* ‚Schneider'), welches Verbum von einer vox rustica *inter-talcare* ‚Zweige abschneiden' herstammt.[1] Bei seiner Übernahme bedeutete das Wort also ein Anrichtebrett, auf dem gehackt und geschnitten wird, noch nicht den dem einzelnen vorgesetzten Teller. Diese kamen erst im 16. Jahrh. zu allgemeiner Anwendung.[2] — Ein französisches Modewort ist wohl auch das Adj. rund, welches uns bereits in ‚Tafelrunde' (S. 125) entgegengetreten ist, im übrigen aber im Mhd. noch sehr selten war. Im 15. Jahrh. geht dann das frz. *rond*, aus lat. *rotundus* zu *rota* ‚Rad', ins ndl. (*ront*) über und wird bald auch im Hochdeutschen allgemein statt des alten, einheimischen *sinewel*.

1) Diez I, 407. Die letzte Quelle ist *talea* ‚abgeschnittener Zweig'. Körting 9348. 9350.
2) Schrader, Reallexikon 855.

Aus dem frz. Substantivum *le rond* wurde das, früher auch der Rund (17.), eig. Kreis, von den Dichtern des 17. Jahrhunderts gern für Erdkreis, Weltall gebraucht. Das Wort hat überhaupt im Deutschen viele neue Zweige getrieben, ein Zeichen seiner Volkstümlichkeit, z. B. Rundung, rundlich, rundum, Rundreise, Rundschau usw. Das militärische Runde oder Ronde aus *le ronde* s. IV, 80, Rundel IV, 15.

Eine durchaus volkstümliche Entlehnung aus einem spezifisch französischen Worte ist ferner hantieren, mndl. *hantîren* oder *hantieren* (14). Es entstammt dem frz. *hanter* (12) ‚oft besuchen, hin- und herziehen‘. Darum wurde es auch im Deutschen zunächst von dem mit seinen Waren herumreisenden Kaufmann gebraucht, später durch volksmäßige Umdeutung an ‚Hand‘ angelehnt, *handieren* oder *handtieren* geschrieben, und in die Bedeutung ‚Handarbeit verrichten, die Hände rühren‘ übergeleitet. Übrigens ist das frz. *hanter* wahrscheinlich aus germanischer Wurzel entsprossen, nämlich dem altn. Verbum *heimta* ‚heimführen, zurückverlangen, voll Zuneigung aufsuchen‘, das jedenfalls durch die Normannen nach Nordfrankreich gebracht worden ist.

Die eigentlichen Handels- und Gewerbeausdrücke sind indessen nicht speziell französisch, sondern mehr international und leiten ihren Ursprung über Frankreich zurück nach dem Becken des Mittelmeeres, besonders nach Italien. Von dort her erfuhr Deutschland auch während des ausgehenden Mittelalters sehr starke Anregungen und Förderungen in allem, was Handel und

Gewerbe betrifft. Der deutsch-italienische Handel schlug aber nicht mehr bloß den Landweg über Oberitalien und die süddeutschen Städte ein, sondern er ging in noch stärkerem Maße zur See um Spanien und Portugal herum. Wir haben oben (S. 198) von den Fahrten der Flandrer und Friesen nach dem Mittelmeer und der Levante gesprochen. Diese direkten Beziehungen zum Orient bewirkten einen neuen Aufschwung des von der Natur so begünstigten und von alters her in so hoher Blüte stehenden (S. 125) Kulturgebietes am Niederrhein, und das veranlaßte wiederum die findigen und unternehmenden Kaufherren von Genua und Venedig, diese für einen schwunghaften Handel so geeigneten Gegenden selbst aufzusuchen. Sie richteten seit etwa 1300 einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Antwerpen, Brügge und anderen niederländischen Hafenplätzen ein.[1] Auf diesem neueröffneten Seewege, durch den die beiden bisher nur durch einen mühseligen und kostspieligen Überlandhandel verbundenen Handelsgebiete in unmittelbare Verbindung gesetzt wurden, vollzog sich der Kulturaustausch zwischen dem Süden und dem Norden nunmehr viel rascher und wirksamer als auf dem langwierigen und beschwerlichen Landwege über die Alpen, der zum Transport von Massengütern weit weniger geeignet war. Es drangen daher auf diesem Wege durch niederländische und niederdeutsche Vermittlung eine Menge romanische Wörter in das

1) O. Schrader: Die Deutschen und das Meer, S. 13. — Prutz 363. 471.

Hochdeutsche, sei es unmittelbar aus dem Italienischen, sei es aus dem Französischen, sei es aus dem Lateinischen. Denn dieses behauptete damals noch seinen Rang als abendländische Weltsprache, hatte aber aus den romanischen Sprachen im Laufe der Zeit zahlreiche Volksausdrücke in sich aufgenommen, so daß es in vielen Fällen unmöglich ist zu entscheiden, ob ein Wort aus dem Französischen oder Italienischen oder Mittellateinischen entlehnt worden ist.

Wie stark der Seeverkehr zwischen dem Mittelländischen Meere und der Nordsee gewesen sein muß, werden wir besonders erkennen, wenn wir unsere seemännische Sprache und ihre Entlehnungen aus dem Süden betrachten. Als Mittelglied schiebt sich zwischen das Romanische und Hochdeutsche aus den angegebenen Gründen jetzt häufig das Niederländisch-Niederdeutsche.

Griechischen Ursprungs ist Golf, spätmhd. *golfe* aus frz. *golfe*, it. *golfo*, das aus spätgr. *κόλφος* für *κόλπος* entstanden ist; Kalm (16) ‚Windstille‘ aus nd. *kalm*, frz. *calme* aus *καῦμα* ‚Hitze‘; Pilot (16) aus ndl. *piloot*, frz. *pilote*, it. *pilota*, altit. *pedota*, welches durch ein vorauszusetzendes *πηδώτης* von *πηδόν* ‚Steuerruder‘ herkommt; Pumpe[1], ndl. *pomp*, frz. *pompe*, span. *bomba* von spätlt. *bombire* aus *βομβεῖν* ‚dumpf rauschen, summen, brummen‘.

Lateinisch ist Kurs ‚Schiffsbahn‘ (16) aus *cursus*. Koje (16.) ndl. *kooi*, welches dasselbe Wort ist wie mhd.

1) Das *l* in ‚Plumpe‘ ist unorganisches Einschiebsel, veranlaßt durch die Interjektion ‚plump‘.

kouwe Kaue, ‚Schachthäuschen, Waldhütte‘ und von *cavea* ‚Käfig‘ (I, 190) durch die Mittelform *cauja* gebildet ist. Ferner Back ‚große Schüssel, in der einer bestimmten Anzahl von Seeleuten das Essen aufgetragen wird‘, ndl., nd., engl. *back* aus spätlat. *bacca* ‚Wassergefäß‘[1]; daher rührt auch mit verdeutlichendem Zusatz (S. 60, A. 2; 90; 188) der Backtrog, der also nichts mit ‚backen‘ zu tun hat. Endlich noch das erst im 17. J. in Niederdeutschland sich einbürgernde Auster[2], aus ndl. *oester*, dessen *oe* wie *û* gesprochen wird und daher hochd. *au* ergab. Den niederländischen Ursprung zeigen noch die älteren Schreibungen Oester und Uster. Das ndl. Wort beruht auf gr. *ὄστρεον*, lat. *ostrea*, aus dem auch frz. *huître* stammt. Die Austern sind zwar an der Nordseeküste heimisch, sie zu genießen lernten die Deutschen aber erst von den Romanen, geradeso wie ehemals Fische und Muscheln zu essen von den Römern (I, 202; II, 61). — Auf einen weiteren Fortschritt des Fischfangs weist auch die Entlehnung von gr.-lt. *pera* ‚Sack‘ hin, mhd. *bëre* ‚sackförmiges Fischernetz‘, in das die Fische getrieben wurden.[3]

Aus den romanischen Sprachen stammen Kajüte (15), nd. *kajüte*, ndl. *kajuit* aus afrz. *cahute*, später *cajute*, welches vielleicht keltischer Herkunft ist[4]; Kabuse

1) Vgl. I 225 zu ‚Becken‘. Schrader Reallex. 530.
2) Vereinzelt ist ahd. *aostar-scala* ‚Austerschale‘.
3) Heyne, Nahrungswesen 254.
4) Heyne erinnert an bretonisch *kaoued* ‚Käfig‘. Der Bedeutungsübergang wäre dann derselbe wie bei *cavea* = Koje.

oder Kambüse (15) ‚schlechte Hütte, Verschlag, dann Schiffsküche', nd. *kabûse,* ndl. *kabuis,* engl. *caboose,* frz. *cambuse,* welches mit *cabane* ‚Hütte' verwandt ist und auf den im lat. *cabanna* (s. III 122, A. 3) enthaltenen Wortstamm zurückgeht; Besansegel, Besanmast (16) = Hintermast, ndl. *bezaan,* das aus it. *mezzana* = lt. *mediana* (*vela*) ‚Mittelsegel' geflossen ist; davon auch frz. *mizaine,* engl. *mizzen* und die deutsche Nebenform Meysan; das Wort bezeichnet ursprünglich das dreieckige oder lateinische Segel des Mittelmastes, das man im Norden an den Hintermast zu hängen pflegte. Der Seemann selbst hieß im Mittelalter mhd. *marnære* von frz. *marinier,* mlt. *marinarius.* An seine Stelle trat im 17. Jahrh. der Matrose. — Das Hemd des Matrosen heißt in der deutschen Marine das Troyer, d. i. mhd. und mnd. die *troie, treie* ‚Jacke, Wamms' aus prov. *traia.* Umgekehrt ist das frz. *gant* ‚Handschuh' nichts anderes als nd.-ndl. Want = Seemannshandschuh.

Durch die Portugiesen haben wir einen seltsamen Fischnamen erhalten. Diese haben nämlich zuerst damit begonnen, die verbreitetste Schellfischart in großen Massen zu fangen, zu trocknen und als Dauerware in den Handel zu bringen. Sie nannten diesen Fisch mit einer Weiterbildung von *baculo* (lat. *baculus*) *bacalhão,* span. *bacalao,* bask. *bakailaba.* Von den Portugiesen übernahmen die Holländer diesen volkswirtschaftlich so wichtigen Zweig der Fischerei, der gegenwärtig allein in Europa über 100000 Menschen

beschäftigt und an den Küsten von Neufundland und Labrador schon zu weitläufigen diplomatischen Verhandlungen geführt hat; sie nannten den Fisch *bakeljauw*, gewöhnlich aber mit Umstellung *kabeljau* (14. J.) Wir erhielten dies Wort schon im 15. Jahrh. als Kabeljau, bedienten uns aber daneben auch der Übersetzung des portugiesischen Wortes, ‚Stockfisch', für den Kabeljau im getrockneten Zustande.[1] Der gepökelte Kabeljau heißt Laberdan aus ndl. *labberdaan*, älter *abberdaan*, weil das Wort von den Niederländern aus dem Französischen *labourdain* übernommen und das anlaufende *l* für den Artikel gehalten wurde. Der Name rührt nämlich nicht, wie man früher annahm, von der schottischen Stadt Aberdeen her, sondern wahrscheinlich (nach Kluge) vom *tractus Laburdanus*, einem Teil des Baskenlandes.[2]

Stockfisch und Laberdan bilden einen wesentlichen Teil des von den Schiffen mitgeführten Mundvorrats. Dieser wurde unter dem Kollektivausdruck it. *la provianda* zusammengefaßt, welches aus dem lat. Neutr. plur. *providenda* ‚das Vorzusorgende'[3] hervorgegangen

---

1) Die Ableitung aus dem russischen *koblojava*, Adjekt. zu *kobel* Stock ist abzulehnen. — Kluge hält die Form ‚Kabeljau', die schon im 12. Jahrh. mlt. als *cabellaunus* vorkommt, für die ursprüngliche und die eigentliche Heimat des Handelswortes für ungewiß.

2) Hi. lehnt beide Ableitungen ab und erklärt den Ursprung des Wortes für unbekannt.

3) Körting Nr. 10266 nimmt it. *provianda* als Kompositum von prov. *vianda*, it. *vivanda*, frz. *viande* aus *vivenda* ‚Lebensmittel, Fleisch'. Doch denkt er daneben

15*

sein soll. Deutsch wurde daraus *probiande, probande,* Proviant (15). Daneben im 15. und 16. Jahrh. *profand,* was vom frz. *provende,* lt. *praebenda* herkommt (I, 249). Somit fließen in Proviant zwei Ausdrücke zusammen. Den Wein führten die italienischen Schiffe in großen Krügen mit, die it. *pinta,* frz. *pinte* hießen, von mlt. *pincta,* eigentlich ‚das gemalte‘, nämlich das aufgemalte Maßzeichen. Daher ndl. *pint,* deutsch Pinte.[1] Zur Verschnürung der Waren dienten Stricke, it. *corda,* frz. *corde* oder mit Deminutivendung *cordelle* (abgeleitet aus gr.-lat. *chorda* ‚Saite‘), daher ndl. und mhd. *korde,* Korde oder Kordel (Lexer I, 1679).

Eine besondere Art von Waren sind die, die schon im späteren Latein den Namen *species* führten, d. i. Art, Unterart, Sorte, dann spezifiziert Ingredienzien zu einer Arzneimischung, Gewürze überhaupt. Aus *species* wurde mhd. *diu specie,* im 18. Jahrh. wieder gelehrt die Spezies s. v. w. Apothekerwaren, z. B. Goethe 11, 140: „Damit ich wisse, was von jeder Arzenei, von jeder Spezies mir abgeht.“ Von *species* leitete das Lateinische ein *speciarius* ab, dessen Femin. *speciaria* ‚Gewürzhändlerin‘ belegt ist (s. Georges).

---

an *vitanda* = das an Fasttagen zu vermeidende, also wieder = Fleisch.

1) Auch in die Schweiz ist das Wort ‚Pinte‘ auf dem Landwege von Italien aus gelangt; es bezeichnet dort ein Gasthaus niedrigen Ranges, ein Bedeutungsübergang, den vielleicht auch ‚Krug‘ (S. 207) durchgemacht hat. Doch ist die Identität der beiden ‚Krüge‘ zweifelhaft.

Dies wurde deutsch zu Spezier oder Spezierer (15) ‚Apotheker‘ und davon abgeleitet spezieren ‚würzen‘. Eine romanische Ableitung von *speciaria* ist it. *spezieria*, das Drogenhandlung, Gewürzkrämerei (= frz. *épisserie*) bedeutet, im Plur. *spezierie* aber die Gewürze selbst. Daraus wurde mhd. *spezerîen* mit dem neugeschaffenen Sing. *spezerîe*, Spezerei, Spezereien. — Über Speziestaler s. IV, 509.

Man verstand es schon im Mittelalter, aus allerhand Gewürzen und Ingredienzien Mittel herzustellen, die zur Heilung von Krankheiten und Kräftigung der Gesundheit dienten (vgl. Latwerge und Lakritze S. 109. 211). Die Anfertigung derartiger Präparate war aber oft sehr verwickelt und schwierig, darum gebrauchte man dafür den gelehrten lateinischen Ausdruck *conficere* konfizieren, z. B. bei Hans Sachs 4, 2, 114, wo sich mehrere hierher gehörige Ausdrücke zusammenfinden: „Wenn aber die Schlang wird umbbracht, so wird aus ihrem Fleisch gemacht, auf appodeckerisch behend conficirt ein köstlich Ungent (*unguentum*, Salbe) samt ander Spezies Zusatz.“ Das Hergestellte selbst hieß demgemäß mlt. *confectum* (it. *confetto*), woraus deutsch Konfekt (14).[1] Um diese Heilmittel schmackhafter zu machen, versetzte man sie mit Honig, Zucker und allerlei angenehmem Gewürz. Daher bekam das

[1]) Denselben spezialisierenden Bedeutungsübergang vom Anfertigen überhaupt zur Anfertigung einer bestimmten Sache haben wir im 19. Jahrh. vollzogen in *Konfektion*, eigentlich Herstellung überhaupt, dann speziell Herstellung von Kleidern.

Wort Konfekt allmählich die Bedeutung einer wohlschmeckenden Leckerei auch ohne Heilkraft.[1] Dergleichen Konfekte und Süßigkeiten pflegten die geschmackvollen Italiener in eigens dazu angefertigte, hübsch ausgestattete Behälter zu verpacken, welche sie *scatola* nannten; denn dies Wort bedeutet bei Boccaz und auch im Deutschen (*schachtel mit convect*, 15. Jahrh.) ursprünglich ‚Behältnis für Konfekt'.[2] Im Deutschen wurde Schattel oder, da die Lautgruppe *acht* in unserer Sprache so ungemein häufig ist, auch Schachtel daraus. Die Bedeutung ‚altes Weib', die das Wort später erhielt, hat nichts mit dem süßen Inhalt zu tun, sondern hat sich aus der Hülle entwickelt mit dem gleichen Bedeutungsübergang wie bei Tasche (S. 169, A. 2).

Ein anderer Behälter für eine bestimmte Art von Konfekt steckt in dem Worte Marzipan. Man deutete diese vielumstrittene Süßigkeit bisher entweder als *Marci panis* ‚Brot des heiligen Markus', weil sie von Venedig aus in den Handel kam, oder, da die italienische Form zwar *marzapane*, die spanische aber *maxapan* ohne *r* lautet, so leitete man den ersten Bestandteil von gr.-lat. *maza* oder *massa*, ‚Mehlbrei' her. Da jedoch die Verbindung *maza panis* im Lateinischen

1) Heyne, Körperpflege S. 200.

2) Das Wort kommt nach Weigand von mlat. *scatula* ‚Geldschränkchen' her, dieses von mlat *scatum* ‚Geldabgabe', und dieses wieder vom germanischen *scat* ‚Schatz': dann wäre ‚Schachtel' also am letzten Ende ein rückgeflossenes Lehnwort.

nirgends belegt ist, auch eher eine Art Brotsuppe bezeichnen müßte, als einen aus Zucker, Mandeln und Rosenwasser gekneteten Teig, so erschien auch diese Herleitung unwahrscheinlich. Die Marzipanfrage ist erst im Jahre 1905, nunmehr aber, wie es scheint, endgültig gelöst worden.[1] Das Wort hat nämlich folgende lange und an Wandlungen reiche Geschichte. Bei Beginn der Kreuzzüge liefen im Orient zahlreiche byzantische Münzen um, die auf der einen Seite einen auf dem Thron sitzenden Christus mit dem Evangelienbuche in der Hand zeigten. Die Araber nannten diese Münze *mauthaban* ‚den sitzenden König'. Um 1100 lernten die romanischen Handelsvölker den Ausdruck kennen. Die Venetianer machten daraus *matapan*, die Provenzalen ersetzten *th* durch *ss*: *massapan*, die Spanier durch *z*: *mazapan*, die Italiener schoben nach einer auch bei Übernahme anderer fremder Wörter an ihnen beobachteten Neigung dem *z* noch ein *r* vor: *marzapan*. Das *p* statt *b* beruht bei all diesen Umbildungen auf volksetymologischer Anlehnung an *pane* ‚Brot'. Als die Venetianer dann 1193 eine Münze mit einer der byzantinischen gleichen Prägung einführten, benannten sie diese ebenfalls mit dem bereits volkstümlich gewordenen Namen *matapan*. Auch in italienisch regierten Gebieten des Orients wurden solche Münzen unter dem Namen *marzapana* eingeführt, z. B. 1202 in Bathrun, dessen Herr ein Pisaner war. Diese neuen Münzen hatten alle das gemeinsam, daß sie den

1) Von Kluyver in der Z. f. d. W. 6, 59 ff.

zehnten Teil der Münzeinheit bildeten. Infolgedessen wurde *marzapane* später die Bezeichnung einer Abgabe von zehn Prozent, und weiterhin des Zehntels eines Maßes überhaupt. So erscheint auf Cypern das Wort als Benennung einer Schachtel, die den zehnten Teil eines Malters (*moggio*) faßte, und noch jetzt bedeutet im Neapolitanischen *marzapane*, im Sizilischen *marzapanu* ‚Schächtelchen', ebenso im Provenzalischen *massapan*. Nun wird uns um 1340 berichtet, daß auf Cypern das dort aus Zucker und Mandeln bereitete Konfekt für den Export in hölzerne Schachteln verpackt wurde. Daraus ergibt sich, daß der eßbare Inhalt seine Benennung von dem Gefäß erhalten hat, in welchem er in den Handel kam. *Marzapane* in dieser neuen Bedeutung verbreitete sich dann mit dem lieblich schmeckenden Handelsartikel selbst in das ganze Abendland. Im älteren Französisch wurde es *marcepain*, woher die Niederländer ihr *marsepein* entlehnten, im jüngeren *massepain*, wir Deutschen aber erhielten unser Marzipan, Sache wie Wort, unmittelbar von den Italienern.

Wichtig war ferner der Handel mit getrockneten Weinbeeren, welche in mehreren Arten eingeführt wurden. Die allergrößten hießen Zibeben aus it. *zibibbo*, dessen Wurzel arabisches *zabîb* ist (Diez I, 448), die Mittelsorte Rosinen, älter *resînen* von frz. *raisin* (dialektisch auch *rosin*), das eine Umbildung des lat. *racemus* ist, die kleinsten Korinthen aus frz. *raisin corinthe* von ihrem Ausfuhrhafen Korinth in Griechenland.

Es begegnete uns eben ein Wort arabischer Herkunft. Wie in der vorigen Periode, so übermittelten ja natürlich auch in dieser die romanischen Sprachen orientalische Güter und Wörter dem deutschen Volke und der deutschen Sprache. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts erscheinen im Klevischen, bald auch im Hochdeutschen die *capperen*, Kapern, die Blütenknospen des Kapernstrauches, als angenehmes Speisegewürz. Die Geschichte des Wortes läßt deutlich den uns bereits bekannten Weg des mittelalterlichen Handels erkennen. Das Deutsche ist dem frz. *capre*, it. *cappero* entlehnt, dies dem lat. *capparis*, byzantinischen *κάππαρις*, und dieses wieder dem arabischen *al-kabar*, welches noch weiterher aus dem Persischen stammt. Ein anderes aus dem Orient stammendes Gewürz lieferten die Kubeben, eine aus Indien stammende Beerenfrucht, im 13. Jahrh. *kubêbe* aus ar. *kabābat*.

Bedeutungsvoller noch als die bisher genannten Waren war der Handel mit den Südfrüchten aus der großen, so stark zur Varitätenbildung neigenden Familie der Agrumi. Die Botanik unterscheidet zwei Hauptgruppen, die Zitrone (citrus medica) mit zwei Spielarten, der süßen und sauren Limone, und die Pomeranze (citrus aurantium), welche in die beiden Varietäten der herben (aurantium amarum) und der süßen Pomeranze (aurantium dulce) zerfällt.[1] Die Zitronatzitrone (citrus medica cedra) ist schon den Griechen und Römern

1) Engler bei Hehn 439.

bekannt gewesen, die eigentliche Zitrone und Limone sowie die herbe Pomeranze sind durch die Araber nach Europa gebracht worden. Unter deren pflegenden Händen bekränzten sich die Inseln und Gestade des Mittelländischen Meeres mit Zitronen- und Limonenhainen, deren gelbe Früchte die köstliche Säure lieferten, welche mit dem zugleich angepflanzten Zucker die dem Südländer unentbehrliche *limonata* ergab. Der Name der Zitrone stammt von dem griechischen *κέδρος* ‚Zeder', das alle stark duftenden Nadelhölzer umfaßte, wurde lat. zu *citrus* und besonders von dem Holz des afrikanischen Lebensbaumes gebraucht[1], das wegen seines stark würzigen Duftes bei den Römern höchst beliebt war, zu teuren Tischplatten verarbeitet und zur Abwehr der Motten in die Kleidertruhen gelegt wurde. Da man sich nun zu dem gleichen Zwecke auch der einzigen im Altertum bereits bekannten Agrumenart, der Zitronatzitrone, bediente, auch der Duft derselben dem des Zederharzes in etwas ähnelt, so benannte zunächst das Volk, dann auch die Gebildeten die bis dahin ‚medischer Apfel' genannte Frucht mit dem Namen jener Konifere, eine Benennung, die sich trotz des Tadels gelehrter Männer, wie des Apulejus, behauptet hat.[2] Das heutige Italienisch versteht unter *cedro* sowohl die Zeder wie den Zitronenbaum. Aus dem Lateinischen

1) Hehn 431.

2) Auch in deutschen Glossen findet sich die Zitronatzitrone als *poncidrapoum*, *pomcedern* = *poma cedri*. Björkman, Z. f. d. W. 6, 193.

citrus, malum citreum ging das Wort dann ins Griechische zurück als *κίτρον, κίτριον* ‚Zitronatfrucht‘; daraus wurde it. *citrone,* und in dieser Gestalt lernten wir das Wort Zitrone im Anfang des 16. Jahrh. kennen, anfangs noch verdeutlicht durch den Zusatz von ‚Apfel‘: Zitronenapfel. Die andere Benennung dieser Frucht, it. *limone,* geht auf pers.-arab. *limūn* zurück. Wir entlehnten Limone im 16. Jahrh. und ein Jahrhundert später das daraus bereitete erfrischende Getränk die Limonade aus frz. *limonade.* Das Wort bezeichnet heutzutage jeden aus Fruchtsaft (z. B. aus Himbeeren, Erdbeeren, Kirschen) bereiteten Kühltrank. Wollen wir ihn aus Zitrone haben, so bestellen wir Zitronenlimonade, ohne daran zu denken, daß wir damit eigentlich die Frucht zweimal nennen.

Schon lange vor der Zitrone ist die Pomeranze[1], und zwar die bittere, in Deutschland bekannt geworden. Dieser Baum mit den glühend rotgoldenen, runden, aromatischen Früchten und den wundervoll duftenden Blüten stammt, wie die Zitrone, aus Indien, und drang von da nach Persien vor, und weiter zu den Arabern und Byzantinern. Seinen indischen Namen *nārang,* vielleicht aus *nāgaranga,* d. i. ‚Elefantenneigung‘, nahm er überallhin mit. Die Byzantiner machten daraus *νεράντζιον.* Von diesen lernten ihn die Italiener kennen und verwandelten ihn, indem sie das anlautende *n* für ihren unbestimmten Artikel *un*

1) Hehn 436 f.

nahmen und daher fortließen, in *arancium* oder *arancia.* Dies entlehnten wir im 14. Jahrh. als *arans* oder *arantz* Orangenbaum (Plur. *aranser* Orangen). Das gelehrte Latein des Mittelalters setzte aber vor das italienische Wort zur Verdeutlichung noch *pomum* ‚Apfel‘. So entstand endlich *pomarancia,* und dies Wort finden wir seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst am Mittelrhein als Pomeranze. Damals muß also diese Frucht zuerst bei uns importiert worden sein. Aus dem bloßen *arancia* wurde im Französischen *arange,* später mit volksetymologischer Angleichung an *or* (Goethe: ‚Goldorange‘) *orange,* was wir Ende des 17. Jahrh. als Orange, anfangs auch Oranienapfel, aufnahmen.

Die jüngste von allen Agrumenfrüchten, in Europa sowohl wie speziell auf deutschem Boden, ist die süße Pomeranze. Hatte sie doch auch den weitesten Weg zurückzulegen. Sie stammt nämlich aus dem südlichen China. Auch ist sie nicht auf dem endlosen Landwege durch die Hände der Perser, Araber und Byzantiner allmählich bis Europa vorgerückt, sondern plötzlich und sozusagen mit einem Male auf dem Seewege importiert worden, und zwar durch die Portugiesen im Jahre 1548. Der Baum, von welchem alle europäischen Bäume abstammen, war noch im 17. Jahrh. zu Lissabon im Hause des Grafen St. Laurent zu sehen. Die süßsäuerliche, aromatische, erfrischende Frucht verschaffte dem Baume bald die weiteste Verbreitung an den Küsten des Mittelländischen Meeres, wo er in ent-

gegengesetzter Richtung wie seine Artverwandten, nämlich von Westen nach Osten, bis nach Westasien hinein vordrang. Weil er aber von Portugal herkam, so benannte man ihn auch nach diesem Lande: it. *portogallo*, neugriech. *πορτογαλεά*, albanesisch *protokale* usw. Auch nach Oberdeutschland kamen die Früchte des Baumes und wurden hier nach der anderen schon bekannten Art Pomeranzen oder Orangen genannt. Viel bedeutsamer wurde aber bald ihre Einfuhr von der Seeseite her. Amsterdam und Hamburg wurden die Haupteinfuhrplätze für Norddeutschland, und nach Hamburg kam auch um 1700 die volkstümliche niederländische Bezeichnung der Frucht *appelsina* oder *appelsine* d. i. ‚Apfel aus China‘, eine Halbverdeutschung aus frz. *pomme de Sine,* die dann hochdeutsch umgewandelt wurde zu Apfelsine[1], und andrerseits ostwärts bis zu den Russen als *appelsin* vordrang. Die beiden Benennungen dieser Frucht, das italienische *portogallo* und unser ‚Apfelsine‘ sind also von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die erste läßt die Veränderung der großen Welthandelsstraße seit Vasco da Gama erkennen, die nicht mehr quer durch Asien von Ost nach West ging, sondern zur See den äußersten Osten direkt mit dem äußersten Westen verband und dann wieder ostwärts führte. Die zweite weist hin auf

1) Mundartlich kommt auch ‚Appeldesine‘ und ‚Pommesine‘ vor. In einer 1681 zu Erfurt gedruckten Schrift wird die Frucht noch umgekehrt ‚Chineser-Apfel‘ benannt, etwas später ‚Sina-Apfel‘.

die Beteiligung der Niederländer und Niederdeutschen an dem Welthandel der romanischen Völker und bezeugt zugleich die Überlegenheit dieses niederdeutschen Seehandels gegenüber dem oberdeutschen Landhandel. Denn die Apfelsine ist in Deutschland Siegerin geblieben über die Pomeranze und Orange, die sich nur im Süden Deutschlands und der Schweiz behauptet haben.

Wir sind durch die Südfrüchte unvermerkt über die Grenzen des Mittelalters hinausgeführt worden. Darum sei es gestattet, auch noch die letzte und jüngste der von den Arabern nach Europa gebrachten Baumfrüchte zu erwähnen, welche uns zugleich ein zweites Beispiel bietet für die eben beobachtete Überlegenheit des norddeutschen Seehandels über den süddeutschen Landhandel. Als die Römer nach Niederwerfung des Mithridates Armenien und Pontus einnahmen, trafen sie dort unter manchen andern fremdartigen Naturerzeugnissen zwei aus China und Turkestan bis dorthin vorgedrungene, fruchttragende Baumarten, welche ihre Gärtner seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. auch in Italien anpflanzten. Die Frucht des einen nannten sie ‚persischer Apfel‘, die des andern ‚armenische Pflaume‘.[1] Da die letztere sehr zeitig reifte, bezeichnete man sie mit einem auch sonst üblichen Gärtnerausdruck als *praecoqua* oder *praecocia,* und dies Beiwort trat allmählich an Stelle der eigentlichen Benennung. Die Griechen, welche in der Kaiserzeit manches von den

1) Hehn 415ff.

damals betriebsameren Römern erhielten, empfingen auch diese Frucht von ihnen (vgl. oben citrus). Sie machten aus dem Namen *πραικόκια* und in weiterer Entstellung des unbekannten Wortes *πρεκύκκια*, *βερίκουκα* u. a. Von den Byzantinern eigneten sich die Araber die Kultur dieses Baumes begierig an und verpflanzten den *al-barqūq* (*al* ist der arabische Artikel) in ihre spanischen und süditalienischen Fruchtgärten. So wurde der Baum zum zweiten Male in das in der Zwischenzeit von der Völkerwanderung verwüstete Italien eingeführt, diesmal mit der arabischen Benennung *albercocco,* während die Spanier *albaricoque* aus dem arabischen Worte machten. Dieses spanische Wort übernahmen die Franzosen und kürzten es zu *abricot,* und aus dem Plural dieses französischen Wortes (*abricots*) bildeten die Niederländer ihr *abrikoos,* die Norddeutschen seit Ende des 16. Jahrhunderts ihr Aprikose. Während also der Name des persischen Apfels sich schon in der Römerzeit in Deutschland festsetzte (s. Pfirsich I, 164), hat die aus denselben Gegenden stammende und doch sicher gleichzeitig eingeführte Aprikose ihre feste und eigentümliche Benennung erst vor dreihundert Jahren erhalten; im Mittelalter war sie unter dem Namen des Pfirsichs mit begriffen. In Süddeutschland traf das niederdeutsche Wort auf eine in Österreich und Bayern noch jetzt übliche, aus Oberitalien eingeführte andere Bezeichnung Amarillen[1],

---

1) Von diesen Amarillen sind also die S. 43 besprochenen Amarellen scharf zu scheiden. Jene sind

Marillen oder Barillen aus dem ital. *armenillo*, welches nichts anderes ist als der alte Name ‚armenische Pflaume' (S. 238). Doch erwies sich der durch den niederdeutschen Seehandel eingeführte Ausdruck auch hier der auf dem Landwege über die Alpen gekommenen Bezeichnung überlegen. Auch in der Schweiz nennt man die Aprikose noch jetzt ‚Barelleli'.

Mit dem Handel hängen Industrie und Gewerbe aufs engste zusammen. Die Weberei stellte nicht nur Fußteppiche, sondern auch Wandteppiche mit prächtigen Figuren her, eine Kunst, die charakteristischerweise wieder in den beiden durch den Seehandel verbundenen Ländern, in Italien und in Belgien, ganz besonders blühte. Der Hauptsitz dieser Fabrikation war im späteren Mittelalter die Stadt Arras in Flandern, von der nicht nur wir Deutschen die Benennung mhd. *arras*, Adj. *arrazîn*, für ein leichtes Wollzeug entlehnten, sondern sogar die Italiener ihr *arrazzi* ‚gewirkte Teppiche'. Die weitere Entwicklung des Wortes zu Rasch s. III, 200. Nach der Einnahme von Arras durch Ludwig XI. i. J. 1482 wurde Brüssel die Zentralstelle der Teppichweberei, schon vorher aber war Paris als mächtige Konkurrentin aufgetreten[1], wo die Fabrik

Aprikosen, diese Weinkirschen. Verwickelt wird die Sache dadurch, daß die Nebenform Morelle für beide Früchte gebraucht wird. S. Hi. unter Marelle, Marille und Morelle. Eine genaue Untersuchung und Abgrenzung dieser verschiedenen und doch wieder so ähnlichen Bezeichnungen wäre sehr erwünscht, ist aber ohne Hinzuziehung eines botanischen Fachmanns nicht möglich. Vgl. auch S. 43 (Ammer) u. I, 164.

1) Muntz, La tapisserie. Paris 1883.

der berühmten Färberfamilie Gobelin von Ludwig XIV. angekauft und in ein Staatsinstitut verwandelt wurde (III, 222). Solche kostbaren gewebten Wandbekleidungen konnten sich nur reiche Leute anschaffen. Der mittlere und ärmere Bürgerstand begnügte sich mit Imitationen der gewirkten Figuren auf billigeren Stoffen, namentlich auf Papier. Diese benannte man mit dem schon einmal (S. 81) entlehnten lt. *tapetum* aus gr. *τάπης*, *-ητος*, mhd. *tapît, tepit, tapeiz,* und zwar mit dem Plur. *tapeta,* der dann wie bei Bibel, Kirsche usw. als Fem. sing. behandelt wurde: die Tapete. Der Sing. wurde ebenfalls entlehnt, das Tapet in der Bedeutung Decke, speziell Decke eines Tisches im Beratungszimmer, dann dieser Tisch selbst; so in der Redensart: etwas aufs Tapet bringen, soviel wie zur Beratung stellen, zur Sprache bringen. — Die Weiterentwicklung zu tapezieren usw. s. III, 222.

Das Papiermachen hatten die Araber von den Völkern des östlichen Asiens gelernt und diese Kunst auch nach Sizilien und Spanien verpflanzt, sie aber sorgfältig geheim gehalten. Erst durch die Kreuzzüge wurde sie auch den abendländischen Völkern bekannt, und auch in Deutschland entstanden am Ende des 14. Jahrhunderts Papiermühlen in München, Nürnberg und anderen Orten. Im Altertum wurden die Rollen, auf die man schrieb, aus den Halmen der in Ägypten einheimischen Papyrusstaude, einer Art Zypergras, gefertigt. Daher stammt auch das Wort *πάπυρος*, lat. *papyrus* oder *-rum,* aus Ägypten. Es wurde im

15. Jahrh. auch von uns übernommen als *papîr, papier* (mit nhd. Dehnung des *î* auch Bapeyer, Papeyer) Papier. Die Maßeinheit des Papiers, das Ries, mhd. *riz,* im 16. Jahrh. auch Reiß, geht durch it. *risma* auf ein ar. *rizma* Ballen, Pack, speziell Papierstoß zurück. Die Spanier und Portugiesen machten *resma* daraus; daher altfr. *raime* (frz. *rame*), woraus ndl. *riem,* engl. *ream.*

Ein anderer Ausdruck für die Papyrusstaude und das aus ihr gefertigte Papier war im Altertum gr. *χάρτης,* lt. *charta.* Die Kunst, steife Papierblätter mit Figuren zu bemalen, und deren Verwendung zum Spielen stammt wohl aus dem Orient, hat aber in Italien die Form erhalten, in der das neue Spiel über Frankreich zu uns kam. Damit erhielten wir die Bezeichnung der Spielblätter als Karten, spätmhd. *karte* aus it. *carta,* frz. *carte.* Zuerst in Deutschland werden die Karten bald nach 1384 in Nürnberg erwähnt. Durch die Verbilligung des Papiers erlangten sie weite Verbreitung und übertrafen die beiden älteren Spielgattungen, die Würfel- und Brettspiele, bald an allgemeiner Beliebtheit.

Ein noch größeres Verdienst erwarben sich die Araber durch die Einführung der Baumwolle. Sie bauten dieses aus Indien stammende, im Altertum nur wenig beachtete Gewächs in Ägypten, Spanien, Sizilien und Süditalien an und gaben damit den Anstoß zur Einführung der Baumwolle in den Welthandel. Freilich nahm der Baumwollenbau erst in der neuen Welt,

wohin diese Staude bereits vor der Entdeckung auf unbekanntem Wege gelangt war, den ungeheuren Aufschwung, der dieses Produkt zu einem Welthandelsartikel allerersten Ranges gemacht hat, welcher Millionen Hände beschäftigt, Millionen Menschen ernährt und kleidet.

Aber nicht nur den Anbau, sondern auch die Verarbeitung der Baumwolle brachten die Araber nach Europa. Karl der Große erhielt bereits von einem spanischen Maurenfürsten Baumwollenzeuge, die in Spanien gewebt waren. Im 14. Jahrh. blühte nicht nur hier, sondern auch in Sizilien und Italien die Baumwollenmanufaktur. Von Venedig gelangte sie nach Augsburg und nach den Niederlanden, wo man anfangs nur Lampendochte, dann aber auch, und zwar zuerst in Europa, Kattunzeuge fabrizierte, wie sie in Indien angefertigt wurden. Das Wort *boumwolle* kommt zuerst in Hartmanns Erec 7703, also am Ende des 12. Jahrhunderts, vor. Es ist jedenfalls eine der glücklichsten Erfindungen, welche unsere Sprache je zur Bezeichnung eines neu in ihren Gesichtskreis tretenden Gegenstandes gemacht hat.[1] Die Araber nannten die Baumwolle *kodōn*, mit dem Artikel *alcoton*, woher span. *alcoton*, *algodon*. Eine frühe Entlehnung dieses Wortes liegt aller Wahrscheinlichkeit nach im ahd. *gota-*

1) Vielleicht hat auf den ersten Teil des Wortes das gr.-lat. *bom-byx* eingewirkt, das schon im Altertum, z. B. bei Plinius 19, 14, von der Seide auf die feineren Baumwollenstoffe übertragen wurde.

weppi, altſ. *godo-webbi,* agſ. *gode-webb* vor, wo der zweite Beſtandteil verdeutlichender Zuſatz (S. 60, A. 2) iſt. Dieſe Entlehnung weiſt auf den Import koſtbarer Baumwollenſtoffe aus Spanien und Sizilien hin. Man brachte das fremde Wort bald mit ‚Gott' zuſammen, weil mit dem teuren Stoff vor allem das Gotteshaus und der Altar geſchmückt wurde.[1] Im Mittelalter wurde dann das arabiſche Wort nochmals entlehnt. Aus dem it. *cotone,* frz. *coton,* machten nämlich die Holländer *kottoen* (ſprich -*ūn*), und mit deren Fabrikation kam das Wort im 14. Jahrh. zuerſt als *cottun* Kottun zu uns, woraus dann im 17. Kattun wurde, im öſtlichen Deutſchland auch Kartun mit eingeſchobenem *r* wie bei Karnickel. Doch iſt dieſes ſonſt allgemein verbreitete Welt- und Kulturwort, deſſen herrſchende Stellung im engl.-amerikaniſchen ‚cotton is king' ſeinen ſchärfſten Ausdruck gefunden hat, bei uns gegenüber der einheimiſchen Neubildung in einer Nebenſtellung geblieben.

Ein anderes feines Gewebe, meiſt aus Seide oder Leinwand, höchſtens mit Einlage von Baumwolle, iſt der glänzende, glatte Atlas. Hier haben wir merkwürdigerweiſe allein das urſprünglich arabiſche, dann auch perſiſche und türkiſche Wort (*atlas* eig. ‚abgerieben, glatt', dann ‚glattes, ſeidenes Zeug') für den ſeit dem 15. Jahrh. auf dem Handelswege uns zugeführten Artikel beibehalten, während die Italiener *raso* ‚ab-

1) Heyne, Körperpflege 235.

geschabt', die Franzosen und Engländer *satin* sagen, also zu Übersetzungen gegriffen haben. Daraus folgt indessen keineswegs, daß wir etwa das Wort Atlas direkt von arabischen Handelsleuten erhalten hätten — das wäre der einzige Fall der Art (S. 178) —, sondern das Wort war in jenen Zeiten auch bei den romanischen Völkern Handelswort und ist nur in der Umgangssprache durch *satin* verdrängt worden. Bei den Franzosen ist *atlas* noch heute Ausdruck des Handelsverkehrs (s. Sachs-Villatte, Wörterb. s. v.). Auch *satin* ist schon vor der eigentlichen Entlehnung im 18. Jahrh. im Mittelalter einmal entlehnt worden, mhd. *satîn* aus frz. *satin,* it. *setino* von *seta* ,Seide'.

Hand in Hand mit dem Versand der Südfrüchte ging der Handel mit den den nordischen Gaumen besonders willkommenen, schweren und feurigen Südweinen. Durch diesen wurde ein spanisches Wort zu uns gebracht, das einen für die Weinbehandlung und den Weinversand überaus wichtigen Gegenstand bezeichnet. Im Mittelalter hatte man die Weinflaschen zumeist mit Strohstopfen geschlossen [1], seit dem 15. Jahrh. lernte man sich enghalsiger, sehr wohlfeiler Glasflaschen und zum Verschluß derselben der Rinde der in Spanien und Portugal massenhaft wachsenden Korkeiche bedienen. Diese nützliche und leichte Ware gelangte vom Niederrhein her nach Deutschland und brachte uns das spanische *corcho* (aus lt. *cortic-em* ,Rinde') mit durch

1) Schultz I, 410. Hehn S. 560.

Vermittlung des niederl. *kork:* Kork. Aus Kork wurde auch schon von den Byzantinern eine besonders leichte Schuhware hergestellt, die ngr. *παντοφελλός* ,Ganzkork' hieß. Dies Wort wurde in Italien zu *pantofola,* in Frankreich zu *pantoufle.* Aus dem italienischen Wort entlehnten wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts unser Pantoffel, abgekürzt auch Toffel[1], nd. Tuffel oder Tüffel. Der Pantoffel gehörte ursprünglich zur Tracht der Vornehmen. Dem Pabst wird noch heute der Pantoffel geküßt, und die Braut trug ihn bei der Trauung. Wenn sie ihn während derselben dem Manne unvermerkt auf den Fuß setzen konnte, so bekam sie die Herrschaft im Hause. Die Korkeiche und ihre Rinde nannte man im 16. Jahrh. auch Pantoffelbaum und Pantoffelholz.

Eine ganz ungeheure Erleichterung brachte dem Handelsverkehr die Einführung der einfachen arabischen Zahlzeichen statt der zusammengesetzten römischen, welche für Rechnen und Schreiben gleich unbequem waren. Doch kommt die Erfindung des ausgezeichneten Systems, in welchem die neun Einer durch besondere Zeichen ausgedrückt, die Zehner, Hunderter usw. aber durch nachgesetzte Nullen kenntlich gemacht werden, nicht den Arabern, sondern den Indern zu. Die Araber übernahmen das System im 9. Jahrh. und von ihnen er-

1) Töffel und ebenso Stoffel sind dagegen Koseformen des Namens *Christophorus* und werden wie so viele der häufig vorkommenden Namen (Hans, August, Liese) auch zur Bezeichnung eines dummen tölpelhaften Menschen gebraucht.

hielten es die italienischen Handelsherren schon im 12. Jahrhundert. Noch im Jahre 1299 wurde indessen den Florentiner Kaufleuten untersagt, in ihren Büchern mit den arabischen Zeichen zu rechnen.[1] Aber das neue System war viel zu praktisch, als daß es durch derartige Verbote hätte aufgehalten werden können. Im 14. Jahrh. wurde sein Gebrauch bei den Italienern allgemein. Nach Deutschland gelangte es dann im 15. Jahrh. und bürgerte sich unter Beihilfe der Buchdruckerkunst erst im 16. recht ein. Mit ihm empfingen wir das Wort Ziffer aus it. und mlt. *cifra*, afrz. *cifre*, ndl. *cijfer*; Quelle ar. *cīfr* ‚Null‘, eigentlich ‚leer‘. Im 15. Jahrhundert wurde dann das Wort von der Null, der eigentlichen Trägerin des ganzen Systems, auf die übrigen neuen Zahlzeichen übertragen, und da dieselben dem Volke noch nicht vertraut und bekannt waren, so erhielt das Wort *cifra*, Ziffer auch die Bedeutung ‚Geheimschrift‘, unser Chiffer; chiffrieren ist aus dem neufrz. *chiffre* geflossen.

Nicht lange vor der Einführung des neuen Zahlensystems, seit dem 14. Jahrhundert, kamen auch in Deutschland die großen mechanischen Räderwerke zum Anzeigen der Zeit auf, die, wahrscheinlich von den Arabern erfunden, seit Ende des 13. Jahrhunderts in Italien bekannt geworden waren und schon von Dante erwähnt werden. Zunächst brachte man sie nur an Häusern und Türmen an, bis der Nürnberger Schlosser

---

1) Prutz S. 473.

Peter Henlein bald nach 1500 auch kleine Räderwerke zum Messen der Zeit herstellte, die man in der Tasche tragen konnte.[1] Die entscheidende Neuerung, die er erfand, bestand darin, daß er das Werk nicht durch ein Gewicht, sondern durch eine Feder treiben ließ. Wegen ihrer Gestalt nannte man diese Instrumente scherzhaft „Nürnberger Eierlein". Ihre eigentliche Benennung jedoch wurde das gr.-lt. *hora*, mhd. *ôre*, mittelndl. und spätmhd. *ûre* Uhr (dialektisch mit nhd. Diphthongisierung Auer). Die Bedeutungsentwicklung von *hora* war: Gebetszeit der Mönche (S. 12), Glockenschlag, der dazu ruft, endlich das Werk, welches den Glockenschlag hervorbringt. Die Romanen sagten genauer *horologium*, frz. *orloge* ‚Stundensager', woraus die Deutschen mit glücklicher Umdeutung *horglock*, *urglock* machten.[2] Auch das Wort Minute aus *minutum* (nämlich *tempus*) mit nach ‚Stunde' verändertem Geschlecht[3] verdanken wir der durch die Uhren ermöglichten genaueren Zeiteinteilung.

Auf dem Gebiete des Bekleidungswesens und der Mode kamen uns in dieser Periode ebenfalls einige bemerkenswerte Neuerungen aus dem Süden. Von dem den Kopf mitbedeckenden Mantel, welcher *capa* hieß (S. 16. 79), wurde it. *capuccio*, mlt. *caputium* abgeleitet,

---

1) Heyne, Das altdeutsche Handwerk S. 201.

2) Das Wort war schon einmal ahd. als *orlei* entlehnt, fand aber damals noch keine weitere Verbreitung.

3) Andere erklären das Femininum durch Ergänzung von *pars*: *minuta pars*. Doch heißt es mlt. immer *minutum*, it. und span. *minuto*.

woraus um 1500 die Kapuze gemacht wurde, die dann dem zwei Jahrzehnte später (1528) entstandenen Mönchsorden den Namen gab. An den Beinkleidern wurde der Schlitz zwischen den beiden Hosenbeinen durch einen Riemen zusammengeschnürt, den die Italiener *laccio* ‚Schlinge, Schnur‘, die Franzosen *laz* nannten (Grundwort lt. *laqueus* Strick). Die Deutschen übernahmen das Wort als Latz (15) und übertrugen es auf das später aufkommende in Kapsel- oder Klappenform eingesetzte Zwischenstück, dann auch auf klappenförmige Teile anderer Kleidungsstücke.

Aus dem frz. *jaque* (afrz. *jacque*) wurde im 15. Jahrh. die Jacke entlehnt, zunächst am Niederrhein, und zwar verstand man zur Zeit der Entlehnung einen wattierten Waffenrock, also ein soldatisches Kleidungsstück darunter (daher noch jetzt ‚die bunte Jacke tragen‘). Später wurde daraus ein kurzes, modisches Gewand, das über den eigentlichen Rock gezogen wurde. Dann ließ man diesen weg und trug die Jacke als eine bequeme Hauskleidung.[1] Das französische Wort stammt samt dem it. *giaco*, span. *jaco* aus ar. *sakk* ‚Panzerkleid‘. Das Deminutivum *jaquette*, Jackett ist erst im 19. Jahrh. gebildet worden. Aus dem Arabischen ist auch das mlt. *almucium* oder *almutia* (auch *armucia*) geflossen, wie schon der Artikel zeigt,

1) Heyne, Körperpflege 275. — Während ‚Jacke‘ auf noch unsibilierte Aussprache des frz. *j* schließen läßt (S. 193), setzt die demnach wohl später entlehnte Nebenform *schecke* (S. 197 A.) bereits die moderne Aussprache voraus.

ar. *al-mustakah* weiter Rock. Es bezeichnet zunächst das Staatskleid der Geistlichen, das mantelartig weit und mit einer Kapuze versehen war, dann verkürzt eine bis auf die Schultern herabfallende Kopfbedeckung, den Chorhut, Chorkappe, eine Tracht, die von vornehmen Laien bald nachgeahmt wurde. Es liegt hier also derselbe Bedeutungsübergang vom Größeren zum Kleineren vor, den wir bei Kappe S. 79 beobachtet haben. Im Spanischen lautet das Wort *almucio*, frz. jetzt *aumusse*. In Deutschland kam es, nachdem bereits im 13. und 14. Jahrh. die romanischen Formen mit Artikel *almuz* und *armuz*, auch *malmutze* vereinzelt gebraucht waren, im 15. Jahrh. am Niederrhein unter verschiedenen Formen auf (*musse, mutze, mutsche, muss*), von denen Mütze sich durchgesetzt und dann die ältere Kappe stark zurückgedrängt hat. Eine ganz ähnliche Wandlung wie Mütze machte im 15. Jahrh. das *birete* oder *barete*, Barett, durch. Es stammt von dem mlt. *birettum, barretum*, dem Deminutiv des spätlt. *birrus*[1] ‚kurzer Mantel mit Kapuze', und bezeichnete ursprünglich das den Kopf mit bedeckende, mantelartige Oberkleid geistlicher und gelehrter Herren, schrumpfte aber zur bloßen Kopfbedeckung zusammen, wie sie von feinem Stoff und besonderer Form zur Amtstracht der höheren Geistlichen, Doktoren und Universitätsdozenten gehörte.

---

1) Das lat. *birrus* ist wieder aus dem griechischen πυρρός ‚gelbrot' geflossen, das Kleidungsstück also nach der Farbe benannt worden. — Heyne, Körperpflege 299.

Die seit dem 13. Jahrh. aufkommende Sitte, daß vornehme Herren ihren Dienern eine gleichmäßige Kleidung in den Farben ihres Wappens gaben, führte im 15. Jahrh. zur Entlehnung des aus lt. *liberata* (über die Bedeutung s. S. 253) entstandenen *livreie* der nordfranzösischen Mundarten, ndl. *livrei*[1], deutsch Liberey, Liverey, Livrei, wie das Wort noch bei Uhland und Heine lautet. Die schriftmäßige französische Form *livrée* drang erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch. — Die Fußbekleidung wurde bereichert durch den Plur. *sandaly* (15) aus mlat. *sandalia*, gr. *σανδάλιον*, *σάνδαλον* ‚Sohle', dann ‚Prachtpantoffel des Bischofs' (vgl. Pantoffel S. 246); der deutsche Singular Sandale kam erst E. 18 im Anschluß an das frz. *sandale* auf. Seit dem 15. Jahrh. tauchen auch vereinzelt *closzen, calotzchen* auf aus frz. *galoche*, it. *galoscie*, was vielleicht ‚gallisches Schuhwerk' bedeutet; später wurde in näherem Anschluß an das französische Wort Galoschen daraus. Diese bestanden in ledernen Überschuhen, die nach Maß angefertigt und am Stiefelabsatz mittels eines Schneppers befestigt wurden. Gummischuhe konnten erst gemacht werden, seitdem die Vulkanisierung des Kautschuks im Jahre 1839 erfunden war. Die neuen guten Über-

---

1) So zeigen das *ei* der nordfrz. Mundarten auch ndl *trein (train)*, *fontein (fontaine)*, *treitieren (traiter)*, *kapitein (capitaine)* und das Suffix *-täl* in *majestät* usw. (S. 129). Vgl. Pauls Grundriß 1^2, 908. — Zur Sache s. Heyne, Körperpflege 307.

schuhe erhielten gleich bei ihrer Einführung den Namen der alten primitiven.[1]

Da Italien in diesen Zeiten die Brücke zwischen dem Morgen- und dem Abendlande und das eigentliche Zentralland des Handels war, so bildete es natürlich auch die Technik des Handels vor andern Ländern aus. Zu den auf dieses Gebiet bezüglichen Ausdrücken, welche wir schon in der höfischen Zeit aus dem Italienischen erhalten hatten, kamen jetzt noch einige recht bedeutsame hinzu. Wer Waren verkaufen will, der muß eine kleine Quantität derselben dem Käufer zur vorherigen Besichtigung zur Verfügung stellen. Solche Warenprobe nannten die Italiener *mōstra,* die Franzosen *monstre,* später *montre* vom lt. *monstrare* ‚zeigen‘, mlt. *monstra, -ae* das Zeigen, die Probe. Beide Wörter drangen im 15. Jahrh. ins Deutsche, und zwar das französische in das Niederländische und Niederdeutsche als *monster* Munster, das italienische ins Oberdeutsche als Muster. Den beiden Hauptwörtern entsprechen die Verba munstern und mustern. Diese Worte wurden in den romanischen Sprachen sowohl wie im Deutschen auch auf das Heerwesen übertragen: ‚Musterung‘ d. i. prüfende Heeresbesichtigung, ‚mustern, Musterrolle‘. Neben Muster wurde auch Probe gebraucht aus it. *prova,* mlt. *proba* von *probare.* Die ursprüngliche Bedeutung ist aller-

1) Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (1916) S. 222. Goetze: Nomina ante res, Heidelberg 1917 (Sitzungsber. der Heidelberger Akademie d. Wissensch.), S. 8.

dings nicht ‚der zur Prüfung gegebene Gegenstand, Warenprobe‘, sondern die Handlung des Prüfens selbst, in Wendungen wie ‚die Probe machen, Weinprobe, Münzprobe‘ u. dgl. Es ist zum ersten Male bezeugt im Jahre 1434 in der synonymen Wendung ‚*prôbe* und *prufunge* der Münze‘. Bald aber erhielt es dieselbe Bedeutung wie ‚Muster‘. Das dazu gehörige Verbum proben erscheint zuerst in mitteldeutschen Mundarten, wird aber erst im 18. Jahrhundert recht gebräuchlich (vgl. ‚probieren‘ S. 105 und ‚prüfen‘ S. 157).

Gefiel die Probe oder das Muster, so erfolgte die Bestellung, und der Verkäufer hatte dann die Ware zu liefern, ein Handelsausdruck, der auch im Verwaltungs- und Steuerwesen gebraucht wurde. Er kommt vom frz. *livrer*, it. *liverare* aus lat. *liberare* ‚frei machen, aus der Hand geben‘. Den Gewinn des Kaufmanns bezeichnete man zuerst am Niederrhein mit dem frz. Wort *profit* (aus *profectus* ‚guter Fortgang‘), ndl. *profijt*, frühnhd. *Proveit* Profit; das Wort wurde noch lange als Fremdwort gefühlt und daher mit lateinischen Lettern gedruckt. Das dazu gehörige Verbum ist frz. *profiter*, ndl. *profitêren* (16), hd. *profitieren* (E. 17).

Auf den Handelsverkehr zurückzuführen ist wohl auch die Übernahme von zwei romanischen Zahlenausdrücken: Dutzend, im 14. Jahrh. in der populären Form *totzen* über ndl. *dozijn* aus frz. *douzaine* (it. *dozzina*) entlehnt: — das *d* am Schlusse ist ein

euphonisches Anhängsel wie in ‚jemand, Mond' —, und doppel (S. 15), ndl. *dubbel* aus frz. *double*, lat. *duplus*, was durch das gleiche Anhängsel für gewöhnlich zu doppelt geworden ist und sich nur in Zusammensetzungen wie ‚Doppeladler, Doppelgänger' rein erhalten hat. Derartige kleine Umgestaltungen beweisen immer, daß das betreffende Wort in volkstümlicher Rede stark gebraucht wird. Eine weite Verbreitung durch den Handel fand auch die italienische Goldmünze, die seit dem 13. Jahrh. in Florenz mit dem Wappen der Stadt, einer goldenen Lilie, geprägt wurde und daher den Namen it. *fiorino*, mlat. *florinus* Florin führte. Deutsch schon im Anfang des 14. Jahrh. (Ottokar 34665): phenninge guldîn, die dâ heizent flôrin.

Andere Ausdrücke des Handels sind Kontor, um 1500 aus it. *contore* ‚Rechenstube', im 17. Jahrh. unter Einfluß des frz. *comptoir* zuerst ‚Contoir', dann ‚Comptoir' geschrieben. Grundwort ist lt. *computare* zusammenrechenen. Kompagnie haben wir in älterer Form und allgemeiner Bedeutung bereits S. 135 kennen gelernt. Jetzt tritt es in einer spezialisierten Bedeutung neu auf. In Italien nämlich pflegten sich seit dem Ende des Mittelalters mehrere Kaufleute zu Handelsgesellschaften zusammenzutun, um ihre Geschäfte mit größerem Kapital betreiben zu können. Eine solche Gesellschaft hieß it. *compagnia*, frz. *compagnie*, das Mitglied einer solchen, der Geschäftsteilhaber, frz. *compagnon*. Wir haben beide Worte, Kompagnie

und Kompagnon, um etwa 1500 aufgenommen, als sich auch in unseren Handelsstädten derartige Genossenschaften zusammentaten (III, 238). Die Haupteinwanderung italienischer Handels- und Geschäftsausdrücke in die deutsche Sprache fand dann erst im 17. und 18. Jahrh. statt. Damals kamen Wörter auf wie Kasse, Bank, Konto, Diskonto, Agio, Giro, brutto, netto, Tara, al Pari, Tratte u. a., die freilich nur zum Teil zu wirklichen Lehnwörtern geworden, der Mehrzahl nach aber immer Fremdwörter geblieben sind. Näheres darüber s. III, 238.

Nicht minder wie auf dem Gebiete des Gewerbes und Handels übte auch auf dem der Kunst schon damals Italien seinen Einfluß auf Deutschland aus. Die Araber kannten ein musikalisches Werkzeug, welches einem halben Kürbis ähnlich, aber aus dünnen Spänen zusammengesetzt war, einen langen Hals und vier bis fünf Saiten hatte. Sie nannten es *al'ud*, wo *al* Artikel ist. Dies Instrument gelangte gegen Ende des Mittelalters nach Deutschland, wurde hier, wie in den romanischen Ländern, ein allgemein verbreitetes Hausinstrument mit besonderer Notenschrift, bis es seit Mitte des 18. Jahrhunderts durch das Klavier verdrängt wurde. Den arabischen Namen hatten die Italiener in *liuto*, die Franzosen in *luth* verwandelt, wir machten daraus Laute, mhd. *laute*, im 15. J. *lûte*, was also nicht — wie man früher meinte — mit ‚Laut' oder ‚Lied' zusammenhängt. Ferner übernahmen wir noch im 15. Jahrh. die Ausdrücke für

die Hoch- und Tiefstimme, Alt und Baß aus *alto* und *basso* (III, 324 nebst Anm. 1 u. 2).

Der italienischen Baukunst aber, die ja seit dem Beginne der Renaissance im 15. Jahrh. vorbildlich für die architektonische Tätigkeit der übrigen Völker wurde, verdanken wir in dieser Zeit die Wörter Altan und Bastei. Altan ist ursprünglich ein bayrisch-österreichisches Dialektwort und lautete im 15. Jahrh. ‚die Altane‘ aus it. *altana* (zu lat. *altus*); durch Hans Sachs gelangte es in die Schriftsprache und wurde durch die Analogie von ‚Balkon‘ ins Maskulinum hinübergezogen; in Oberdeutschland und der Schweiz sagt man noch heute ‚die Altane‘. Bastei, *bastîe*, ist ein Wort der italienischen Festungsbautechnik, *bastīa* von mlt. *bastire*, frz. *bâtir*, älter *bastir* ‚bauen‘, und in Deutschland zuerst in der Schweiz und in Österreich belegt.

An reinen Erzeugnissen der Natur ist zur Zeit des ausgehenden Mittelalters den Deutschen nicht mehr viel Neues bekannt geworden. Die Hauptarbeit war in dieser Hinsicht getan und Deutschland ein seit lange wohlkultiviertes Land geworden; auch wurden keine neuen Länder mit noch unbekannten Produkten während dieser Epoche erschlossen. Der im frühen Mittelalter erfolgten Verbreitung des Kaninchens, das durch seine rasche Vermehrung leicht großen Schaden anrichtete, folgte am Ausgang des Mittelalters die Einführung einer neuen Wieselart zur Jagd auf Kaninchen, des Frettchens (16) aus it. *furetto*, frz. *furet* (eig.

‚Diebchen'). Die Einführung des Tieres ist wohl über die Niederlande erfolgt; wenigstens begegnet dort zuerst schon im 15. Jahrh. *foret, fret.*[1] — Von Mineralien ist nur das Nitrumsalz zu nennen, das die gelehrten Apotheker und Mönche, die es den Leuten verkauften, *salpetra* oder *salpetrae* ‚Steinsalz' nannten, weil es sich an Steine ansetzt; daher Salpeter (15).

Was endlich die Pflanzen betrifft, so haben wir bereits im ersten Kapitel eine große Anzahl Blumen und Stauden kennen lernen, die zu medizinischen oder Küchenzwecken gebraucht und daher in den Bauerngärten gezogen wurden (S. 50—55). Zu diesen haben wir jetzt hinzuzufügen den Rosmarin, auch mit frühnhd. Dehnung Rosmarein aus lt. *ros marinus*, d. h. ‚Meertau', ein würziger Strauch mit dunkelgrünen Blättern, der wegen seines prachtvollen Aroms in Deutschland zu großer Beliebtheit gelangte. Er ist an den Küsten des Mittelländischen Meeres heimisch, wo er auf dem dürrsten, von der südlichen Sonne durchglühten Boden gedeiht und seine blaßblauen Blüten oft schon an heiteren Wintertagen entfaltet. Bei uns wurde er seit dem 15. Jahrh. eingeführt, kommt aber in unserem Klima nicht im Freien fort, sondern muß wie die Myrte (S. 66) in Töpfen gezogen werden.[2] Der Rosmarin gehört ebenso wie Lavendel, Myrt' und Thymian zu den Lieblingspflanzen der

1) Heyne, Nahrungswesen 234.
2) Fischer-Benzon 136.

die sich jetzt vor prächtigeren, neumodischen Gewächsen bescheiden in den Hintergrund zurückgezogen haben. Selbst der Myrtenkranz der Braut muß mehr und mehr dem Kranz aus Orangenblüten weichen, und erst der Rosmarin mutet die moderne Dame als ganz etwas Altväterliches an. Sie kennt ihn höchstens noch dem Namen nach. Und doch spielte er im Leben des deutschen Volkes einst eine große Rolle. Schon der Name hatte etwas Anheimelndes und Ehrwürdiges. Seinen ersten Teil brachte man mit Rose, seinen zweiten mit Maria zusammen und nannte demgemäß die Pflanze Rosenmarin, Rosmarien, Rosemarie (engl. *rosemary*, schweiz. Rosamarei), Rosenmarie oder mit umgekehrten Gliedern Marienrose. Man verwendete ihn zum Schmuck, schlang ihn ins Haar und band ihn zu Kränzen. Insonderheit trugen Brautpaare und Hochzeitsleute statt der Myrte nicht selten Kränze und Sträuße von Rosmarin. „Wir haben sie gekränzet mit Rosmarein, weil sie soll Braut und Jungfrau sein", sagt ein Volkslied (Vilmar, Handbüchlein f. Fr. des d. V. 1868 S. 141) und Matthison singt: „Und Singrün von der Freundschaft Hand gepflegt verwebte sich mit Myrt' und Rosmarin." Der Rosmarin war aber auch ein Symbol des Todes und der Trauer, namentlich in Norddeutschland. Wurde eine Jungfrau begraben, so wurde den Leichenträgern ein Rosmarinzweig an einem Bande um den Arm gewunden und in Thüringen bestand bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Brauch, daß den Leichenträgern,

Sängern und Leidtragenden vor dem Wegtragen der Leiche ein Rosmarinstengel als Trauerzeichen und eine Zitrone als Abwehrmittel gegen Ansteckung überreicht wurde.[1] Auch auf die Gräber wurde neben der Tränenweide Rosmarin gepflanzt. Durch die nahe Beziehung zu Tod und Sterben bekam der Rosmarin auch etwas Ahnungsvolles, Vorbedeutendes. Das Finden von Rosmarin an Stellen, wo man ihn nicht suchte, wies nach dem Volksglauben auf den Tod geliebter Personen oder auf den eigenen hin. Ein altes Volkslied beginnt: „Ich hab' die Nacht geträumet wohl einen schweren Traum: es wuchs in meinem Garten ein Rosmarienbaum." Dieser läßt Blüten und Blätter fallen und bedeutet so den Tod des Geliebten. In dem Liede: „Es wollt eine Jungfrau frühaufstehn" findet diese im Garten statt der Rosen, die sie zum Kranze brechen will, überall Rosmarin. Sie schließt daraus auf den Tod des Getreuen und windet sich selbst aus Rosmarin das Totenkränzlein, um an seiner Seite zu ruhen.[2] — Hinter dieser ästhetischen und poetischen Bedeutung des Rosmarins tritt seine praktische

---

1) Die Zitronen habe ich als Kind in Halle noch selbst um 1860 in den Händen der den Sarg tragenden Halloren gesehen, der Rosmarinstengel war bereits verschwunden.

2) Böhme und Erk: Deutscher Liederhort, Nr. 207 und 722a. — Ein zur Laute neuerdings vielgesungenes altes Lied beginnt jeden seiner Verse mit „Rosmarinheide". Damit ist nicht eine Heide, auf der Rosmarin wächst, gemeint, sondern eine rosmarinähnliche Torfpflanze, die auch ‚kleiner Rosmarin' oder ‚Lavendelheide' heißt.

Brauchbarkeit ganz in den Hintergrund. Doch war diese an sich früher auch nicht ganz gering. Der Rosmarin war auch offizinell. Aus seinen Blättern gewann man ätherische Öle und das Kraut wurde in der Küche als Gewürz benutzt.

Der Enzian erscheint schon gelegentlich im Ahd.: *encian, genciane* aus lt. *gentiana,* kommt aber erst im 15. Jahrh. recht in Aufnahme. Er wächst mit Vorliebe in Hochgebirgen, wird aber allmählich seltener, da seine knolligen Wurzelstöcke als Heilmittel sehr gesucht sind und namentlich der Extrakt aus ihnen zur Bereitung der Hoffmannschen Magentropfen und verschiedener aromatischer Liköre dient, besonders des Enzianbranntweins, den die Alpenbewohner Enzeler oder Enzig nennen. Die Heilkraft der Enzianwurzel wurde dem Volke durch kräuterkundige Mönche oder Apotheker bekannt, die sich im Verkehr mit den Leuten des lateinischen Namens bedienten. So trat an Stelle des einheimischen Bitterwurzes der gelehrte Enzian.

Die Endivie (15) hat ihren Namen von *intibea,* dem Adj. von *intibus* oder *intubus* (IV, 303). Aus ihren, sowie aus den wohlschmeckenden, zarten Blättern anderer Gewächse, namentlich des Portulaks und Lattichs (S. 51), verstanden die Italiener eine erfrischende und pikante Zukost herzustellen, die sie, da derartige Speisen mit Salz angemacht wurden, *insalata* ,eingesalzenes Essen' nannten. Daher stammt unser Salat, spätmhd. *salât;* er wurde und wird in Deutschland

hauptsächlich aus Lattich bereitet[1] und daher das Wort ‚Salat‘ auch geradezu für ‚Lattich‘ gebraucht. So erklärt sich, daß man jetzt anstandlos im Garten „Salat“ pflanzt, was ja an sich unmöglich ist: denn eine zubereitete Speise kann man nicht pflanzen, sie geht auch nicht auf. Man meint eben Lattich.

Der Hederich dagegen aus lt. *hederacea*, dem Adjektiv zu *hedera* ‚Efeu‘ ist ein gefährliches Unkraut, dem keinerlei Kulturwert innewohnt. Und doch war die lateinische Benennung schon im Mhd. volkstümlich geworden. Vermutlich ist sie von dem Gundermann, auch Gundelrebe genannt, lat. *glecoma hederacea* oder *terrestris* (Dieffenbach 195[a] oben), auf den Hederich übertragen. Denn die Gundelrebe war wegen ihrer angeblich heilkräftigen Eigenschaften und ihres aromatischen Geruchs und Geschmacks beim Volke von jeher bekannt und beliebt. Die Volksbezeichnungen gehen bei diesen wildwachsenden Pflanzen oft so durcheinander, daß ein geschulter Botaniker dazu gehört, sie zu sondern und fest zu bestimmen.[2]

Drei ganz gewöhnliche Wiesenblumen erscheinen merkwürdigerweise in den modernen Sprachen in wörtlicher Übersetzung ihrer griechisch-lateinischen Bezeich-

---

1) Schultz I, 394.

2) So findet sich bei Dieffenbach (Gloss. m. et inf. Latinitutis) die deutsche Glosse Hederich für *armorica* (49[c]), *aruca* (52[b]), *crysimum* (208[b]), *eruca* (209[a] unten), *lolium* (335[c]). Im DW IV, 2, 751 werden als Namen hederichähnlicher Pflanzen genannt: Wegsenf, Schotendotter, Ackersenf, Heidenrettich, Ackerrettich, Gundermann.

nungen. Erstens das zur Gattung taraxacum gehörige allgemein verbreitete, leuchtend gelb blühende Unkraut, das in den verschiedenen Landschaften die verschiedensten Namen trägt, als: Kuh=, Hunde=, Märzen=, Dotter=, Butter=, Eierblumen, Pfaffenröhrlein, Pfaffenblatt, Mönchsköpfe, Sonnenwürbel, Saudistel, Ringelstock (DW VI, 1221). Dessen gelehrte Bezeichnung *leontodon* (wegen der spitzen scharfen Blätter) ist deutsch übersetzt Löwenzahn, it. *dente di lione*, frz. *dent de lion*. engl. (aus dem Frz.) *dandelion*. — Ebenso ist gr.=lt. *myosotis* = deutsch Mäuseohr, frz. *oeil de souris*, *oeil de rat*, wo statt des Ohrs das Auge eingesetzt ist, weil die Pflanze mehr durch die Blüte wirkt, die dem Auge gleicht, als durch das dem Mäuseohr ähnliche behaarte Blatt.[1] Diese Übereinstimmung erklärt sich nicht sowohl durch direkte Entlehnung aus einer Sprache in die andere als dadurch, daß die lateinkundigen Pflanzensammler dem Volke die gelehrten Benennungen zu seinem Gebrauch übersetzten. Gebraucht aber wurde der Löwenzahn als leicht abführendes Mittel, das früher sogar offizinell war. Das Mäuseohr aber, schon ahd. als *mûsôra* belegt, wurde wegen der bescheidenen Schönheit seiner himmelblauen kleinen Blüten gern in die Gärten gepflanzt, namentlich als Einfassung von Blumenbeeten. Dazu kam dann noch der Glaube, daß wer seinem Geliebten die Wurzel anhängt, diesem lieb und wert bleiben müsse. Daher erhielt das Mäuseohr

1) Elise Richter, Fremdwortkunde (1919), S. 39.

schon im 15. Jahrh. den poetischen Beinamen Vergißmeinnicht, den die Franzosen nachgeahmt haben: *souvenez-vous de moi, pense à moi, ne m'oubliez pas.* — Nicht anders verhält es sich mit dem Bocksdorn, der eine Übersetzung des gr.-lt. *trag-acanthum* von *τράγος* ‚Bock' und *ἄκανθα* ‚Dorn' ist. Die Pflanze erhielt ihren deutschen Namen durch gelehrte Leute, die ihr Harz zur Gewinnung des Tragant (15. J. aus mlt. *tragantum*) genannten Klebstoffes sammelten oder sammeln ließen.

Wirtschaftlich bedeutsamer als alle bisher genannten Garten- und Wiesenpflanzen ist der Spargel, der nicht nur von den Griechen und Römern, sondern schon von den Ägyptern eifrig angebaut und kulinarisch gewürdigt wurde. Nach Plin. hist. nat. 19, 8 gab es in Deutschland eine wildwachsende Spezies, die auf den Bergen und in den Ebenen Obergermaniens massenhaft wuchs. Doch scheint dieser Wildspargel nicht recht genießbar gewesen zu sein. Wenigstens ist während des ganzen Mittelalters der Genuß des Spargels nicht nachweisbar.[1] Erst in der Zeit des Humanismus ist der veredelte Tafelspargel von Italien nach Deutschland gekommen, wo er dann rasch an den Tischen der Reichen Anklang und Verbreitung fand. Hieronymus Bock erzählt in seinem Kräuterbuche vom Jahre 1539 von ihm: „Ein gemeiner Salat bei den Walen (Italienern) und Hispaniern ist nunmehr auch, wie andere Lecker-

---

1) Heyne, Nahrungswesen, S. 328.

bißlein, ins Teutschland gekommen.“ Er nennt ihn weiter „ein lieblich Speis für die Leckermäuler“. Die Entlehnung der Benennung des Spargels ist auf verschiedene Weise erfolgt. Aus dem Grundwort gr.-lt. *asparagus*, das wohl orientalischer, vielleicht ägyptischer Herkunft ist, wurde infolge des Hochtons auf der zweiten Silbe durch Verschluckung des Anlauts mlt. *sparagus*. Dies wurde auf gelehrtem Wege, wohl durch die Medizin, direkt zu Sparges. Auf mehr volkstümlichem Wege wurde dann das it. *sparagio, spargo* zu Sparge. Aus dessen Mehrheit (Spargen = *asperges*) entwickelte sich bald ein neuer Singular Spargen, und endlich bildete sich nach Analogie von Kerbel, Kümmel, Zwiebel, die jetzt in der Umgangssprache allein übliche Form Spargel, während die andern Formen in Dialekten fortleben. Das Wort ist also vollkommen eingedeutscht.

Aus Italien und Südfrankreich kam uns zu Anfang des 15. Jahrhunderts auch eine kostbare, freilich sehr empfindliche Cucumisart zu, die Melone, in der älteren Sprache auch Melun und mit frühnhd. Diphthongisierung Melaun. Sie gedeiht nur in sehr geschützten Lagen und muß sorgfältig vor Kälte und Regen bewahrt werden. In Norddeutschland wird sie daher fast ausschließlich in Mistbeeten gezogen. Ausgereift ist ihr aromatisches Mark und ihr reichlich fließender Saft von köstlich erfrischender und kühlender Wirkung und von herrlichem süßsäuerlichem Wohlgeschmack. Aus ihrer Heimat, dem südlichen Asien, kam die

Melone nach Griechenland und Italien. Hier erhielt sie ihren Namen gr.-lt. *mēlopepon* ‚Apfelpfebe‘, den wir samt der Frucht selbst schon zur Römerzeit als Pfebe entlehnt haben (I, 170). Im Mittelalter hat sie auf den Tafeln der Vornehmen keine Rolle gespielt. Ihre Kultur war, wenn sie in Deutschland überhaupt schon vorhanden gewesen war, wieder eingegangen. Jetzt wurde sie von Süden her neu eingeführt und der Name infolgedessen zum zweiten Male entlehnt, diesmal aus it. *mellone,* spätlt. *melo.*

Wir nennen zum Schluß dieses Kapitels noch drei geschichtlich besonders interessante Lehnwörter aus dieser Zeit, die sämtlich aus Italien zu uns gekommen sind. Der Hartschier, zuerst 1402 als *artschierer* vorkommend, dann auch Hatschier, Harschier, Erdschier, Herschierer, rührt von dem it. *arciere* (= lt. *arcuarius*) ‚Bogenschütz‘ her. Wir denken bei diesem Worte an die vielen kleinen Gewaltherrscher und Usurpatoren, die in den italienischen Städten mittels ihrer bewaffneten Leibtrabanten ein oft grausam strenges Regiment führten. — Die Tücke der Italiener dagegen, die politischen und privaten Giftmorde, welche schon im Mittelalter so häufig waren und dann im Zeitalter der Renaissance noch üppiger ins Kraut schossen, führt uns das eine Wort kredenzen vor Augen. Es ist dies ein Verbum, das die Deutschen von dem it. *credenza* ‚Glauben, Vertrauen‘ neu gebildet haben. Die deutschen Krieger ließen sich von ihren italienischen Wirten den Wein

vortrinken, um die *credenza* zu gewinnen, daß er nicht vergiftet sei. So entwickelte sich die Bedeutung ‚Speise und Trank darreichen‘, und es konnten Zusammensetzungen gebildet werden wie ‚Kredenzschale, Kredenztisch‘, bei denen die Beziehung auf Vertrauen und Gift vollständig weggefallen ist.

Das dritte ist das Wort **Sklav**. Dieses hat eine etwas verwickelte Geschichte. Zwar die herrschende Meinung ist sehr einfach, nämlich die, daß die Deutschen die in den Vernichtungskämpfen gegen ihre östlichen Nachbaren gemachten Kriegsgefangenen, welche sie mit dem Volksnamen ‚Slawen‘ und dann mit leichter Verdichtung des Anlautes *sklaven* nannten, zu Knechten und Hörigen machten, und daß dann aus dem Eigennamen die allgemeine Bezeichnung eines solchen Knechtes hervorging.[1] Aber die deutsche Benennung des fremden Volkes war im Mittelalter ausschließlich ‚Wenden‘ oder ‚Winden‘ und das Wort ‚Sklav‘ bedurfte gerade im östlichen Deutschland, wo man doch die Slawen am nächsten hatte, noch im Anfang des 16. Jahrhunderts der Erläuterung, weil es nicht von selbst verständlich war.[2] Das Wort hat eine viel verwickeltere Geschichte. Es verdankt seinen Ursprung nicht den deutsch-wendischen

1) So Hi. s. v.; Diez I, 371.

2) „Ewiglich ire sklaven, wie man die nennt, bleiben“ aus einer Quelle von 1522, zitiert von Heyne. — Bei Dieffenbach ist sclauus durchweg durch wend, wind. windischer, sclauonia durch windisch lant wiedergegeben. — Über die Geschichte des Wortes s. Wasmer, Z. f. d. W. IX (1907) S. 22.

Grenzkriegen, sondern dem byzantinischen Kaiserreich. Die Südslawen nannten sich von Haus aus *Slovene* oder *Sloveninu*, was die Byzantiner, ihre Nachbarn und Feinde, in *Σκλαβηνοί* (6. J.) umwandelten; so schon bei Prokop. Die Griechen faßten nun *-ηνος* als Adjektivendung und bildeten nach dem Muster von *Λάμψακος* zu *Λαμψακηνός* aus *Σκλαβηνός* ein *Σκλαβός*, das schon ziemlich früh den Bedeutungsübergang vom Slawen zum Sklaven erfuhr (um 580). Solche slawischen Knechte kamen dann im 8. und 9. Jahrh. als Arbeiter nach Italien und mit ihnen ihre Benennung, die in Italien zu *Sclavus*, später *schiavo*, in Frankreich zu *esclave* wurde.[1] Diesseits der Alpen begegnet das mlt. *Sclavus* als Volksname und als Bezeichnung von Knechten slawischer Abstammung in Urkunden Karls des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger. In deutscher Sprache kommt das Wort zuerst im Anfang des 14. Jahrh. vor, und zwar als *slave* mit Verlust des *k*-Lautes, weil die Lautgruppe *skl* im Deutschen ungewöhnlich ist. Dementsprechend ndl. *slaaf*, engl. *slave*. Auch im Nhd. kommt mit regelrechter Weiterentwicklung des *sl* zu *schl* Schlaff vor; außerdem unter Einwirkung der mlt.-romanischen Formen: Sglaff (bei Hans Sachs), Schglaff, Schklef u. a. Seit dem 17. Jahrh. bildete sich dann die Unterscheidung zwischen der Volksbezeichnung Slawe und der Personenbenennung Sklave immer schärfer heraus.

---

1) Feldmann in Z. f. d. W. IX (1907) S. 21, 315. Wasmer ebenda S. 22.

Also auch Sklav ist ein von der deutschen Sprache aus der italienischen, nicht, wie man behauptet hat, ein von der italienischen aus der deutschen Sprache entlehntes Wort; sein Ursprung aber ist slawisch und seine Bedeutung von den Byzantinern geprägt worden. Damit sind wir von unsern südlichen und westlichen Nachbaren auf die östlichen gekommen, von denen das nächste Kapitel des weiteren handeln soll.

Kapitel IV.

Die halbzivilisierten Völker des Ostens.

Die bisher betrachteten Einflüsse sind sämtlich von Völkern höherer und älterer Kultur ausgegangen und haben vom Westen und Süden her gewirkt. Unsere östlichen Nachbaren, die Slawen und Magyaren, haben als Völker jüngerer und niederer Kultur natürlich unendlich viel mehr von uns empfangen, als sie uns gegeben haben. Aber ganz ohne Einwirkung auf das Deutsche konnten bei dem regen kriegerischen und friedlichen Verkehr die Sprachen dieser barbarischen oder halbbarbarischen Völker auch nicht bleiben.

Schon seit des Tacitus Zeiten blühte zwischen dem eigentlichen Germanien und den östlichen Nachbarländern der Pelzhandel. Durch ihn ist das erste Lehnwort aus dem Osten nach Deutschland gekommen.[1] Im Ahd. gab

1) Falls das ahd. *zîdal-* ‚Honig' in *zîdalweida* ‚Waldbezirk zur Bienenzucht', wovon *zîdalâri* Zeidler und Zeidelbär (kleine Bärenart, die dem Honig nachgeht) wirklich, wie man vermutet, aus den weiten Wäldern des slawischen Ostens stammt, wo die Bienenzucht sehr ausgedehnt ist (altslaw. *bĭtschela* ‚Zeidler'), so wäre dies wohl das älteste Lehnwort aus dem Slawischen. Doch stimmen die Laute zu wenig.

es *kursina* ‚Pelzrock‘ (mlt. z. B. Ruodlieb IV, 6. 161. 236 *crusina, cursina, crusenna*), das uns von irgendeinem noch nördlicheren Volke her durch die Slawen vermittelt worden ist[1], vgl. altslaw. *kruzno, korzno, korozno* ‚Pelzkleid‘, slowak. *krzno*, slow. *kerzno*. Wir besitzen das Wort ‚Kürsen‘ (noch mhd. *kürsen*) nicht mehr, wohl aber das davon abgeleitete *kürsenære* Kürschner, dessen *sch* erst im 17. Jahrh. durchgedrungen ist. Es bezeichnet den Bearbeiter und Verkäufer von Pelzen und ist auch zum Eigennamen geworden. Ein sehr geschätztes Pelzwerk liefert der sibirische Zobel (11) aus russ. *soboli*, mlt. *sabelus*; der Pelz hieß mlt. *sabellinus*, frz. *zibeline*. Deutschen Ursprungs dagegen ist der Name des großen weißen Wiesels, ahd. *harmo*, mhd. *harme* ‚Wiesel‘ mit dem Deminutiv in deutscher Betonung *hármelî, hérmelîn*. Im nhd. Hermelin hat sich dann der Ton nach dem it. *ermellino* auf die Ableitungssilbe verschoben. Dies sowie das neufrz. *hermine* stammen übrigens schwerlich aus dem deutschen Worte, sondern vielmehr aus mlt. *mus armenius* (wofür älter *mus ponticus*. So Kluge s. v.). Von dem polnischen *suknia* ‚Wollenrock‘ stammt durch frz. Vermittlung ein in der höfischen Zeit vielgetragenes modisches Obergewand, die *sukkenîe* (S. 130).[2]

---

1) Andere (Schrader, Reall. 615) halten *kursina* für germanisch und urverwandt mit *βύρσα*. Heyne, Körperpflege, S. 108, schließt daraus, daß das Wort auch im Agſ. vorkommt (*crusene*), auf keltischen Ursprung.

2) Heyne, Körperpflege, S. 293.

— Ein altes Lehnwort östlichen Ursprungs ist ferner nach neuerer Ansicht Messing (mhd. seit 1100 bezeugt *messinc, mäschinc*). Dieses wurde in der ältesten Zeit nicht durch Mischung hergestellt, sondern direkt in den Bergwerken gewonnen; sein Name geht wahrscheinlich durch slawische Vermittlung (slaw. Grundform *mossengju*) auf ein in vielen orientalischen Sprachen (z. B. pers. *mys*) vorhandenes Wort für Kupfer, Messing zurück, das auch dem dem metallreichen Kaukasus benachbarten Volke der Mossynöken, bei denen es „das glänzendste und weißeste Erz gab" [1], den Namen gegeben hat. Dies Erz bekam dann seinerseits wieder die Benennung *Μοσσύνοικος χαλκός* [2], woher dann Messing stammt.

Ein jetzt in der Schriftsprache nicht mehr gebräuchliches, wohl aber in Dialekten noch weitverbreitetes Wort ist die Dürnitz, ‚geheiztes Gemach'. Schon im 11. J. findet sich die ahd. Glosse *turniza* = caumata, ‚geheizte' Stuben. Im Mhd. kommt es dann, wenn auch selten, schon in der Form *dürnitz* vor mit der Bedeutung ‚geheizte Badestube', also gleich ‚Pfiesel' und ‚Stube' (I, 136 f.). Im Nhd. tritt es häufiger auf, mit sehr mannigfacher Schreibung: *durnutz, dornitze, turnitz, dirnse*. In niederdeutschen Dialekten erscheint es noch jetzt als

1) Pseudo-Aristoteles, De mirabilibus auscultationibus: *φασὶ, τὸν Μοσσύνοικον χάλκον λαμπρότατον καὶ λευκότατον εἶναι.*

2) Die obige Hypothese hat entwickelt Schrader, Indog. Forsch. 17 (1905) S. 31. Sprachvergleichung II³, 74. Die alte Ableitung von *massa* ‚Metallklumpen' bestreitet Kluge entschieden und schließt sich der Schraderschen Ansicht an.

dörnze, dörnse, dornse, dönnsch, dönsk, dörnst. Auch als Eigenname lebt es noch fort. Im Braunschweiger Altstadtrathaus gibt es eine ‚große Dornse‘, im Stuttgarter Schlosse eine ‚Dürnitz‘, auf der Wartburg eine ‚Dirnitz‘. Man hat dies Wort zu Unrecht mit ‚dörren‘ in Verbindung gebracht. Es stammt sicher aus dem Slawischen. Im Russischen heißt *gornitza* dasselbe, und daß die in kälteren Gegenden wohnenden Slawen für die Deutschen im Anlegen heizbarer Zimmer vorbildlich sein konnten, liegt auf der Hand.

Für den Handelsverkehr mit den slawischen Stämmen war eine Mittelsperson nötig, welche durch Hin- und Herübersetzen die Verständigung ermöglichte. Es ist natürlich, daß die Slawen eher das Deutsche lernten als die Deutschen das Slawische, und so werden auch diese doppelsprachigen Mittelspersonen öfter Slawen als Deutsche gewesen sein. Jedenfalls ist das im 13. Jahrh. entlehnte Wort Dolmetsch uns zunächst von den Slawen zugekommen (poln. *tlumacz*). Diese freilich haben es auf dieselbe Weise von ihren östlichen Nachbaren, den Magyaren (ungar. *tolmácz*), und diese wieder von den noch östlicheren Türken (*tilmatsch*) übernommen. So ist das Wort immer von dem weniger zivilisierten Volke an das zivilisiertere weitergegeben und dann im 13. Jahrh. ins Mhd. (*tolmetsche*) aufgenommen. Die neuere Form ‚Dolmetscher‘ reiht es in die zahlreichen Personenbezeichnungen auf -er, Gärtner, Bäcker, Krieger usw. (vgl. S. 206 ff.) ein und gibt ihm damit einen deutschen Anstrich.

Eine sehr nützliche Bereicherung unseres Sprachschatzes bildete dann das tatarische Wort *horda* ‚Lager‘, das seit dem 16. Jahrh. durch russische Vermittlung (*orda*) zu uns kam[1], noch um 1700 Horda lautete und meist von Tatarenscharen gebraucht wurde. Wir möchten heute unser Horde neben ‚Haufe, Rotte, Bande‘ schwerlich wieder entbehren. Seltsamerweise hatte das Wort bei uns im 18. Jahrh. eine poetische, zur gehobenen Sprache passende Färbung, so bei Schiller: „des rauhen Krieges Horden.“

Im Pferde- und Fuhrwesen ferner waren die Bewohner der weiten östlichen Ebenen und Steppen natürlich weiter vorgeschritten als die Deutschen, so daß diese von ihnen lernen konnten. So folgte auf die ältere Beeinflussung vom Westen her durch die Kelten (I, 50, 195) eine jüngere vom Osten her durch die Slawen, welche sich bis in die neueste Zeit fortgesetzt hat. Schon im 12. Jahrh. nahmen die Deutschen eine neue Art des Anschirrens der Zugtiere von den Wenden oder Polen an, das Kummet, mhd. *komat* aus poln. *chomat*, welches seinerseits freilich erst aus einem altgermanischen Worte geflossen ist, das noch jetzt fortlebt im nd. *ham*, engl. *hame* Kummet, im 16. Jahrh. deutsch: Kuhamme ‚hölzernes Halsband der Kühe zum Anbinden an die Krippe‘. Das Kummetgeschirr hat, weil es den Hals einschließt und sich

1) In der 1534 erschienenen ‚Neuen Welt‘ von Mich. Herr wird es erläutert: „Horda auf tartarisch eine Versammlung der Menge.“ S. Kluge s. v.

vornehmlich auf diejenigen Partien des Pferdekörpers stützt, welche zum Ziehen die geeignetsten sind, das ältere Sielengeschirr allmählich verdrängt, namentlich in unserem Heerwesen.

Am Ende des 15. Jahrhunderts wurde dann das Wort Kutsche aus dem Ungarischen entlehnt. Es lautet in dieser Sprache *kocsi* (spr. *kotschi*) und bezeichnet einen zweirädrigen, im Dorfe Kocz bei Raab gebauten Reisewagen, ist also eine Benennung wie ‚Landauer'. Ins Deutsche gelangte es zunächst mit verdeutlichendem Zusatz (60 A. 2) von Wagen als ‚Gotschiwagen', dann ‚Kutschwagen', und wurde bald ein weitverbreitetes Kulturwort (frz. *coche*, it. *coccio*, engl. *coach*) zur Bezeichnung eines auf allen Seiten geschlossenen und bedeckten Reisewagen für vornehme Personen. Denn mit dieser Entlehnung, also durch Einwirkung der östlichen Völker, kam der Gebrauch solcher Reisewagen wieder auf, der seit dem Untergang des klassischen Altertums verschwunden war. Im Mittelalter und noch im 15. Jahrh. ritten auf Reisen auch Frauen und Geistliche. Der ‚Kutsche' folgte im 17. Jahrh. die Kalesche, im Jahre 1604 erklärt durch „ein klein Wegelein mit vier kleinen Raden, da man nur ein Pferd vorspannet, in Polen nennet mans eine Kolesse". Das Grundwort ist demnach poln. *kolaska*, tschech. *kolesa*, ursprünglich der Plural von *kolo* Rad. Da die ältesten deutschen Belege im 17. J. Calleche oder Calesch, im 18. (Goethe 31, 18) Kalesse lauten, so ist anzunehmen, daß wir das Wort nicht

unmittelbar aus den slawischen Sprachen, sondern durch Vermittlung einerseits des frz. *calèche*, anderseits des it. *calesse* erhalten haben.[1] Das jüngste dieser östlichen Fuhrwerke ist die Droschke, die russischen Ursprungs (*droschki*) ist und durch polnische Vermittlung (*droschka*) am Anfange unseres Jahrhunderts nach Berlin kam, im Sing. zunächst noch mit fremder Endung Droschka (vgl. o. Horda), bis sie sich nach 1815 allmählich einbürgerte; doch sagt noch Heine V, 185: „Droschken heißen unsere hiesigen Fiaker". (Vgl. Gombert in der Z. f. d. W. 8, 124. 379.) Von Berlin hat sie sich dann über ganz Deutschland verbreitet.

Auch die Kunst, Hengste zu verschneiden, haben wir und die romanischen Völker vom Osten her bekommen. Das bezeugen die Benennungen für solche Tiere: Wallach (16) von der Wallachei, Reuße (17) von Rußland, während die Franzosen ein solches Pferd einen ‚Ungarn', *hongre* nennen. Was von den Pferden gilt, das gilt auch von den Schafböcken. Schon im Mittelalter kam neben dem deutschen ‚Hammel' der tschechische *skopec*, spätmhd. *schöpez*, auch Schöpz, jetzt Schöps auf, zunächst nur in Bayern und dem östlichen Mitteldeutschland, dann allmählich allgemein werdend.

Zu den Fuhrwerken gehören als notwendige Ergänzung die Werkzeuge zum Antreiben und die ganze Ausstattung der Zugtiere. Die Deutschen kannten nur

1) So Kluge s. v., während Hi. annimmt, daß wir das Wort aus dem Tschechischen empfangen und an die romanischen Sprachen weitergegeben haben.

die Geißel. Diese ist dann durch die im 15. Jahrh. während der Hussitenkriege eingeführte Peitsche, älteste Form *picze* aus böhm. *bitsch*, zurückgedrängt und auf einige Gegenden Mittel- und Süddeutschlands eingeschränkt worden. Die Türken hatten eine Peitsche mit sehr dickem Riemen, den sogenannten *kyrbatsch*, eigentlich ‚Ochsenschwanz'. Das ging in die slawischen Sprachen über, poln. *karbatsch*, böhm. *karabatsch*. Daher dann unser Karbatsche (17), sowie frz. *cravache* ‚Reitpeitsche'. Türkisch ist auch der Kantschu (18), auch Kantschuh und Kantschuk geschrieben, aus poln. *kantschug* von türk. *kantschy*. Die Knute (17) ist dagegen moskowitischen Ursprungs, eine Peitsche, in deren Riemen Knoten eingeschlagen sind. Das russische Wort *knut* ist aus dem nordisch-germanischen Knoten entlehnt, und anfangs sagte man auch in Deutschland verdeutlichend Knutt- oder Knottpeitsche. Diese raffinierten Prügelinstrumente haben wir also ebenfalls den Barbarenvölkern des Ostens zu verdanken. Nicht durch slawische Vermittlung, sondern direkt durch die Türkenkriege ist die türkische Benennung der Satteldecke *tschaprak* als Schabracke (17) uns zugeführt worden. Ein Lehnwort des 19. Jahrh. ist die aus Ungarn (ungar. *kantar* ‚Zaum') stammende Kandare, das Stangengebiß, durch das eine wesentlich schärfere Zäumung bewirkt wurde.

Knute und Kantschu erinnern an die Sklaverei und Leibeigenschaft, die ja im Osten ihre eigentliche Heimat haben, weshalb wir auch das böhm.-poln.

robota ‚Fronarbeit, Zwangsdienst‘ in den östlichen deutschen Mundarten als Robott, spätmhd. *robât*, wiederfinden. Die Fürsten, Magnaten und Grundherrn hatten es leicht, aus der Masse ihrer Untertanen sich die schönsten, größten und brauchbarsten Leute auszusuchen, sie in prächtige Monturen zu stecken und dann entweder im Hause als Diener zu verwenden oder zu militärisch organisierten Abteilungen zu vereinigen. Einige ungarische Benennungen solcher Diener oder Soldaten wurden in Österreich, speziell am Wiener Hofe, heimisch und fanden von hier Eingang in unsere Sprache überhaupt. So Trabant (15), bei Luther *drabant*, Läufer und zugleich Leibwächter, zunächst aus ungar. *darabant*, welches seinerseits aus türkisch-persischem *derbân* ‚Türhüter‘ stammt.[1] Heiduck war im 16. Jahrh. der Name eines ungarischen Volksstammes, der in seiner Nationaltracht Kriegsdienste leistete. Vom Wiener Hofe ging dann im 18. Jahrh. die jetzige Bedeutung aus: stattlicher Diener in ungarischer Tracht. Tolpatsch (17) war ebenfalls ursprünglich ein ungari-

1) Diese Ableitung hat neuerdings Kluyver (Z. f. d. W. IV, 153 ff.) angezweifelt, weil das in Westdeutschland zuerst im Jahre 1447 während der Soester Fehde auftretende Wort zunächst nur ‚Söldner‘ und ‚Räuber‘ bedeutet. Erst später hat es die jetzige Bedeutung ‚Leibdiener‘ oder ‚Leibwächter‘ entwickelt. Er vermutet slawischen Ursprung, ohne jedoch eine bestimmte Etymologie vorzuschlagen. Andere leiten das Wort von tschech.-poln. *drab* ‚Fußsoldat‘ ab, das auf das deutsche traben zurückgeht, die Endung wäre dann durch Sergeant, Kommandant u. a. veranlaßt worden. Hi. ist geneigt, das Wort direkt von traben herzuleiten. — Es scheint, daß sich in dem Worte verschiedene sprachliche Einflüsse vereinigt haben.

scher Fußsoldat von ungar. *talpas* ‚breitfüßig‘, daher deutsch auch Talpatsch (Gleim, Kriegsl. 12). Da der Ungar kein Deutsch verstand und sich daher auf deutschem Boden ungeschickt benahm, so erhielt das Wort allgemein den Sinn eines ungeschlachten Tölpels (E. 18). Der Pandur, ung. *pandur*, soll seinen Namen von der gleichnamigen ungarischen Stadt haben. Die Panduren waren ursprünglich irreguläre Soldaten an der Militärgrenze in nationaler Tracht mit zwei Pistolen und einem langen Messer (Handschar), die während des Siebenjährigen Krieges als reguläre Truppenkörper organisiert wurden. Auch unser Husar ist von Hause aus ein ungarischer Krieger. Daher noch jetzt die ungarische Schnürentracht. Im Ungarischen heißt *huszár* der Zwanzigste. Von je zwanzig Ausgehobenen mußte einer immer zu Pferde dienen. Das Wort ist während der Türkenkriege von den Österreichern entlehnt worden.[1] Im 16. Jahrh. lautet es auch Husseren, Hussauren. Der Ulan dagegen ist kein Ungar, sondern ein Pole. Die Polen errichteten aus ihren tatarischen Truppen leichte mit Lanzen und Pistolen bewaffnete Reiterregimenter und nannten diese Krieger *ulan* vom tatarisch-türkischen *oghlan* ‚junger Bursche‘. Daher Ulan.

---

1) Erwähnt wenigstens sei eine neue Erklärung des Wortes Husar, nämlich vom it. *corsare* laufen, so daß der Husar gleichsam ein Korsar zu Lande wäre (Brunow: „Was mancher nicht weiß“ 1916, S. 33). Dem widerspricht schon, daß der Husar damit aus dem Kulturkreis herausgerissen wird, zu dem er naturgemäß gehört, nämlich dem der östlichen Kriegs- und Dienstleute.

Der Osten ist von jeher die Heimat von Bettlern und Gesindel aller Art gewesen. Als sprachlicher Zeuge für das Einströmen dieser Leute in Deutschland steht das Wort Halunke, älter Holunke, da, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. aus böhm. *holomek* ‚nackter Bettler' entlehnt. Auch dies Wort bekommt später in Schlesien die Bedeutung ‚Schloßdiener, Nachtwächter, Häscher', wird aber andrerseits zum Schimpfwort s. v. w. Bösewicht, Schuft.[1] Häufig mochten solche Bettler, wie noch jetzt die böhmischen Musikanten, an den Türen musizieren auf allerhand primitiven Instrumenten, z. B. auf der Sackpfeife, die poln. *dudy*, deutsch im 17. und 18. Jahrh. Dudei oder Dudelsack heißt; das dazu gehörige Verbum *dudlitsch* wurde bei uns zu dudeln. Solches Volk hielt sich in schlechten Schenken auf, die man in Norddeutschland auch Kabachen nennt. In Reisebeschreibungen des 17. und 18. Jahrh. wird erwähnt, daß in Moskau die Schenken und Wirtshäuser Kaback heißen. Also liegt das russ. *kabaku* zugrunde. Das wendische Wort für Schenke ist *kortschma*, poln. *kartschma*. Dies wurde im östlichen Deutschland als Kretscham (14) entlehnt und ebenso die Benennung des Schenkwirts, wendisch *kortschmar*, poln. *kartschmar* als Kretschmer, Kretschmar, das auch zum Familiennamen geworden ist.

Der stumpfsinnige Aberglaube der gewaltsam zurückbekehrten Böhmen wird durch das Wort Popanz

---

1) Ein anderes Schimpfwort aus Böhmen ist Bohunke von tschech. *pohan* Heide, also etwa = Vagabund.

(17) gekennzeichnet, aus tschech.-poln. *bobák* oder *bobo* ‚Schreckgestalt' mit Anlehnung an ‚Hans'.[1] Der Aberglaube der Südslawen hat uns um 1730 das Wort Vampyr[2] gebracht, aus dem serbischen *vampīr* ‚blutsaugendes Gespenst', das samt dem Glauben selbst über Ungarn zu uns gelangt und erst später auf die blutsaugende südamerikanische Fledermaus übertragen ist. Die Unsauberkeit und Barbarei der östlichen Slawenvölker stellt sich uns in dem Weichselzopf dar, einer unlösbaren Verfilzung der Haare. Diese Krankheit ist in Polen heimisch und wird 1734 *plica polonica* ‚polnischer Zopf' genannt. Sie hat aber nichts mit der der Weichsel zu tun, sondern ist von dem gleichbedeutenden polnischen *wieszczyce*, das sich die Deutschen durch den Zusatz ‚Zopf' verdeutlichten, abgeleitet. Das polnische Wort bedeutet eigentlich ‚Nachtweib'. Es herrscht nämlich bei den Polen der Aberglaube, daß gespenstische, zur Nachtzeit umherschweifende Zauberinnen diese Zöpfe drehen.

Die Trägheit und Saumseligkeit dieser Völker hat ihren Niederschlag gefunden in der Entlehnung des poln. *po malu* ‚allmählich', das von Ostdeutschland her im bayrischen Dialekt als *pomali*, *bomehle*,

1) Ein Geistesverwandter des böhmischen Popanz ist der deutsche Butzemann, mhd. *der butze*, bei Luther Potzmann, auch Botzenmann, dessen Etymologie aber noch nicht aufgeklärt ist.

2) Im Jahre 1734 erschien in Leipzig Michael Ranfts „Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer Hungerischen Vampyrs und Blut-Sauger gezeiget."

in der Umgangssprache als pomadig Eingang fand. Die Anlehnung des Wortes an die bekannte wohlriechende Salbe brachte es dann mit sich, daß diese selbst in gleichem oder ähnlichem Sinne gebraucht wurde in Wendungen wie: ‚er hat viel Pomade, das ist mir Pomade‘. Solchen pomadigen Menschen ruft der Pole ein *dalej* zu, d. i. ‚weiter, vorwärts‘. Daher das Berlinische dalli, dalli! (E. 19) für schnell, schnell!

Nicht nur durch ‚Husar‘ und ‚Ulan‘, sondern auch durch einige Waffen und Ausrüstungsgegenstände ist unser Heerwesen von Osten her bereichert worden. Die Hussiten führten auf ihren Kriegszügen Steinschleudermaschinen mit sich, die sie *houfnice* nannten. Daraus wurde im 15. Jahrh. *hûfnitze, haufnitz*, im 17. Haubitze. Aus diesem deutschen Worte ist dann das französische *obus* ‚grobes Geschütz‘, dann ‚Granate‘ hervorgegangen. Aus dem Osten ist auch der Säbel, auch Sabel, Seibel gekommen, im 16. Jahrh. als ungarisch oder türkisch bezeichnet, ung. *szablya*, russ.-serb. *sablja*. Das Wort ist dann auch zu den romanischen Völkern gewandert und ein allgemeines europäisches Kulturwort geworden: it. *sciabla*, frz., engl. *sabre*. Neben dem gekrümmten Säbel steht als Reiterwaffe zum Hauen und Stechen der lange, gerade Pallasch (A. 17) aus russ.-poln. *palásch*. Der Sarras (18), ein schwerer Säbel, wird aus dem polnischen *za-ras* ‚für den Hieb‘ erklärt. Der Tornister (17) ist ursprünglich griechisch, uns aber durch die Slawen ver-

mittelt. Im Mittelgriechisch-Byzantinischen heißt nämlich *τάγιστρον* ‚Futtersack‘, das als *taistra* ins Rumänische und Polnische drang. Damit vermischte sich ein anderes griechisches Wort *κάναστρον* oder *κάνιστρον*, lt. *canistrum* ‚Korb‘, das sich als *kaistra* im Kleinrussischen, als Keister ‚Schulranzen‘ im oberschlesischen Dialekt wiederfindet. Durch Vereinigung beider Wörter entstand das westslawische (tschech.-slowakische) *tanistra*, ung. *taniszra*. Dies ist das Stammwort unseres Tornisters; daher auch die im 17. Jahrh. vorkommenden Nebenformen Tanister und Kanister. Das alte deutsche Wort ‚Habersack‘ lebt jetzt nur noch in oberdeutschen Dialekten und im französischen *havresac* fort.

Der Dreißigjährige Krieg brachte uns ein hochmodernes Kleidungsstück aus dem Osten. Die streifenden kroatischen Reiter trugen eine besondre Art von Halstüchern, die von den Franzosen *cravate* ‚kroatisch‘ genannt wurde. Daher erhielten wir unser Krawatte (18). Im Italienischen stehen *cravatta* und *croatta* nebeneinander. Im 18. Jahrhundert übernahmen wir von den Polen noch die Wildschur aus *wilszura* ‚Wolfspelz‘ von *wilk* ‚Wolf‘, von uns volksetymologisch an ‚Wild‘ angeschlossen, und die Pekesche aus *bekiesza* ‚Pelzrock mit Schnüren‘. Im Jahre 1806 wurde zuerst in der französischen Armee statt des dreieckigen Infanteriehutes der Tschako eingeführt aus ung. *csáko* (*sáko*), das aber aus dem deutschen ‚Zacken(hut)‘ entlehnt ist.

Die Ausrüstung der beiden aus dem Osten

stammenden Kavalleriegattungen wurde ebenfalls dem Osten entnommen. Die Ulanen erhielten die Ulanka als Uniformrock, die Tschapka, poln. *czapka* ‚Mütze', als Kopfbedeckung, beides nach polnischem Schnitt; die österreichischen Ulanen trugen statt der letzteren eine Zeitlang die Tatarka. Die Husaren wurden in Preußen 1721 eingeführt, ganz nach ungarischem Muster, man suchte sogar ungarische Mannschaften und Pferde für das neugegründete Korps zu bekommen. Darum erhielten sie auch die ungarische Ausrüstung, den Kolpak oder Kalpak (türk. *kalpak* ‚Mütze'), welches Wort ursprünglich die hohe Lammfellmütze der Tataren, dann die nationale Pelzmütze der Ungarn bezeichnete, während es bei uns nur noch den auf der Mütze liegenden gefärbten Tuchbeutel bedeutet, ferner den Dolman, einen Schnürenrock, dessen Namen die Ungarn ebenfalls von den Türken entnommen hatten (*dolaman* ein ‚Unterkleid von Tuch'); jetzt ist er bei uns durch den ihm ähnlichen, ebenfalls ungarischen Attila ersetzt, der seinen Namen von dem großen Hunnenkönig trägt.

Durch die kaiserliche Kanzlei in Prag gelangte bereits im Mittelalter das böhm. *petschet* ins Deutsche. Die ältere mhd. Form *petschat* wurde durch die Verwandlung in Petschaft dem deutschen ‚Schaft' angeglichen. Nach dem Substantivum bildeten wir dann das Verbum petschieren (15), das für das mhd. *verpetschaten* eintrat. Aus dem Deutsch-Ordenslande stammt der Ausdruck Grenze, der dort im 13. Jahrhundert als *grenize* aus dem poln. *granica* entlehnt

wurde. Das ursprüngliche deutsche Wort ‚Mark‘ hatte seine Bedeutung so mannigfach modifiziert und fortgebildet, daß die Sprache eine neue Bezeichnung für den staatsrechtlichen Begriff der Grenze bedurfte. Erst durch Luther wurde das neue Wort allgemein bekannt; im 16. Jahrh. sagte man auch ‚Umkreis, Ende‘ dafür oder nahm das französische Wort ‚Frontier‘ zur Aushilfe (vgl. S. 132, A). Zur Verdeutlichung setzte man auch das deutsche Wort zu dem fremden hinzu: Grenzmark.

Außer dem Zobel (S. 270) haben wir noch einige andere Tiernamen aus dem Slawischen entlehnt. Zwei Arten zierlicher Nagetiere, die sich leicht zähmen lassen und vielfach im Hause gehalten wurden, sind aus den Steppen des Ostens nach Westen vorgedrungen und seit dem vorigen Jahrhundert auch in Deutschland erschienen. Ihre Bekanntschaft müssen die Deutschen aber schon im 10. oder 11. Jahrh. gemacht haben. Denn schon im Ahd. ist aus der slawischen Benennung dieser Tiere die deutsche entlehnt worden, nämlich ahd. *sisimûs*, *zisimûs*, mhd. *zisemûs*, *zisel*, Ziesel- oder Zeiselmaus nach russ. *susolu*, tschech. *sysel*, was wohl auf Nachahmung der pfeifenden Stimme beruht, und ahd. *bilih*, mhd. verdeutlicht *bilchmûs*, die jetzt gewöhnlich ‚Siebenschläfer‘ oder ‚Haselmaus‘ genannte Bilch nach poln. *pilch*, böhm. *plch*.[1] Ferner haben

1) Palander, Ahd. Tiernamen 68 f. Hi. nimmt umgekehrt deutschen Ursprung des slawischen Wortes (altslaw. *pluchu*) an.

wir übernommen den litauischen Namen des altdeutschen ‚Elch‘ *elnis* als Elen[1], auch Elend, Elend- und Elentier, sowie den russischen *norka* (poln. *nurek*) der kleinen Sumpfotter, auch Wasserwiesel genannt, als Nörz oder Nerz (15), dessen Pelz so wertvoll ist. Zweifelhaft ist, ob Keiler (zuerst als Jägerwort im 17. Jahrh. gebucht) aus dem lit. *kuilys* ‚Eber, Zuchtschwein‘ entlehnt worden ist; es könnte auch von keilen = hauen (vgl. die Hauer des Ebers) abgeleitet sein.

Dazu kommen Vogelnamen, wie Stieglitz statt ‚Distelfink‘ aus tschech. *stehlec* (mhd. *stigliz*), Zeisig statt ‚Erlenfink‘, mhd. *zîse* aus tschech. *tschitsch*; dafür auch *zisec* aus tschech. *tschitsche*, auch *zîsel*, wovon mundartlich Zeiselchen. Von den uns benachbarten slawischen Stämmen scheint Vogelfang und Vogelhandel überhaupt sehr schwungvoll betrieben worden zu sein. Denn vom 14. bis 16. Jahrh. finden sich im Deutschen eine ganze Reihe Vogelnamen auf -itz, die dem Slawischen entstammen und zum Teil in den Mundarten noch vorhanden sind; so Krinitz (Kreuzschnabel), Girlitz, Kiesitz, Schwunitz, Emmeritz, Nickawitz. Nur der ‚Kibitz‘ ist nicht entlehnt, sondern hat seinen Namen in Nachahmung seines Schreies erhalten. Dagegen ist das Rebhuhn (schon ahd. *repahuon, rebhuon*) jedenfalls eine frühe Entlehnung aus dem Slawischen (vgl.

---

1) Mit dem Aussterben des Elchs in Deutschland verschwand auch seine Benennung und wurde durch die slawische ersetzt, ist aber neuerdings wieder aufgenommen worden.

russ. *rjabka,* ,der bunte Vogel'). Das Tier hat nämlich nichts mit Reben zu tun, sondern ist ein ausgesprochener Steppenvogel. Es erschien in Deutschland von Osten her jedenfalls zu der Zeit, als die ehemaligen Wälder der neuen, durch den Anbau geschaffenen Kultursteppe zu weichen begannen.

Der seenreiche Osten lieferte auch einige neue Fische, den Beißker, auch Pitzker genannt (15 *peysker*), aus poln. *piskorz*, als ,Schlamm-' oder ,Steinbeißer' durch Volksetymologie mit ,beißen' zusammengebracht, weil er im Schlamme lebt und sich scheinbar an Steine ansaugt[1]; die Plötze (15), poln.-kassubisch *plotka;* den Ukelei (18, poln. *ukley*); den Sterlett (18 russ. *sterljäd*); endlich die Karausche (16, auch Karuse, Karaß) aus lit. *carōsas,* poln.-russ. *karasch.* Dies wiederum stammt wohl aus dem gr.-lt. Fischnamen *coracinus,* woher auch frz. *corassin.*

Auch andere Nahrungsmittel oder wenigstens neue Benennungen schon vorhandener sind uns aus dem Osten zugekommen. Wahrscheinlich ist das Wort Graupe (15), das sich von Obersachsen und Schlesien aus verbreitet hat, slawischen Ursprungs (russ. *krupa* ,Krume'). Das Sammeln von Preißelbeeren scheint in den böhmischen Wäldern im großen betrieben worden zu sein. Wenigstens stammt der Name aus dem tschech. *brusina, bruslina,* eig. ,braunrot'; daher auch die dialektischen Nebenformen ,Braus-, Praus-,

1) Das slawische Wort bedeutet eigentlich ,Pfeifer' (tschech. *piskati* pfeifen).

Prauselbeere‘. Von einer anderen tschech. Form des Wortes, *brusnitschka,* rührt das ostmitteld. Bruinschnitzen, Brunschnitzen her. Für das Blühen der Rinderzucht und Milchwirtschaft in der weiten östlichen Ebene zeugen die Wörter Quark (mhd. *twarc* oder *quarc,* auch *zwarg*) und Schmant (mhd. *smant*), beide aus dem Slawischen (poln. *twarog,* tschech. *smetana,* mit Anklang an tschech. *schmanta* Schmutz), beide daher besonders im östlichen Deutschland verbreitet. Das letztere hat auch die in Schlesien und Böhmen heimische Dialektform Schmetten hervorgebracht, und von dieser leitet sich das zuerst um 1500 im östlichen Mitteldeutschland auftauchende, aber erst seit 1750 von Obersachsen aus in die Literatursprache dringende Schmetterling her, durch welches das deutsche Falter zurückgedrängt worden ist. Das Wort hat also denselben Sinn wie die gleichbedeutenden Ausdrücke ‚Molkendieb, Milchdieb, Buttervogel, Butterfliege‘ (engl. *butterfly*) und beruht auf dem noch jetzt keineswegs erloschenen Volksglauben, daß Hexen in Gestalt von Schmetterlingen den Kühen die Milch aussaugen oder Molken und Butter aus den Fässern trinken.

Auch allerhand Brühen, namentlich aus Kohl, Sauerkraut u. dgl. bereitete, sind uns von Osten her bekannt geworden. Sprachlich tritt dies in dem Worte Jauche (16) zutage, aus poln. *jucha* (verwandt mit lat. *jus* Brühe), das ursprünglich ‚Suppe, Brühe‘ bedeutete, dann aber zu seiner jetzigen Bedeutung einer stinkenden trüben Flüssigkeit herabsank. Verwandt mit

Jauche ist die österreichische Benennung einer Zwischenmahlzeit Jause, slow. *juschina* Mittagessen. Im östlichen und nordöstlichen Deutschland sind auch die Plinsen (16), auch Flinsen zu Hause, dünne flache Kuchen, die zu backen wir von den Slawen gelernt haben (russ. *blinétsch*, Pfannkuchen, Fladen). Aus neuester Zeit stammt der Gulasch, eigentlich Gulyas, abgekürzt aus ungar. *gulyas-hús* ‚Rinderhirtenfleisch', d. h. Fleisch so zubereitet, wie die Rinderhirten auf der Pußta es zu essen pflegen, nämlich zerschnitten und stark mit Paprika (19, serbisch, dann ungarisch) gewürzt.

Eine wesentliche Erweiterung erfuhr unser Speisezettel ferner durch die Einführung der Gurke. Dieses grüne fleischige Gartengewächs stammt aus dem Orient, wahrscheinlich aus Indien, und gelangte im frühen Mittelalter nach Byzanz[1], wo es den griechischen Namen ἄγουρος, ἄγγουρον d. i. ‚unreif genossen'[2] erhielt. Von hier aus kamen Wort und Sache dann zu den Slawen, die die Frucht noch jetzt mit Vorliebe anbauen und genießen (russ. *ogurécu*, tschech. *okurka*, poln. *ogurek*). Um 1500 finden wir die Pflanze samt ihrem Namen im östlichen Mitteldeutschland, und zwar in der Form Gurke (16), die aus wendischem *korka* entlehnt ist. Die Wenden der Nieder-

1) Hehn S. 312. 314.

2) ἄγουρος = ἄωρος unreif, Gegensatz ‚Pfebe' = πέπων reif (S. 264; I, 170. — Andere führen das griechische Wort auf ein arab. *al-chijar* zurück, das seinerseits wieder aus dem hindostanischen *cahira* stammen soll.

lausitz erzeugten schon damals in ihrem sumpfigen Gelände massenhaft Gurken, geradezu wie ihre heutigen Nachfahren in Lübben und Lübbenau. Durch den Marktverkehr verbreitete sich das wendische Wort. Die den übrigen slawischen Sprachen (russ. *ogurécu,* poln. *ogurek,* tschech. *okurka*) entsprechende Form lautet Ajurke (17) oder Agurke (in Österreich Omorke); diese ist ins Ndl. und Dänische übergegangen. Eine andere Art war bereits im klassischen Altertum bekannt, griech. *σίκυς*, *σίκυος* (daher der Name der Stadt Sikyon ,Gurkenstadt'), lat. *cucumis.* Auch diese Art wird bereits im Kapitulare de villis genannt, und deutsch später, ebenso wie die Melone, als erdaphil bezeichnet.[1] Im westlichen Oberdeutschland, in Hessen und am Rhein ist dies Wort noch jetzt als Kukumer üblich, die Nürnberger sagen Kümmerling. — Ebenso wie die Gurke ist uns auch der Meerrettich durch slawisch-russische Vermittlung zugekommen. Die Pflanze stammt von der Küste des Schwarzen Meeres, wo sie noch heute wild wächst. Das einheimisch pontische Wort, das die Griechen durch *cerain* wiedergaben[2],

1) Schrader, Reallexikon 484.

2) Plin. nat. hist. 19, 82: unum silvestre (eine wilde Art Rettich) Graeci *cerain* vocant, Pontici armon, alii leucen, nostri *armoraciam.* Daß unser Meer-rettich eine Umdeutung der in dieser Pliniusstelle genannten lat. Bezeichnung *armoracia* sei, ist eine ansprechende, aber nicht zu beweisende Annahme. Kluge vermutet, das Gewächs habe seinen Namen, ahd. *meriratih* (10), daher bekommen, daß es von den Küsten des Pontischen Meeres als Handelsartikel, vielleicht durch gotische Vermittlung, nach

ging als russ. *chrenu,* tschech. *kren* ins Slawische und von da als *krene* ins Mhd. und als Kren in den österreichischen Dialekt über. In Schlesien sagt man Krien.

Unsere Gärten sind aber von Osten her nicht nur bereichert sondern auch verschönert worden. Die Türken waren bekanntlich große Blumenfreunde. Sie wünschten ihre glänzend-farbigen Lieblinge, die in den kurzen heißen Sommern auf dem sonnigen trockenen Boden Turkestans erblühen, auch in den eroberten Ländern um sich zu haben. So wurde die Türkei und besonders Konstantinopel zum Bezugsland bis dahin unbekannter prächtiger Arten, welche entweder über Wien oder über Venedig nach Europa importiert wurden. Dahin gehört vor allem der wohlduftende, blaßblau und weiß blühende Flieder, den die Türken *leilāk* nennen. Daraus it.-span. *lilac,* deutsch noch bis Ende des 18. Jahrh. Lilak. Die Franzosen haben unter Einwirkung des pers. *nila* ‚blau' ein *lilas* gebildet (portug. *lilá*), das sowohl den Flieder selbst wie seine Farbe bezeichnet. Hieraus haben wir die Farbenbenennung Lila ‚fliederfarbig, blaßviolett' entnommen. Sodann die Gartenhyacinthe, die Kaiserkrone, die Narzisse, die Gartenranunkel, vor allem aber die schönste und prächtigste von allen, die Tulpe[1], welche ihre türkische

---

Deutschland gekommen sei. Wieder andere fassen Meer = Sumpf, also ‚Sumpfrettich', aber Sumpf und Meer sind ganz verschiedene Dinge.

1) Hehn S. 509.

Benennung *tülbent*, pers. *dulband* ‚Turban' von der Ähnlichkeit mit dieser orientalischen Kopfbedeckung bekommen und bis jetzt bewahrt hat. Da der Name über Venedig zu uns gekommen ist, wo er *tulipano* lautete, sind die ältesten deutschen Ausdrücke der Tulipan oder die Tulipane (16. 17). Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden einzelne Exemplare bereits als eine besondere Zierde in den Gärten Augsburgischer Patrizier gezogen. Die Holländer suchten in dem glänzenden Rot und Gelb der prächtigen Blume eine Art Ersatz für das ihrem feuchten Klima nur spärlich zugemessene Sonnenlicht. Sie kultivierten die Blume auf weiten Flächen, züchteten künstlich immer neue Arten und trieben einen ausgedehnten Handel mit den Zwiebeln, der zuletzt in eine wilde Spekulation ausartete, die mit einem gefährlichen Zusammenbruch endigte. Infolge des massenhaften Gebrauchs des Wortes wurde es zu *tulpe* oder *tulp* abgekürzt, und diese ndl. Kürzung haben wir als Tulpe übernommen.

Der in Böhmen früh zur Blüte gelangte Bergbau hat seinen sprachlichen Niederschlag in dem Worte Kux (16) ‚Anteil an einem Bergwerk' gefunden. Die älteste Form lautet Kukus, Kuches und entspricht dem tschech. *kukus*. Es ist dann von den böhmischen Grenzgebirgen nach Mitteldeutschland vorgedrungen. Die böhmischen Wälder mit ihren einsam wohnenden Kohlenbrennern treten uns mit dem Worte Meiler vor Augen. Auch dies tritt erst im späten Mhd. als

meiler oder *mîler* auf, und ist in den westlichen Mundarten nicht recht volkstümlich (in Hessen sagt man ‚das Kohle'). Darum ist auch hier Entlehnung aus dem böhmischen *milje, millir* wahrscheinlicher, als der deutsche Ursprung des böhmischen Wortes.[1] — Die Donauschiffahrt hat uns das an den Ufern dieses Stromes von alters her gebräuchliche und neuerdings auch im Gebiete der Elbe und Oder heimisch gewordene Wort Zülle oder Zille ‚Flußschiff' gegeben, schon mhd. *zülle* aus slow. *tschōln*, tschech. *tschlun.* Auch eine andere Schiffsbezeichnung haben wir aus dem Slawischen erhalten, den Prahm, ein breites, flaches Fährboot zum Übersetzen. Das Wort stammt aus Böhmen (tschech. *prām* zu Wurzel *par,* germ. *far,* fahren) und ist die Elbe hinuntergewandert, dän. *pram,* ndl. *praam,* afrs. *pram,* engl. *prame.* Von Niederdeutschland her ist das Wort dann in die hd. Umgangssprache gelangt.

Der spätere Handel mit dem Osten brachte uns den Juchten (17), in nd. Lautform Juften für *juftu* (vgl. nd. ‚sacht' für ‚sanft', ‚Nichte' für ‚Niftel'). Das russ. Wort lautet *juftu,* eig. ‚ein Paar', weil die Häute paarweise gegerbt und hauptsächlich zu Stiefeln verarbeitet wurden. Ferner den Saffian, russ. *safjan*, tschech. *safián,* türk.-pers. *sachtjān* aus pers. *sacht* ‚fest, hart, gespannt'. Daß

1) Den letzteren behauptet Kluge. Die im Text gegebene Auffassung ist die von Heyne. Hi. denkt an lt. *miliarium* ein Tausend, nämlich aufgestapelte Holzscheite.

der Saffian zuerst aus der Türkei eingeführt wurde, zeigt die ndl. Benennung *turksch leer* und die engl. *Turkeyleather.* Über Sämisch s. S. 209, Anm. — Die uns jetzt so geläufige Bezeichnung Steppe erhielten wir erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem russ. *stepi,* und zwar infolge des Zuges Karls XII. durch Südrußland. Der russische Ukas (18. russ. *ukásu* Befehl) ist mit dem Zarentum verschwunden; geblieben ist der Pogrom (um 1900), russ. *pogróm,* eig. Verheerung, dann speziell Judenmetzelei. Der Bolschewismus möge unserm Vaterlande sachlich und sprachlich fern bleiben.

Die Betrachtung dieser Wörter östlicher Herkunft hat uns über das Mittelalter hinausgeführt bis in die neue Zeit. Es schien angemessen, diese verhältnismäßig kleine und in sich geschlossene Gruppe im Zusammenhange zu betrachten und nicht in noch kleinere Teile auseinanderzureißen. Die Erfahrung, daß in der Kultur weiter vorgeschrittene Völker, wenn sie tiefer stehende sich sprachlich assimilieren, kaum etwas aus deren Sprache in die ihrige aufnehmen, bewahrheitet sich auch hier. Millionen Wenden sind unserem Volksleib einverleibt worden, und die Ortsbezeichnungen und Eigennamen legen davon beredtes Zeugnis ab, aber unsere Sprache hat aus dem Altwendischen so gut wie nichts entlehnt. Was wir von slawischen Worten besitzen, stammt aus den noch jetzt lebenden slawischen Sprachen und ist lange nach der Unterwerfung der Wenden entlehnt worden.

Rückblick.

Es ist ein weiter Weg, den wir zurückgelegt haben. Wir haben die Kulturentwicklung des deutschen Volkes durch acht Jahrhunderte vom Beginn der christlichen Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters auf dem parallel laufenden Seitenpfade der sprachlichen Entlehnungen begleitet. Unsere Vorfahren hatten die Anfänge der Obst- und Weinkultur, des Steinbaues und mancher Handwerke und Gewerbe von dem großen südlichen Nachbarvolke erhalten, das die Zivilisationen aller Kulturvölker des Mittelmeeres in sich aufgenommen und vereinigt hatte; in Ackerbau, Viehzucht und jeder andern wirtschaftlichen Tätigkeit waren sie durch das römische Vorbild mächtig gefördert worden. Aber diese Anfänge einer höheren Zivilisation waren äußerer, wirtschaftlicher Art gewesen, wenn sie auch die ursprüngliche herbe Wildheit des Volkscharakters einigermaßen milderten. Auch mit einigen wenigen Einzelerscheinungen des Christentums waren die deutschen Stämme bereits vor Beginn unserer Periode bekannt geworden, aber ebenfalls nur in äußerlicher Weise. Eine durchgreifende innere Erneuerung, ein

Ersatz des gerade durch diese Kultureinwirkungen zum Dahinsiechen und Absterben verurteilten alten, einfachen Götterglaubens, eine neue festgegründete, sittliche und geistige Autorität tat dem talentvollen und kräftigen, aber jugendlichen und unreifen Volke dringend not. Dies alles brachte ihm seit dem 8. Jahrhundert das Christentum in seiner straff organisierten kirchlich-katholischen Form. Zugleich aber führte es ihm eine fast unübersehbare Fülle neuer Kulturbegriffe zu. Die schwierige Aufgabe, der unbeholfenen und abstrakter Ausdrucksweise noch ganz ungewohnten Sprache die neuen Anschauungen und Begriffe einzufügen, wurde teils durch Übersetzung derselben, teils durch Entlehnung ihrer Bezeichnungen glücklich gelöst.

Mit der neuen Religion kam eine neue geistige Bildung auf, welche das bis dahin in dieser Beziehung einige Volk in die beiden Gruppen der Gelehrten und Ungelehrten schied. Sie beruhte auf den vorher unbekannten Künsten des Lesens und Schreibens, auf der Kenntnis des Lateinischen und einer gewissen Vertrautheit mit einigen Werken der antik-römischen und der christlich-lateinischen Literatur, besonders der Heiligen Schrift. Durch diese gelehrten Studien wurden sprachliche Entlehnungen einer ganz neuen Gattung veranlaßt, die literarischen oder Buchworte im Gegensatz zu den Verkehrsworten, welche bis dahin allein das Lehngut der Sprache ausgemacht hatten.

Das schon in der heidnischen Zeit begonnene Werk der materiellen Zivilisierung wurde inzwischen

besonders von den Klöstern aus fortgesetzt. Eine reiche Fülle von Kulturgewächsen und Genußmitteln, Speisen und Getränken, Kleidungsstücken und Geräten wurde eingeführt, Baukunst, Musik, Handwerk und Medizin vervollkommneten sich, die Welt erschloß sich immer weiter, und von den wunderbaren Tieren und anderen Erzeugnissen fremder Länder drang allmählich die Kunde bis nach Deutschland und regte die Phantasie vielseitig an; orientalische Stoffe und Wohlgerüche hielten ihren Einzug in das nördliche Land. Die primitive Art der Regierung wurde mit Hilfe der von den Römern geschaffenen Verwaltungs- und Rechtsformen weiter ausgebildet; eine neue Technik des Handels und der Besteuerung kam auf, und es entstand eine Stufenfolge von Zivilbehörden, eine Art Bürokratie samt dem dazu gehörigen Apparat.

Die Trägerin und Vermittlerin aller dieser Kulturelemente war die lateinische Sprache, die man noch bis tief in das Mittelalter hinein, ja bis zur Humanistenzeit durchaus nicht als eine „tote" ansehen darf. Sie führte, nachdem sie im Volksmunde erloschen war, bei den abendländischen Völkern immer noch ein Nachleben, indem sie nicht nur die Sprache der Kirche und der Literatur blieb, sondern auch von den Geistlichen, Mönchen und den Gebildeten überhaupt wie eine zweite Muttersprache gesprochen wurde, bis zur Humanistenzeit, wo der Ciceronianismus die lebendige lateinische Rede tötete. Aber auch über diese Zeit hinaus entwickelte sich das Lateinische wenigstens

als Büchersprache immer weiter aus dem Mittellateinischen ins Neulateinische hinein, entnahm während dieser langen Zeitdauer vieles den Volkssprachen und gab ihnen vieles zurück, so daß es nicht selten zweifelhaft ist, ob ein Wort aus dem Lateinischen in die Volkssprachen oder aus diesen in jenes übergegangen ist.

Von den romanischen Volkssprachen begann nun seit dem 11. Jahrhundert eine, nämlich das benachbarte, an kulturellem Wert dem Deutschen damals überlegene Französisch neben dem älteren Latein in steigendem Maße seinen Einfluß auf die jugendlich-aufstrebende, der Bereicherung noch sehr bedürftige, und daher für fremdes Kulturgut äußerst empfängliche deutsche Sprache geltend zu machen. Die politischen und Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern, die innige Berührung und Durchdringung beider Nationen in den Niederlanden bricht den französischen Spracheinwirkungen die Bahn, der Geist des Rittertums, die modische Konversation, die „höfische“ Poesie machen sie in den höheren Schichten der deutschen Nation übermächtig, so daß während der Blütezeit des Mittelalters alle diejenigen Lebensgebiete, welche in den Interessenkreis des ritterlichen Adels fallen, von französischen Ausdrücken durchwuchert werden. So Turnier- und Kriegswesen, Rüstung und Bewaffnung, Kleidung und Schmuck, Tanz und Spiel, Musik und Jagd, Küche und Keller, aber auch Verwaltung, Regierung und Recht.

Neben Frankreich gewinnt in dieser Zeit Italien,

das Zentralland der europäischen Politik und des Weltverkehrs, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf unsere Sprache, besonders im Handel und Wandel. Beide romanischen Völker vermitteln uns dann weiter die Kulturgüter, die der sich allmählich immer mehr erschließende Orient über das Abendland ausgießt, und zwar zuerst der griechisch-byzantinische, dann weiter der arabisch-islamitische Orient. Die Eroberungen der Araber in Südeuropa und dann die Kreuzzüge bilden wichtige Momente in der Geschichte dieser orientalisch-abendländischen Beziehungen. Auch die Sprache der Schiffahrt beginnt sich stark mit romanischen und orientalischen Elementen zu durchsetzen und beweist so, wohin der deutsche Seeverkehr und Handel damals gravitierte.

Alle diese während der Blütezeit des Mittelalters tätigen Kräfte bleiben auch noch während der beiden letzten Jahrhunderte desselben wirksam. Die Spekulationen der Mystiker, die Gründung der Universitäten, die Anfänge des modernen Staates führen zu neuen Anleihen bei dem Latein, das Französische wirkt nach wie vor von den Niederlanden und dem Niederrhein her ein, und der neueingerichtete direkte Schiffsverkehr zwischen den Niederlanden und Italien besorgt die Einfuhr italienischer und orientalischer Waren und Wörter. Die Seemannssprache bleibt infolgedessen denselben romanischen und orientalischen Einflüssen ausgesetzt, wie in der Periode der Kreuzzüge. Auch die Technik des Handels, der Musik und der Baukunst bereichert sich durch diese Beziehungen zu Italien.

Das Niederländische, Niederrheinische und Niederdeutsche bildet während dieser Zeit vornehmlich die Brücke zwischen den romanischen Sprachen und dem Hochdeutschen.

Unbedeutend gegenüber der Masseneinfuhr aus dem Süden und Westen ist das, was wir von den Völkern des Ostens, den Slawen, Ungarn und Türken entlehnt haben, aber auch diese Halbbarbaren haben uns eine Anzahl wertvoller Sprachbereicherungen zugeführt. So auf dem Gebiete des Fuhrwesens, der Flußschiffahrt, des Gartenbaues und des Militärwesens.

Literatur.

Grimm, Deutsches Wörterbuch.

Heyne, Deutsches Wörterbuch. I und II in 2. (1905), III in 1. (1895) Aufl.

Hirt (ursprünglich Weigand), Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. Gießen 1909. 1910.

Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Straßburg 1899.

Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch (Etymologisches Wörterbuch der romanischen Hauptsprachen). 3. Aufl. Paderborn 1907.

Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 3. Aufl. Bonn 1869.

Graff, Althochdeutscher Sprachschatz.

Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

Dieffenbach, Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt 1857.

Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2. Aufl. Jena 1890.

Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Straßburg 1901.

Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Straßburg. I 1911—13. II 1913—15. III 1915—16. IV 1918—19.

Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. II, 1881.
Lamprecht, Deutsche Geschichte. 3. Aufl. 1902.
Schultz, Das höfische Leben im Zeitalter der Minnesänger. 2. Aufl. Leipzig 1889.
Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge.
Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904.
Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. Besorgt von Schrader und Engler. Berlin 1894.
Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896.
Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Kiel und Leipzig 1894.
Palander, Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 12. Jahrh. (in Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors III, 77).
Palander, Die althochdeutschen Tiernamen; I, die Namen der Säugetiere. Darmstadt 1899 (Helsingforser Dissertation).
Kassewitz, Die französischen Fremdwörter im Mittelhochdeutschen. Straßburg 1890. (Dissertation.)
Heyne, Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899.
Heyne, Das deutsche Nahrungswesen. Leipzig 1901.
Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen. Leipzig 1903.
Heyne, Das altdeutsche Handwerk. Straßburg 1908.

Abkürzungen.

A. f. d. A.	=	Anzeiger für deutsches Altertum.
afrz.	=	altfranzösisch.
ags.	=	angelsächsisch.
ahd.	=	althochdeutsch.
arab.	=	arabisch.
altn.	=	altnordisch.
alts.	=	altsächsisch.
böhm.	=	böhmisch.
dän.	=	dänisch.
engl.	=	englisch.
F.-B.	=	Fischer-Benzon (s. Literatur).
frz.	=	französisch.
germ.	=	germanisch.
got.	=	gotisch.
griech.	=	griechisch.
Hi.	=	Hirt (s. Literatur).
Ho.	=	Hoops, Reallexikon (s. Literatur).
it.	=	italienisch.
lt.	=	lateinisch.
mhd.	=	mittelhochdeutsch.
mlat.	=	mittellateinisch.
nd.	=	niederdeutsch.
nhd.	=	neuhochdeutsch.
ndl.	=	niederländisch.
pers.	=	persisch.
poln.	=	polnisch.
provenz.	=	provenzalisch.
russ.	=	russisch.
span.	=	spanisch.
ungar.	=	ungarisch.
Z. f. d. W.	=	Zeitschrift für deutsche Wortforschung.
Z.f.d.Phil.	=	Zeitschrift für deutsche Philologie.

Wörterverzeichnis.

Liegende Schrift bezeichnet Wörter, die nicht Lehnwörter sind.

